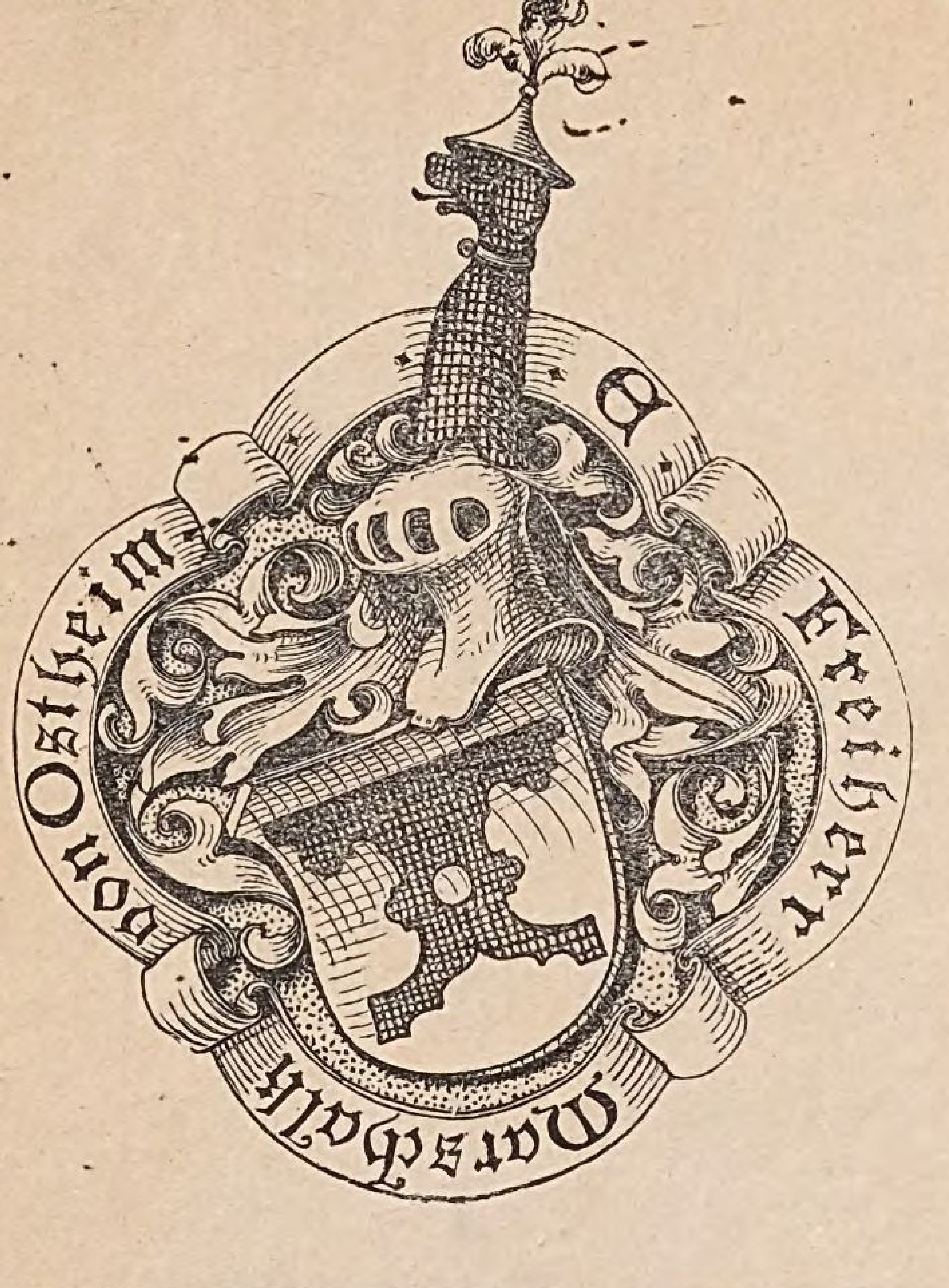


Freiherr
Marschalk
von Ostheim

Panorama der Eisenbahn von Halle bis Weimar.





L. Rohbock delt. G. Hefsinger sculpt.

DIE WARTBURG BEI EISENACH.

Das
Thüringerland und der Thüringerwald.

Ein

Reisebuch durch Thüringen,

in Skizzen und Bildern.

Von

Gustav Rasch.

> Auf die Berge will ich steigen,
> Wo die dunkeln Tannen ragen,
> Bäche rauschen, Vögel singen,
> Und die stolzen Wolken jagen.
>
> Heinrich Heine.

Mit 20 Stahlstichen

und

dem Panorama der Eisenbahn von Halle bis Eisenach.

Leipzig,

Verlag von C. A. Haendel.

Vorrede.

An eigentlichen Reisebüchern, an sogenannten „Führern über den Thüringerwald" ist in der Reiseliteratur kein Mangel, obschon sie alle ziemlich veraltet und die neuesten wenigstens mehrere Jahre alt sind. Dem gebildeten Reisenden, dem Reisenden, welcher denkt und empfindet, können indeß derartige Führer wenig bieten; denn über eine trockne Wegbeschreibung, über Notizen über Sehenswürdigkeiten und Merkwürdigkeiten, Gasthöfe, Meilenzahl und Entfernungen gehen sie sämmtlich nicht hinaus. Der gebildete und denkende Reisende verlangt jedoch, bevor und wenn er ein Land besuchen will, unbedingt mehr. Er will die Geschichte des Landes wissen, welches er besucht; er will Schilderungen und Charakteristiken der von den verschiedenen Routen durchschnittenen Gegenden, Thäler und ihrer Bevölkerungen, ihrer Städte und Ortschaften haben, er will auch die Natur des Landes und seine landschaftlichen Schönheiten kennen lernen. Von alle dem bieten ihm die eigentlichen Reisehandbücher nichts.

Mit einem dieser Bücher in der Hand stand ich auf meinen vielen Reisen oft am Eingange eines Thales, dessen Durchwanderung mehrere Tage in Anspruch nahm und mich außerdem von meinem Reiseziel weit entfernte. Ich schlug die Blätter des Buches um, und fand auf ihnen alle Entfernungen der Ortschaften des Thales, alle Fußwege, Wegweiser, Gasthöfe u. s. w. auf das Sorgfältigste verzeichnet; es waren auch alle Merkwürdigkeiten und Sehenswürdigkeiten auf das Genaueste einregistrirt; ob es sich aber lohnte,

deshalb einen Umweg von mehreren Tagen zu machen, welcher Art die landschaftlichen Schönheiten des Thales seien, welchen Charakter eine Rundsicht habe, welche ich nur genießen konnte, wenn ich vorher einen steilen und schwer zu ersteigenden Berg von mehreren tausend Fuß Höhe erklimmte, von alle dem erzählten die Blätter meines „Führers" gar nichts. Nun wanderte ich auf's Geradewohl in das Thal hinein, besuchte seine äußersten Winkel, erklomm die Höhen und überzeugte mich am Ausgange desselben, daß es nicht der Mühe werth gewesen, auch nur einen Schritt hineinzuthun, geschweige denn mehrere Tage lang Mühe und Zeit aufzuwenden.

Wenn man mir dagegen einwendet, es sei unmöglich, in einem Reisebuche, wenn es nicht einen voluminösen Umfang haben soll, beide Zwecke zu vereinigen, so muß ich dem vollständig widersprechen. Ein classisches und berühmtes Reisewerk, „Schaubachs Deutsche Alpen", hat schon vor länger als zwölf Jahren das Gegentheil vollständig bewiesen. Es erfüllt beide Zwecke nach allen Seiten hin, und ist zugleich in eleganter Manier und in einem glänzenden Styl geschrieben. Jeder Reiseschriftsteller kann sich dies Werk als Muster nehmen, welches er indeß wohl schwerlich erreichen wird. Ein gutes Reisebuch muß in topographisch ethnographischen Schilderungen und Charakteristiken dem Reisenden die landschaftlichen Schönheiten, die Geschichte, die Sehenswürdigkeiten, die historischen Erinnerungen, den Charakter der Bevölkerung eines Landes vorführen, und diese Schilderungen müssen so geordnet und in so eleganter Manier geschrieben sein, daß sie nicht nur dem Reisenden gleichzeitig den Dienst eines Reisehandbuchs, eines sogenannten Führers leisten, sodann auch nach der Reise als Erinnerung an das Erlebte und Geschehene Werth behalten. Bilder, Pläne und Karten sollen diese verschiedenen Zwecke unterstützen und befördern.

Von diesem Standpunkt aus bitte ich mein Buch „der Thüringerwald und das Thüringerland" zu beurtheilen; mit diesem Maßstab bitte ich es zu messen. Es führt in einer Reihe landschaftlicher Skizzen und Bilder alle landschaftlichen Schönheiten Thüringens vor dem Auge des Reisenden vor-

über; — möge er sie vor seiner Reise lesen, um aus ihnen das auszuwählen, was er sehen will, oder mögen sie ihm nach der Reise eine angenehme Erinnerung an die Höhen und Thäler eines der schönsten und anmuthigsten Deutschen Mittelgebirge bleiben; — es erzählt ihm die Geschichte der Burgtrümmer, welche die grünen Höhen krönen, und der Städte, welche an Glanz und Macht einst mit Königen wetteifern konnten, oder denen die ersten Deutschen Dichter und Schriftsteller einen unsterblichen Namen gemacht haben; es bevölkert die dunkeln Klüfte und verborgenen Höhlen des Gebirges mit den Nebelgestalten der Sage und dem reichgeschmückten, phantastischen Mährchen; es schildert ihm die Gothischen Bauwerke und die eisengeharnischten Kämpfer vergangener Jahrhunderte; es enthält aber auch alle practischen Notizen in Betreff der Sehenswürdigkeiten, Wege, Reiserouten, Gasthöfe, Eisenbahnen, Führer, Fahrgelegenheiten, welche ein Reisehandbuch dem Reisenden mittheilen soll, um seine Reise bequem, angenehm, practisch und billig zu machen. Ich habe dabei die besten und gediegensten Werke und Monographien benutzt, welche die reiche Literatur über Thüringen bietet. Ich nenne unter ihnen nur: „Bechstein, Thüringische Sagen", „Döring, Thüringische Geschichte", „J. P. Lepsius, Kleine Schriften", „Büsching, Reise durch einige Münster des nördlichen Deutschlands", „Kawaczinski, die Veste Koburg", „Gabler, Chronik von Freiburg und der Neuenburg", „Melissantes, Beschreibung einiger Bergschlösser in Deutschland", „Goseck. Von C. A. Sturm", „Rudolstadt und Schwarzburg von Dr. L. F. Hesse", einer Reihe anderer Monographien und handschriftlicher Notizen, auf welche im Text Bezug genommen ist, hier nicht zu erwähnen. Alle, den Reisenden interessirende oder für ihn practische Notizen in Betreff der Thüringen durchschneidenden oder die Grenzen des Landes berührenden Eisenbahnen sind an den betreffenden Stellen eingeschaltet, und sämmtliche Stationen, Ausgangs- und Berührungspunkte der seit dem Jahre 1856 begonnenen Werrabahn und ihrer Zweigbahn erwähnt worden. Um die Darstellung im Text nicht zu stören und der bessern Uebersicht halber habe

ich eine Reihe practischer Notizen aus jedem Kapitel herausgehoben und unter den Kapitelüberschriften an die Spitze desselben gestellt. Ein vollständiges Ortsregister wird das Nachschlagen jeder Einzelheit leicht und bequem machen. Der Verleger hat das Werk mit einer Reihe vortrefflich ausgeführter Stahlstiche ausgestattet. Sie werden dazu dienen, dem Reisenden die landschaftlichen Schönheiten Thüringens und seines Waldes in getreuer und geschmackvoller Darstellung vor das Auge zu führen und als Erinnerung an das Gesehene ihm von besonderem Werthe sein.

Berlin, im Frühjahr 1858.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Einleitung.

Das Thüringerland und der Thüringerwald.

Thüringen, kurzer Abriß seiner Geschichte, Topographie und Statistik. Der Thüringerwald. Wie man das Thüringerland und den Thüringerwald am Besten bereist.

Mitten in Deutschland liegt ein schönes Ländergebiet, von einem langen Gebirgsarm mit schmalem Kamm durchzogen, dessen Thäler größtentheils nach Nordwest und Südwest abfallen, welches man mit dem gemeinschaftlichen Namen „Thüringen" zu bezeichnen pflegt. Dieser Ländercomplex besteht aus den Herzogthümern Sachsen-Koburg-Gotha, Sachsen-Meiningen, Hildburghausen, Sachsen-Altenburg, den Fürstenthümern Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, dem Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach und einzelnen Parcellen von Preußen und Kurhessen. Der Gebirgsarm, den man den „Thüringerwald" oder in Thüringen auch blos den „Wald" nennt, hat von Blankenstein, seinem östlichen Ende, bis zu seinem nordwestlichsten Punkte, dem Eisenachischen Dorfe Sallmannshausen, eine Länge von achtzehn Meilen; seine größte Breite — von Kronach bis Ziegenrück — beträgt nur sieben geographische Meilen. Nach Südwest hängt der Thüringerwald mit dem Rhöngebirge, nach Südost mit dem Fichtelgebirge zusammen.

Thüringen war einst ein selbstständiges Königreich. Als solches ging es in das große Frankenreich auf. Nach dessen Untergang und Zersplitterung wurde es ein eigenes Herzogthum, und unter dem Kaiser Konrad dem Salier ein Landgrafenthum. Mit Friedrich dem Einfältigen ging auch diese Selbstständigkeit zu Grunde. Das Land wurde mehrere Male getheilt, die großen Grafen in Thüringen wurden selbstständige Fürsten und Thüringen ging theils in Sachsen, theils in den einzelnen Herzogthümern und Fürstenthümern, welche noch heute seine Bestandtheile bilden, auf.

Sowohl als Königreich wie als Landgrafenthum hat Thüringen eine große Geschichte, reich an tapfern, klugen Männern und an großen, hohen Thaten.

Thüringens Urgeschichte umschleiert die Sage. Wie über alle deutschen Länder, so brauste auch über Thüringen der mächtige Strom der Völkerwanderung in großen und mächtigen Wogen hinweg. Ein Volk verdrängte das andere, Kämpfe und Kriege machten das ruhige Wohnen unmöglich. Die Katten wichen den Hermunduren, die Hermunduren den Theuerngothen oder den Theruingen, von denen das Land seinen Namen erhalten haben soll. Dann kamen Sachsen, Alemannen, Franken und Slaven. Im vierten Jahrhundert vor Chr. Geb. tritt die Geschichte und Gestaltung Thüringens schon deutlicher hervor, wenn auch diese Geschichte der historischen Begründung vielfach entbehrt. Der erste König Thüringens soll Chlodowig, von fränkischem Stamm, gewesen sein, der zweite Merovig, der Erbauer Erfurts und der Merovigsburg. Dann eroberte Attila, der Hunnenkönig, das Land. Seine Gattin Chrimhild war die Tochter eines Thüringischen Großen, Günther, der zu Eisenach herrschte. Nach Attilas Tode schüttelten die Thüringer das fremde Joch wieder ab, und Thüringen hatte wieder eigene Könige, Basinus und nach ihm sein Sohn Irminfried, der die Tochter des großen Ostgothenkönigs Dieterich von Bern heirathete, und dessen Brüder. Mit Irminfried ging das Thüringische Königthum zu Grunde. Mit Hülfe des Ostgothenkönigs, seines Schwiegervaters, erschlug er seine Brüder, aber Theodorich nahm deren Erbe für sich in Anspruch, und rief, als Irminfried sich weigerte, die Sachsen und seinen Bruder, den Frankenkönig Chlotar, zu Hülfe. In Burg Scheidungen an der Unstrut wurde der letzte Thüringische König belagert, die Burg im Sturm genommen, der König getödtet und das Königreich Thüringen unter Sachsen und Franken getheilt.

Lange war jetzt Thüringen eine Provinz des großen Frankenreichs und theilte alle Schicksale desselben. Unter den schwachen fränkischen Königen verwüsteten Hunnen, Slaven und Wenden das Land, und der Kampf der Herrscher und der Majordomen wurde häufig auf Thüringischem Boden ausgefochten. In derselben Zeit verkündete Bonifacius, der große Christenthumsapostel, den Thüringern die neue Lehre. Noch heute lebt sein Name dort in Kirchen und Altären, in Thälern, Quellen und Felsen.

Als Karl der Große gestorben war und seine Söhne sich in das große Frankenreich theilten, fiel Thüringen an Ludwig den Deutschen, der einen besondern Herzog für Thüringen, welcher Tachulph hieß, ernannte. Die Regierungsgeschichte seiner Nachfolger ist wiederum mit den Raubzügen der Hunnen ausgefüllt, welche Deutschland neuerdings verheerten, bis Heinrich, der Sohn des Sachsenherzogs Otto, Herzog von Thüringen wurde. Es ist derselbe Heinrich, dem die Geschichtsschreiber alberner Weise den Beinamen „der Vogler" oder „der Vogelsteller" gegeben haben, und den sie „den Großen" hätten nen-

nen sollen; derselbe Heinrich, den Kaiser Konrad den deutschen Fürsten zu seinem Nachfolger empfahl. Er schlug die Hunnen in der großen Schlacht bei Merseburg und gab dem Thüringerlande den Frieden und die Ruhe wieder. Sein Sohn war Otto der Erste, der große deutsche Kaiser und der letzte Herzog von Thüringen.

Der Ahnherr der Landgrafen von Thüringen ist Ludwig der Bärtige, auch Ludwig mit dem Barte genannt, ein fränkischer Ritter, von dem in den folgenden Kapiteln vielfach die Rede sein wird, der Vater Ludwig des Springers, der den Pfalzgrafen Friedrich erschlagen haben soll, Wartburg und Reinhardsbrunn baute, und dort als Mönch starb. Mit ihm beginnt ein großes und tapferes Geschlecht, die Reihe der Thüringischen Landgrafen, deren berühmte Namen die Mauertrümmer der Burgen und Schlösser, welche sie bewohnten, weit überdauern werden. Von dem Schloßthore mancher stolzen Burg hat der gekrönte Landgrafenlöwe hinabgeschaut, die Sarazenen sahen ihn auf den Bannern der Kreuzfahrer vor Jerusalem und Ptolemais, und mehreren deutschen Kaisern ist er furchtbar geworden. Wer kennt nicht die Namen Ludwig des Eisernen, den der Schmied in der Waldschmiede zu Ruhla hart schmiedete, Hermanns des Sängerfreundes, den Walther von der Vogelweide und Heinrich von Ofterdingen besangen, Ludwigs des Frommen, des Gemahls der heiligen Elisabeth, und Heinrich Raspes, der die deutsche Königskrone trug? Sage und Geschichte haben ihre gekrönten Helme mit einem unverwelklichen Lorbeer umflochten. Nach Heinrich Raspe's Tode erfüllte wiederum während zehn Jahre Schwertergeklirr und das Rasseln der Harnische alle Schluchten und Thäler des ganzen Thüringerwaldes. Das Kind von Brabant und Heinrich der Erlauchte stritten um die Ansprüche ihrer Vorfahren, Heinrich Raspe's und der heiligen Elisabeth. Eine Ländertheilung endete endlich den langen Streit; Albrecht, Heinrich des Erlauchten Sohn, wurde Landgraf von Thüringen. Seine Gemahlin war die unglückliche Kaisertochter Margaretha, und seine Söhne Friedrich, der freudige Landgraf und der tapfere Diezmann, welche dem Kaiser Adolf von Nassau ihr Land abkämpften. Von ihnen allen wird bei der Geschichte ihres Stammschlosses, der Wartburg, vielfach die Rede sein.

Von Friedrich's Sohne, Friedrich dem Ernsthaften, an bis zu der Zersplitterung und Theilung des Landes beginnt für Thüringen eine Zeit der Ruhe und des Friedens. Die Landgrafen gehörten zu den mächtigsten und angesehensten Fürsten in Deutschland, und mehrere Male lag es nur an ihrem Willen und ihrer Zustimmung, die deutsche Kaiserkrone mit dem gekrönten Landgrafenlöwen zu vertauschen. Friedrich der Ernsthafte war Landgraf von Thüringen und von Meißen; nächst Thüringen gehörte ihm Meißen, das ganze Osterland und Pleißner Land. Seine drei Söhne regierten ihr reiches Vatererbe gemeinschaftlich, welches noch durch die Grafschaft Henneberg vergrößert wurde. Einer ihrer Nachfolger, Friedrich der Einfältige, starb erben-

und thatenlos. Die schaffende Macht der Natur war in diesem letzten Landgrafen Thüringens erloschen. Thüringen fiel an die Nachkommen Friedrichs des Strengen, Kurfürsten von Sachsen, welche dasselbe unter sich theilten. Dann geriethen die Brüder unter sich in Streit, ein neuer Krieg entbrannte und verwüstete lange Zeit Felder, Dörfer und Städte. Wiederum einigten sie sich, Herzog Wilhelm starb dann ohne Erben, und Ernst und Albert, die Söhne Friedrichs des Sanftmüthigen, theilten nochmals Sachsen und Thüringen. Sie sind die Stifter der albertinischen und ernestinischen Linien. Von hier an hört die Geschichte Thüringens, als eines selbstständigen Landes auf. Sie ist theils mit der Geschichte Sachsens, theils mit der Geschichte jener beiden Regentenlinien verbunden, theils mit der Geschichte anderer Grafen und Herren im Thüringerlande, welche selbstständige Fürsten wurden. Aber auf dem alten Boden Thüringens ist seit der Zeit noch manche große That geschehen, und mancher glänzende und hohe Name in der Wissenschaft, im Frieden und im Krieg ist an seine Städte und Fluren geknüpft. Martin Luther wurde in einem kleinen Thüringischen Städtchen, in Möhra, geboren und schrieb seine Bibelübersetzung auf der Wartburg, der Bauernkrieg wurde auf Thüringischem Boden ausgekämpft, Herzog Bernhard, der große Held des dreißigjährigen Krieges, war aus dem Weimarischen Fürstengeschlecht, in Weimar lebten Göthe und Schiller, Herder und Wieland.

Der Thüringerwald ist für mich das schönste und romantischste Gebirge in Deutschland. Zwischen grünen Waldbergen und colossalen Felsen- und Bergmauern steigen nach allen Seiten hin romantische Thäler, von Waldbächen durchrauscht, von Hütten- und Hammerwerken belebt, mit üppigen Wiesen und grünen Matten herab. In den klaren Wellen der Waldbäche plätschern Schmerlen und Forellen; seltene Käfer und Schmetterlinge mit farbigen Flügeln und goldberänderten Decken summen und schwirren in der frischen Bergesluft und aus den dichten Gebüschen tönt der Gesang von hundert und sechzig verschiedenen Vögelstimmen, aber alle die Sänger übertönt der schmetternde Schlag der Finken. In den dichten Waldungen, in deren Schatten und Rauschen der Wanderer bis zu den Bergeshöhen hinansteigt, hauset noch das wilde Schwein und der Fuchs, und in den Tiefen der Berge wird das Eisen, die Steinkohle, Kupfer und Kobald gewonnen. Ehemals fand man dort auch Silber und Gold. Auf den grünen Bergeshöhen und in den schattigen Thalgründen tönt überall das Geläute großer weidender Heerden, und kein Gebirge Deutschlands hat auf einem so kleinen Flächenraume soviel Werke, Fabriken und Hütten. Schmelzwerke, Eisenhämmer, Stahlhütten, Blechhämmer, Glashütten, Porzellanfabriken, Spiegelglasfabriken, Zain- und Drathhämmer, hölzerne Spielwaarenfabriken, Papiermachéfabriken wechseln auf manchen Strecken des Thüringerwaldes unaufhörlich mit einander ab. Das Rauschen der Waldbäche übertönt überall das Geräusch der Hämmer, das Klappern der Räder, das Klopfen der Messer- und Nagelschmiede, und aller ordentlichen Eisenarbeiter.

Aus Kohlen- und Ziegelbrennereien, aus Pech- und Kienrußhütten, aus Gewehrfabriken und Eisenschmelzwerken wirbeln Tag und Nacht dichte Rauchwolken in die klare, blaue Luft, untermischt von Funkenperlen und Feuerströmen. In den Städten sind die Webereien, die Gerbereien, die Bierbrauereien und Bleichereien in dem blühendsten Zustande. Auf die Bleichen in Friedrichsrode sendet Berlin seine Wäsche, und die Sonnenberger Spielwaaren und die Ruhlaer Pfeifenköpfe wandern über den Ocean.

Der Thüringerwald bietet dem Reisenden die mannigfachsten Aussichten, weite Fernsichten über mit Dörfern, Städten und Wäldern bedeckte, blühende Ebenen und schöne Durchsichten auf malerisch gruppirte Felsen, Waldschluchten, Thalklüfte, die vielen Vorberge mit ihren Buchen- und Tannenwaldungen geben den Landschaftsbildern eine besondere Mannigfaltigkeit und einen immer verschiedenen Vordergrund, während die fernen blauen Bergzüge des Harzes, des Rhön- und Fichtelgebirges einen Abschluß und Hintergrund bieten. Der Blick von manchen Berghöhen vereinigt alle diese Verschiedenheiten und Abwechselungen in einem Bilde, während andere Höhen nur die Einzelnheiten in mannigfacher Schönheit zeigen. Wie verschieden sind die Aussichten vom Inselsberge, vom Schneekopf, vom Gerberstein, von der Wartburg und vom Wachstein! Wie verschieden und wie mannigfaltig ist die Fernsicht, wenn man von dem Gipfel des Inselsberges nach Norden und nach Süden, nach Osten und nach Westen schaut! Die Höhen, welche überall waldbedeckt aus der Ebene emporsteigen, sind mit Mauertrümmern, mittelalterlichen Burgen und wohlerhaltenen Schlössern gekrönt, und Grotten, Felsenthäler, Thalklüfte und wunderbare Höhlen, in deren Grunde tiefe Bergwasser rauschen, wechseln zwischen den Bergzügen mit einander ab. Die höchsten Spitzen des Thüringerwaldes sind der Inselsberg und der Schneekopf. Jener hat eine Höhe von 2855 Fuß, während dieser 3049 Fuß über die Meeresfläche emporragt. Ueber den ganzen schmalen Gebirgskamm, der an den ausgedehntesten Stellen nur die Breite von ½ Meile hat, zieht sich ein uralter Handels- und Grenzweg, oft gepflastert oder chaussirt, dessen Erbauer in mittelalterlicher Zeit zu suchen sind, der Rennsteig, von dem die Sage erzählt, daß er einst die Grenze zwischen Thüringen und Franken gewesen, und daß die Herzöge und Landgrafen von Thüringen ihn beim Antritt ihrer Regierung, gefolgt von ihren Reisigen und Rittern, umreiten mußten.

So ist das Thüringerland und der Thüringerwald. Jetzt zu der Beantwortung der praktischen Frage, wie man Thüringen und den Thüringerwald am Besten bereist?

Für den Thüringerwald ist diese Frage mit zwei kleinen Worten zu beantworten: „zu Fuß." Es führen freilich breite und bequeme Fahrstraßen über alle seine Höhen und Berge. Man kann mit zwei und vier Pferden auf das Plateau des Inselsberges, bis zum Viehhause auf der Schmücke und vor das alte Schloßthor der Wartburg fahren; aber dem Reisenden, der in diesem

Wagen sitzt, gehen eine Menge landschaftlicher Schönheiten verloren, welche nur der Fußgänger genießen kann. Die Fußwege, welche sich die Höhen hinaufziehen, sind reich an Durchsichten, an mannigfaltigen Gruppirungen von Fels, Wald und Gebüsch, an Grotten und Schluchten, welche die Fahrstraßen aus localen Rücksichten nicht berühren können. Sodann wandelt der Fußgänger auf moosbedecktem Waldboden, im Schatten der Wälder; die Buchen- und Tannenwipfel rauschen und flüstern und erzählen sich wunderbare Dinge über Thüringens dahingeschwundene Herrlichkeit; die Sonnenstrahlen glitzern und funkeln an den Stämmen und auf den Bättern; die Waldbäche brausen tief unten in den Thalklüften; Lerchengesang und Finkenschlag tönt weithin durch die Waldeinsamkeit; Rehe huschen über den Weg, und frische Bergluft, voll Arom und Waldesduft, umfächelt seine Stirn. Von alle dem sieht und empfindet derjenige, der in seinem Wagen auf den Fahrstraßen dahinrollt, nichts. Er fährt an hundert Schönheiten vorüber und die Einsamkeit und Romantik des Waldes lernt er nie kennen.

Die Fußwege in Thüringen, sowohl in den Thälern, wie auf den Bergen, sind ungefährlich und bequem. An manchen Stellen, wie im Annathal, über die hohe Sonne nach Wilhelmsthal, in der Umgegend von Ruhla und von Liebenstein, geht man auf denselben, wie auf den Kieswegen eines Parks. Einen Führer kann der Fußgänger deshalb bei den meisten Partieen entbehren. Mit Hülfe einer Karte, eines Reisebuches und mit einigem Localsinn orientirt er sich meistentheils vortrefflich, und ist der oft lästigen Begleitung und des oft noch lästigeren Geschwätzes überhoben. Wo aber die Fußwege oder Fahrwege nicht ganz deutlich ausgeprägt sind, ist ein Führer sehr nützlich und oft sogar dringend nothwendig. Den Weg durch den Dietharzer Grund nach Oberhof oder den Weg über den Dreiherrnstein nach dem Inselsberg z. B. würde ich ohne einen Führer zu machen nicht rathen. Wegweiser giebt's auf dem Thüringerwald nicht viel, und es ist äußerst unangenehm, nach stundenlangem Umherirren auf den Bergen oder im Walde die Nacht unter einem Baume zuzubringen. Sicher geht der Fußgänger auf dem Thüringerwald übrigens überall, bei Tag oder bei Nacht, auf einsamer Bergeshöhe oder im tiefen Walde.

Die Gasthöfe sind meistentheils in den größern Orten und an frequenten Punkten gut; auf den Dörfern läßt freilich der Comfort und die Kochkunst, sowie die Mannigfaltigkeit der Speisen Manches zu wünschen übrig. In diesem Punkte ist mir auf dem Thüringerwalde während der letzten zehn Jahre kein großer Fortschritt bemerklich geworden. Die Preise sind aber durchgängig billig; die Speculation ist an der Ehrlichkeit und dem einfachen Sinn der Thüringer Bergbewohner gescheitert. Wer indeß zu Fuß gehen will, muß sich auf dem Thüringerwalde ganz auf seine Füße und auf seine Kräfte verlassen. Bergpferde, Sänften und Sänftenträger giebt es auf dem Thüringerwalde nirgends. In den Ebenen Thüringens und auf den Landstraßen wird der Reisende

sich natürlich eines Fuhrwerks bedienen. Es hieße Zeit und Kosten unnütz aufgewendet, wollte man hier zu Fuße gehen.

In einigen Jahren wird Thüringen von Eisenbahnstraßen rings umgeben sein, an welche sich nach Norden die über Leipzig, Berlin und Magdeburg führenden und die nördlichen Theile Deutschlands verbindenden Linien anschließen. Schon jetzt berührt die Thüringische Bahn von Halle nach Gerstungen in Weimar, Erfurt, Gotha und Eisenach die nördliche Seite des Landes, während die von Leipzig nach Hof führende Linie an der Ostseite vorbeigeht und sich in Lichtenfels an die Baierische Bahn anschließt. Die Werrabahn, an welcher seit Anfang des Jahres 1856 auf verschiedenen Stellen gebaut wird, nimmt ihren Ausgang von Eisenach und wird, über Salzungen, Wasungen, Meiningen, Hildburghausen nach Coburg gelangen, von wo der Schienenweg sodann bei Lichtenfels die Baierische Eisenbahnlinie berührt. An den West- und Ostgrenzen Thüringens laufen alsdann zwei Eisenbahnlinien vorüber, welche den Norden mit dem Süden in directe Verbindung bringen, und die beiden Schienenwege, welche diese beiden Linien verbinden, berühren wiederum die Nord- und Südgrenze des Thüringerlandes. Die aus dem Norden kommenden Reisenden können sonach die Thüringische Bahn bis Eisenach, Gotha, Erfurt, Weimar oder Naumburg benutzen, und von einem dieser Orte Thüringen bereisen, während die Reisenden aus dem südlichen Deutschland auf der Eisenbahn bis nach Coburg fahren und von dort ihre Wanderung durch Thüringen und den Thüringerwald unternehmen. Reisende aus dem Osten beginnen ihre Tour von Rudolstadt, und die Besucher, welche im Westen herankommen, wählen entweder ebenfalls Eisenach oder Meiningen oder Coburg als Anfangspunkte der Thüringerreise.

Erstes Kapitel.

Von Coburg nach Limbach.

Das Wohlsbachsthal. Rosenau. Die Lauterburg. Oberwohlsbach. Mittelberg. Fischbach. Almerswind. Schalkau. Der Schaumberg. Der Truckenthalergrund. Der Theuerngrund. Der Rauenstein. Limbach.

Practische Notizen: Von Coburg nach Limbach durch den Theuerngrund 7 Stunden.

Es war ein warmer, sonniger Augusttag. Die Monate Mai, Juni und Juli waren trübe und kalt gewesen, voll von Nebel und Regenwolken. Mitten im Sommer hatte der Himmel seine graue, dichte Herbstkleidung angelegt, und auch die Menschen auf der Erde trugen dichte und dunkle Kleider, als wenn es bereits zum Winter ginge. Es nahm sich das zu den blumengeschmückten duftigen Wiesenflächen und unter dem frischen grünen Laube der Bäume recht sonderbar aus. Der Sommer blühte und glänzte in Wald und Feld in seinen prächtigen Farben, Nachtigallenschlag ertönte aus den Gebüschen und Lerchengesang aus der Luft, aber zwischen dem Vögelgesang, den grünen Baumgipfeln und den waldbedeckten Bergeshöhen reichten die grauen dichten Wolkenmassen mit ihren feuchten, nassen Nebelarmen herunter und schüttelten vom Morgen bis zum Abend unzählige kalte Regentropfen auf die armen, farbengeschmückten Wiesenblumen hernieder, welche ihre Köpfchen bogen, als wenn es bereits zum Sterben ginge. Nach vielen grauen und trüben Tagen war heute zum ersten Male die Sonne am lichtblau gefärbten Himmelsgewölbe klar und heiter aufgegangen, und ihre Strahlen funkelten auf Millionen Thautropfen zwischen Blumenkronen und Gräsern und verwandelten sie in ebensoviel Brillanten. Die Vögelstimmen schmetterten noch einmal so hell und laut aus dem frischen Laube des Bausenberges hervor, der Sommer war heute in seinem Festgewand auf der Erde eingekehrt und die alten Mauern und Zinnen der Veste Coburg schauten im Glanz des Morgensonnenscheins so hell und heiter auf

Felder und Wiesen hernieder, daß sie wie um mehrere hundert Jahre jünger aussahen. Der frische Morgenwind wehte die Klänge der Oeslauer Thurmuhr, welche acht Uhr schlug, herüber, als ich, den schönen, klugen Hühnerhund meines Freundes Zetzmann in Coburg neben mir, welcher klüger und verständiger ist, wie viele Menschen, und so freudig umhersprang, als wenn er auf eine Hasenjagd in die Rögener Berge ginge, an der Rosenau, dieser heitern idyllischen Schöpfung des verstorbenen Herzogs von Coburg, und dem Schweizerhause, der Wohnung Friedrich Gerstäcker's, nach dem Wohlsbachsthale vorüberging. Von grünem Hügel schaut das weiße Schlößchen auf die prächtigen Gartenanlagen und auf die duftigen frischen Wiesen des Itzgrundes so lachend und fröhlich hinab, wie eine glückliche Braut am Hochzeitsmorgen auf das Leben. In den Fenstern funkelten die Morgensonnenstrahlen und auf dem Wartthurm flatterte die weiß und grüne Fahne fröhlich im Winde. Wie der Callenberg eine waldumgebene steinerne Romanze ist, so ist die Rosenau auf ihrem grünen Hügel eine heitere Sommeridylle.

An dem grauen Denkstein auf grüner Höhe, mit der Raute, der Henne, dem Löwen und dem Adler auf seinen vier Rückenflächen, vorbei, über die alte steinerne Brücke, bei der die rauschende Wohlsbach, welche auf der andern Seite die Itz heißt, bis sie sich mit ihrem mächtigen Freunde, dem Mainstrom vermählt, die erste Mühle treibt, kam ich dann in das Wohlsbachsthal, einem der lieblichsten Thäler des Thüringerlandes. Es thürmen sich hier keine Felsen am Wege in die Höhe, die Wohlsbach braust nicht über Fels- und Steinblöcke, der Weg windet sich nicht zwischen Thalschluchten und Waldesklüfte empor, wie im Schwarzathal; aber er läuft am Bergesabhang zwischen Höhenzügen dahin, welche vom Scheitel zur Sohle mit wogenden gelben Getreidefeldern, mit grünen Matten und hellem Buchenlaub bedeckt sind, und der Thalgrund, in dem der Bach zwischen mit dem duftigsten Grün bedeckten Wiesen und klaren Teichen dahin plätschert, giebt mit seinen auf der Ebene ausgestreuten weißen Häusern und den klaren, glänzenden Wasserflächen ein außerordentlich liebliches Landschaftsbild. Zuweilen wird das stille Rieseln und Plätschern des Baches durch ein Rauschen und Brausen und durch Hammerschläge unterbrochen, dann ist das klare Wasser des Baches aufgestaut und treibt im mächtigen Sturz schaumbespritzte Mühlräder oder ein funkensprühendes Hammerwerk, und dann und wann vereinigen sich die hellen Häuschen mit ihren rothen Dächern zu einem kleinen Dorf, aus dem die alte, schieferbedeckte Thurmspitze weit in die Höhe ragt. So reihen sich die Dörfer Oberwohlsbach, Woltersdorf, Mittelberg, Fischbach, Almerswind von Viertelstunde zu Viertelstunde an einander, bis bei Almerswind die Bergwände allmählig niedriger werden und in ein weiteres Thalbecken abfallen. Von hier blicken zuweilen über die grünen Bergessäume die grauen Mauern der Veste Coburg in das grüne, lebensfrische Thal hinein, wie eine Erinnerung aus der Vergangenheit, und hoch über die Häuser des Dorfes Oberwohlsbach ragen auf wald-

bedecktem Bergesgipfel die Trümmer und die öden Fensterbogen der Lauterburg empor.

Wer indeß auf einer Wanderung durch das Wohlsbachsthal seinem Magen die Genüsse eines irdischen Frühstücks oder Mittagsessens verschaffen will, muß die dazu nöthigen Requisiten in der Reisetasche bei sich tragen; sonst ist es in dem nur aus wenigen Häusern bestehenden Dörfern damit äußerst schlecht bestellt. Viel mehr, wie Brod, Käse und Bier liefern Küche und Keller der Dorfschenken nicht, und mit diesem Wenigen mußten mein edler vierfüßiger Freund und ich uns bis Schalkau begnügen, wenn gleich unsere Magen dagegen eine heftige Opposition machten. Schon wollte ich mich in Almerswind bei dem Staatsrath von Uttenhofen, der dort auf einer hübschen Besitzung die Sommermonate verbringt, zum Diner einladen, indem die Mittagsstunde längst vorüber war, und das dortige Wirthshaus auch nur kalte Küche zu liefern vermochte, da hörte ich zu meinem Troste, daß in dem nur eine halbe Stunde von dort entfernten Schalkau das Gasthaus zum Erbprinzen mit Speise und Trank wohl bestellt sei. So zwangen mich materielle Lebensgenüsse über Schalkau in das Meininger Oberland einzugehen, statt daß ich sonst auf einem kürzern und schönern Wege über Grümpen in den Theuerngrund eingetreten wäre.

Schalkau ist ein Städtchen von 128 Häusern und 1000 Bewohnern und liegt recht malerisch am Fuß eines bewaldeten Berges zwischen grünen Wiesen und freundlichen Gärten, über welche der hohe Thurm der alten gothischen Kirche weit hervorragt. Droben auf dem Berge schauen die Trümmer des Schaumberges aus Wald und Gebüsch hernieder, zu denen ein Fußweg am Schießhause vorüber über den Idaplatz in einer kleinen halben Stunde hinanführt. Einst wohnten dort die Herren von Schaumberg, welche später das Schloß Rauenstein bauten, bis der dreißigjährige Krieg die Burg von Grund aus zerstörte. Kaiserliche Soldaten unter dem Marchese di Grana nahmen die Veste im Sturm, und was die Falconetkugeln nicht zerstört hatten, verzehrten die Flammen. Noch heute bieten die Trümmer das Bild einer wüsten Brandstätte, aus der die Reste eines Wartthurmes und ansehnliche Mauertrümmer zwischen tiefen Gräben und Erlengebüsch herausschauen. Als vor einigen Jahren hier nachgegraben wurde, fand man nur im Feuer geschmolzenes Geräth und Kanonenkugeln, von denen einige eine Schwere von 60 Pfund hatten.

Eine Viertelstunde hinter Schalkau beginnt der Truckenthaler Grund. Dieser hat bereits den rauhen, unwirthbaren Charakter des Meininger Oberlandes. Das Freundliche und Liebliche des Wohlsbachsthales ist gänzlich verschwunden. Das Grün der schmalen Wiesen am Wege hat nicht mehr die frühere Frische; nur noch wenige Getreidefelder steigen an den Bergen empor, oft von steinigen und unfruchtbaren Stellen unterbrochen und die Bergeshäupter bestehen aus kahlem Gestein ohne Buchenlaub, sogar ohne Tannen-

waldung. Der Weg steigt langsam hinauf und führt in einer halben Stunde nach Truckenthal, einem armseligen Dörfchen, aus schiefer- und schindelbedeckten Häusern mit Holz- und Lehmwänden bestehend. Hier beginnt die rauheste und unwirthbarste Gegend des Thüringerwaldes. Die Natur ist in ihren Spenden kärglich, deshalb muß der Fleiß und die Arbeitsamkeit der Menschen das Fehlende ersetzen. Der Ackerbau geht hier wenig über den Kartoffelbau hinaus, und die Vegetation der Wiesen ist nur für eine geringe Anzahl Vieh hinreichend. Es beschränken sich die Erwerbsquellen auf die Arbeit der Hände, und diese müssen vom Morgen bis zum Abend in den Fabriken schaffen, um den Mund zu ernähren. Die Speculation ist hier der Armuth einestheils zu Hülfe gekommen, anderntheils beutet sie dieselbe aber auch aus. Porzellanfabriken, Glashütten, Hammerwerke, Schneidemühlen, Marmorbrüche und andere Fabriken und Werke der mannigfachsten Art bedecken das Meininger Oberland von einem Ende zum andern; in jedem Dörfchen stehen die schieferbedeckten Hütten von Holz und Lehm um große Fabrikgebäude herum, deren Besitzer reich werden, deren Arbeiter aber kaum soviel verdienen, um sich satt zu essen und die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu bestreiten. Es ist dies die ewig in unserm modernen Fabrikwesen sich wiederholende Geschichte von der Ausbeutung Tausender durch das Kapital des Einzelnen, welche so lange dauern wird, bis einst die Association eine Umgestaltung auch in diesen socialen Verhältnissen zu Wege gebracht hat. Das Uebel liegt nicht im Egoismus des Einzelnen, der der Concurrenz weichen muß, sondern in den socialen Verhältnissen der neuern Zeit, aber es ist da und auch in dem Meininger Oberlande tritt es in seiner Härte und Nacktheit überall hervor. Von zartester Jugend bis ins tiefste Alter arbeitet hier Alles vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, Kinder, Männer, Frauen und Greise. Die Kleider sind oft aus soviel Lappen und Lumpen zusammengeflickt, daß man kaum weiß, wie sie noch zusammenhalten, Kinder laufen schaarenweise in vollständiger Nacktheit umher und tragen ihre in Lumpen gehüllten, jüngeren Geschwister auf den Armen; die Hütten bestehen aus Brettern und Lehmwänden, sind mit Schindeln und Schiefer bedeckt, und bieten der rauhen und nassen Witterung kaum im Sommer Trotz, geschweige denn der Kälte und dem Schnee des Winters. Dazwischen schaut die Natur melancholisch und trübe hinab, und die Schwärze des Thonschiefers und Glimmerschiefers, welcher hier überall das vorherrschende Gestein an den Bergwänden und in den Thalgründen ist, thut das ihrige dazu, um den ernsten und traurigen Charakter der Landschaft zu vermehren. So ist es in Truckenthal, in Theuern, in Grümpen, in Steinheide, in Mengersgereuth, in Hämmern, in Steinach und Sonneberg, und in diesen armen Thalgründen, wo die Bäche nicht zwischen frischen Wiesen, sondern inmitten stein- und geröllbedeckter Ufer hinabrauschen, auf diesen kahlen unfruchtbaren Berghöhen flüstern, wie zum Hohne der Armuth, durch die Föhren- und Kieferwipfel die Winde Sagen von

reichen Bergesadern, von Gold- und Silbergängen, und Venetianer und Schatzgräber wandeln spukhaft bei Mondeslicht umher.

Ueber den Steg rechts an der Bergwand hinauf, mit der Aussicht auf den wieder waldbedeckten Gipfel des Brand und des Bleß führte mich der Weg alsdann in den Theuerngrund, der sich bis Limbach während zwei Stunden hinanzieht. Im Anfang des Thalgrundes liegen in langer Reihe die Holz- und Lehmhütten des Dorfes Theuern zwischen schieferbedeckten Bergwänden. Der Bach treibt Holz- und Schneidemühlen und sein Brausen mischt sich in das Rädergeklapper und in das Geräusch der die langen Bäume durchschneidenden Sägen. Mit Kühen bespannte Wagen führen schwerbelastet Stämme und Bretter von den Bergen in die Thäler, und die armen Thiere sind oft kaum im Stande, die schweren Lasten auf den unebenen und durch das Wasser ausgewaschenen Wegen vorwärts zu schleppen. Die Bergwände traten enger zusammen und erhoben sich zu größerer Höhe neben dem am Ufer des Waldbaches hinansteigenden Wege. Aus dem engen Seitenthal des Grümpen schaute der zertrümmerte Thurm des Rauenstein, den die Flammen des dreißigjährigen Krieges einäscherten, über das Dorf gleiches Namens hernieder, und weithin leuchteten die Feuergarben aus den Oefen der Greinerschen Fabrik am immer dunkler werdenden Abendhimmel. Die Einsamkeit des Weges und das Düstere des Thales wurde nur dann und wann durch das Geräusch einer Sägemühle unterbrochen, der Abend dunkelte bereits mächtig herein, und mein Begleiter schlich dicht hinter mir her, als wenn ihm zwischen diesen hohen, engen Waldbergen bange würde. Immer höher gipfelten sich die Höhen empor, und immer enger traten sie zusammen. Oft verschlangen sie Fluß und Weg und es war, als wenn das Thal sich schlösse. Dann traten sie von Neuem auseinander, und von Neuem krümmte sich der Weg. Endlich wurde das Thal breiter, die Thalwände wurden niedriger und die erleuchteten Fenster des großen Wirthshauses zu Limbach leuchteten mir gastlich entgegen.

Zweites Kapitel.

Das Schwarzathal.

Charakter des Schwarzathals. Von Limbach nach Katzhütte. Der Weg durch das Schwarzathal nach Blankenburg. Schwarzburg. Die Aussicht vom Trippstein. Ausgang des Schwarzathals. Blankenburg und die Ruine Greiffenstein.

Practische Bemerkungen für Reisende. — Von Limbach nach Katzhütte 3 St. In Schwarzburg im Gasthof zum Hirsch, gut und billig, im Sommer oft überfüllt. Weg von Schwarzburg über den Trippstein nach Paulinzelle 3 St. Wegbeschreibung: der Fahrweg links am Chausseehause in's Holz und den Berg hinauf, führt in ½ St. zum Wildzaun. Man wendet sich auf dem Wege rechts, der zum Wegweiser „nach dem Fuchstisch" führt. Der zweite Wegweiser führt zum Trippstein. Von hier zurück zum Wildzaun und durch das Wildthor in's Freie. Auf dem in nordwestlicher Richtung führenden Wege nach Bechstädt. Im Dorfe hält man sich rechts. Hinter dem Dorfe bei der Wegtheilung ein Wegweiser. Hier geht man rechts, bei dem zweiten Wegweiser gerade aus. Der Fahrweg führt dann durch einen Hohlweg. Am Ende desselben führt ein Fußweg durch das Kiefernholz, durch die Mühle und das Dorf nach Rottenbach. In Rottenbach läßt man den Gasthof zum Roß links, geht auf dem Steig über den Bach, dann aus dem Dorfe über eine Wiese, und erreicht in ½ St. die Chaussee nach Milwitz. Hinter Milwitz führt ein Steig zur Linken über den Bach, dem man aufwärts folgt, durch eine Schneidemühle und an Teichen vorübergeht, und dann auf die nach Paulinzelle führende Chaussee kommt. Von Schwarzburg bis Blankenburg durch das Schwarzathal 2 St. Gasthof zum Chrysopras vor Blankenburg. Gasthof zum goldenen Löwen in Blankenburg nicht gut und nicht billig.

Die Schwarza durchströmt das Schwarzathal von Anfang bis zu Ende. Oberhalb Katzhütte tritt sie in dasselbe ein und bei Blankenburg am Ausgange desselben, vereinigt sie sich mit der Rinne. Zu beiden Seiten des Flusses erheben sich zwei Bergzüge und bilden, bald niedriger, bald höher steigend, bald weiter sich ausdehnend, bald so eng sich zusammenschließend, daß Fluß und

Straße sich kaum durchwinden, ein schönes Thal von ernstem, oft großartigem Charakter. Die Vegetation ist im Schwarzathal nicht so üppig, das Grün der Wiesen nicht so duftig und frisch, das Wasser der Schwarza nicht so hell und silbern, wie im Ohregrund oder in dem Thal, wo der Erbstrom rauscht, aber in keinem andern Thale Thüringens erreichen die bewaldeten Bergwände diese Höhe, nirgends treten die einzelnen Felspartieen in so großem Maßstabe zu Tage, und in keinem andern Thale rauschen die Wellen des Bergstroms so laut und so gewaltig, wie hier. Es ist überhaupt ein ganz ungegründeter Vorwurf, den man oft dem Thüringerwald machen hört, daß in allen seinen einzelnen Berg- und Thalpartieen eine große Einförmigkeit herrsche. Abgesehen davon, daß ich ein Vergleichen der Naturschönheiten in einem Gebirgslande oder mehrerer Gebirgsländer mit einander für einen Fehler halte, der dem Deutschen bei seiner Eigenthümlichkeit, so sehr gern und so leicht zu kritisiren, und Parallelen zu ziehen, besonders anklebt, weil nur zu oft die Empfindung und das Gefühl dabei in den Hintergrund tritt, und so der Eindruck meistentheils gestört oder doch verringert wird, so können die einzelnen Partieen des Thüringerwaldes ein solches Vergleichen und Kritisiren eher aushalten, wie manches andere Gebirgsland. Das Schöne ist immer schön, mag es nun in dieser oder jener Form auftreten. Eine absolute Form für die Schönheit annehmen zu wollen, ist durchaus irrig, weil es wider das Wesen der Schönheit ist. Ist die Norma der Lind in ihrer Art vielleicht nicht so schön, wie die Norma der Grisi? Sind die Formen der Antike in der Schönheit die allein maßgebenden und sind die Formen und das Gesicht des spanischen Mädchens darum nicht schön, weil wir in ihnen nicht die antiken Linien des Antlitzes der Römerin wiederfinden? So ist es auch mit den Schönheiten in der Natur und mit den ganz verschiedenen Schönheiten der Thüringischen Thäler und Gründe. Jedes ist in seiner Art schön, und jede einzelne Schönheit ist anders. Ist wohl eine einzige Parallele zwischen dem Schwarzathal und dem Ohregrund zu ziehen und ist das Annathal nicht ein ganz anderes in seiner Gestalt, in seiner Formation und seiner Staffage, als das Marienthal, wenn man von der Höhe der Felsenstiege hineinschaut? Der Triefstein im Ohrethal und der Falkenstein im Dietharzergrunde sind beides colossale und gewaltige Felspartien, aber ist wohl eine einzige Aehnlichkeit in beiden zu finden? Gewiß nicht. Ebensowenig wie in der großen Rundschau vom Gipfel des Inselsberges und in dem Berg- und Waldblick von der steinernen Warte auf dem Schneekopf. So ist auch das Schwarzathal mit keinem andern Thale des Thüringer Hochlandes zu vergleichen, und darf nicht verglichen werden, weil durch diese Parallelen und Vergleiche unwillkührlich der Genuß an der Schönheit gestört wird. Nicht einmal die einzelnen Partieen des Schwarzathals sind einander ähnlich. Bei jeder Krümmung des Weges treten seine Schönheiten uns in anderer Gestalt entgegen. Bald umrahmen seine Buchen und Tannen colossale Felsen, welche in schwindelnder Höhe gerade aufsteigen, bald ein Bergplateau, auf dem die

weißen Mauern eines Schlosses in der Sonne schimmern, bald eine altersgraue Ruine mit einem verfallenen Wartthurme und gezackten Umfassungsmauern, dann schreiten eine Zeitlang düstere Waldberge neben einander fort, die Einförmigkeit wird nur von einzelnen Hammerwerken und Schneidemühlen unterbrochen, plötzlich wird das Thal weiter und grüne, duftige Wiesen umgeben ein friedliches Dörfchen. So ist das Thal überall ein anderes, aber überall schön.

Möge diese allgemeine Betrachtung unserer Tour durch das Schwarzathal vorangehen, und den Leser auf den Anblick seiner einzelnen Schönheiten aufmerksam machen, so wie mir ein hübsches Landmädchen als Führerin voranschritt, als ich am frühen Morgen Limbach verließ, um in 1/4 Stunde die mit Schindeln bedeckten, hölzernen Häuser des Dörfchens Scheibe und die dort im Bau begriffene Porzellanfabrik erreichte. „Sehen Sie den Grund dort „vor uns, Herr," wandte sie sich zu mir um, „durch ihn führt die Straße von „Limbach in das Schwarzathal, aber hier rechts ab auf diesem schmalen Fuß„steige steigen wir den Berg hinan, man nennt ihn den Löschleidenberg, dann „kommen wir über den Scheibenberg und in 2 Stunden erreichen wir Katz„hütte, den obern Eingang in das Schwarzathal, eine Stunde früher, als „in dem einförmigen Thal. Der Weg durch den Wald ist schwer zu finden, „und ich selbst, obschon ich hier im Dorfe groß geworden bin, habe mich neu„lich Abends verirrt und im Walde schlafen müssen, bis wir auf den Rennsteig „kommen, dann können sie nicht mehr fehlen." So stiegen wir den etwas steilen Berg hinan, bei dem hölzernen, dürftigen Kirchlein und Schulhaus vorüber, dann hörte der Weg auf, noch einen Blick rückwärts in das arme und hügelige Thal, und wir traten in den rauschenden Tannenwald. Meine hübsche Begleiterin ging jetzt neben mir auf dem weichen Moosteppich dahin und erzählte mir von dem armen Leben in ihrem Dörfchen und wie dies noch dürftiger gewesen sei, bevor die Porzellanfabrik dort gebaut wäre, in der jetzt viele Hunderte von Personen einen, wenn auch nothdürftigen Unterhalt fänden. Dann sprach sie von dem schönen Schwarzathal, welches sie vor einigen Jahren durchwandert habe, als sie mit dem Vater den Bruder bis Blankenburg begleitet, der jetzt weit in der Fremde sei, und freute sich noch in der Erinnerung über sein rauschendes Wasser und seine gewaltigen Felsen. So kamen wir über einen aus Baumstämmen gefügten Steg über ein schmales Flußbett, gingen noch einige Schritte rechts an demselben hinunter, und betraten dann den Rennsteig, jenen alten Fahr- und Handelsweg, der schon seit vielen Jahrhunderten über den ganzen Gebirgskamm des Thüringerwaldes von Nordwest nach Südost führt, meistens fahrbar, oft chaussirt, vielleicht die ehemalige Landesgrenze zwischen Thüringen und Franken. „Hier können Sie nicht mehr fehlen, Herr," sagte meine hübsche Führerin, „der Rennsteig führt gerade fort bis nach Katzhütte," und reichte mir zum Abschiede ihre kleine, schmale Hand, dann wandte sie sich um und schritt über den Steg zurück in den Wald, noch

einmal mir freundlich zunickend, bevor die dunkeln Tannen sie meinen Blicken entzogen. Nun ging ich auf dem Rennsteige oder auf einem daneben laufenden Fußwege fort, einem wunderschönen Pfade durch Berg und Wald. Bald wurden die Bäume dichter und größer, der frische Morgenwind flüsterte und rauschte in ihren Wipfeln, sie neigten und beugten sich und sprachen, bald lauter, bald leiser mit einander in jener nur dem Menschengeiste unbekannten Sprache. Die Sonne schien wärmer auf sie herab und ihre Strahlen fielen auf das breite, blättrige Laubdach, jene runden Sonnenbildchen auf dem weichen Moosteppich des Bodens abzeichnend, welche auf dem grünen Grunde glitzern und funkeln, wie Edelsteine, und mit hellen Streiflichtern die Aeste und Stämme überrieselnd. Ueberall Waldesstille und Waldeinsamkeit, nur dann und wann durch den Peitschenknall eines mit seinem Gespann von kräftigen Kühen auf dem Rennsteig dahin ziehenden Fuhrmanns und dessen Zuruf unterbrochen, und durch das eintönige Murmeln und Rauschen des über Geröll und Stein unten tief im Thal hingleitenden Bergwassers. Zuweilen theilen sich die Bäume und der Blick fällt durch sie hindurch auf colossal emporsteigende vom Scheitel zur Sohle mit Tannen und Buchen bedeckte Waldberge, dann steigt der Pfad wieder hinan und führt bei einem breiten Moos- und Steinsitz vorüber wieder in den dichten Wald. Nun plötzlich eine weitere Wiesenfläche, in der das Bergwasser in seinem steinigen Bette langsamer dahinrauscht. Der Fußweg zur linken Seite des Rennsteigs bricht plötzlich ab, man überschreitet auf den breiten Steinen leicht den Bach, und der Weg führt nun zur rechten Seite des Rennsteigs an der bewaldeten Berglehne dahin. So noch einige Male hin- und herwechselnd bringt er mich bald nach K a t z h ü t t e, einen wenn auch kleinen aber gewerbreichen Fabrikort mit einer Porzellanfabrik, Eisen- und Kupferhämmern, Schneide- und Sägemühlen. Rechts an der Biegung der Straße, mitten im Ort liegt das gute und billige Wirthshaus. Reges Leben und Treiben erfüllte den ganzen Ort. Wagen an Wagen führten Holzladungen in Kloben und Stämmen aus der Höhe des auf dem Gebirgskamm befindlichen Waldes in das Thal, in den Eisen- und Kupferhämmern klopfte es und hämmerte, aus den Schneidemühlen tönte das Geräusch der die Stämme zerschneidenden Sägen und zum ersten Male hörte ich hier die Schwarza rauschen und trat nun in das Schwarzathal ein. Von Katzhütte bis S i t z e n d o r f, ½ Stunde von Schwarzburg, hat das Schwarzathal noch nicht den großartigen Charakter, den es von dort annimmt. Die Schwarza ist freilich auch hier schon von bedeutender Breite, aber zwischen Straße, Fluß und Bergwand ist überall noch Raum zu Wiesen und Feldern, zu Schneidemühlen, Dörfchen und einzelnen Häusern, die Bergwände, wenn auch von unten bis oben mit Nadel- und Buchenwaldung bedeckt, erheben sich noch nicht zu bedeutender Höhe, und einzelne schroffe Felsen treten noch selten und nur in kleinerem Umfange zwischen dem dunkeln Laube hervor. B l u m e n a u heißt das erste Dörfchen zwischen Katzhütte und Schwarzburg. Vorher theilt sich die Straße,

welche bis dahin immer hart am Fluß hinläuft, beim Zollhause in zwei Wege. Der Weg links führt nach Herschdorf, der Weg rechts nach Blumenau.

Blumenau besteht aus wenigen Häusern mit Umgebung von Feldern und Wiesen und hat nichts Eigenthümliches. Nur die Gaststube des Wirthshauses hatte eine sonderbare Specialität aufzuweisen. Alle vier Wände derselben waren mit Inschriften in gothischen und lateinischen Lettern, mehrere unter Glas und Rahmen, versehen, welche den Gast an die Bezahlung mahnten. Außer der gewöhnlichen Prosa über der Thüre waren die andern in zierliche Verse gebracht, oft ziemlich sonderbaren Inhalts. Eine lautete z. B.:

„Wirth und Gast,
Tragen eine Last,
Wenn der Gast kein Geld mehr hat,
Kriegt der Wirth sein Leben satt."

Eine andere noch komischere:

„Ein Fuhrmann, der ein Kaiser ist,
Dabei aus seiner Tasche frißt,
Der mit sich trägt Hafer und Heu,
Der bringe mit sich auch Stall und Streu."

Trotz einem Dutzend solcher Inschriften konnte ich weder zu einem Glase Bier, noch hernach zur Bezahlung desselben gelangen. Die Gaststube mit ihren Tischen, Stühlen und Inschriften stand offen und leer. So das ganze Haus. Kein Wirth und kein Kellner zeigten sich und alles Rufen und Klopfen war vergebens. Eine Nachbarsfrau und ein lahmer Invalide, die von der Straße hereintraten, konnten sich nicht genug über das seltsame Wirthshaus wundern. Endlich wurde der Wirth aus der Nachbarschaft herbeigerufen. Nach den eben gelesenen Inschriften hätte man glauben sollen, Küche und Keller des Wirthshauses wären im Stande gewesen, ein Diner von acht Gängen mit Entremets und Dessert und eine Reihe aller möglichen feinen Weine zu beschaffen. Nichts weniger, als das. Ueber Brod, Käse und Bier ging das Vermögen des Wirthes nicht hinaus. Schweigend verzehrte ich dies inmitten der sonderbaren Wandinschriften, und, als ich mich um zu bezahlen umsah, war der Wirth wieder verschwunden, so daß ich meine Zeche auf dem Tisch legen und ohne Abschied davon gehen mußte. Von Blumenau durchwandert man die kleinen Dörfer Mellenbach und Glasbach, ebenso unbedeutend und von demselben Aeußern, wie Blumenau. Dann kommt man nach Blechhammer, einer großen Mühle mit einem Wirthshaus in einem kleinen Wiesenthal an der andern Seite der Schwarza, zu dem man auf der über den Fluß führenden Brücke gelangt. Die Gastwirthschaft ist gut und billig, das Wiesenthal ist ganz mit Waldbergen umgeben, und dem Reisenden, der Abends dort ankommt, rathe ich in Blechhammer zu übernachten, denn es kann ihm in Schwarzburg bei der dortigen großen Frequenz von Fremden, leicht passiren, daß er zwar ein ganz gutes Abendbrod, aber kein Nachtlager erhält, außer

auf einem Bunde Stroh mit vielen Unglücksgefährten in demselben Raume, und in Blechhammer erhält er neben einem guten Abendbrod ein ziemlich gutes Bett, und bezahlt die Hälfte der Preise, welche er in Schwarzburg bezahlen muß.

Von Sitzendorf, ½ Stunde vor Schwarzburg, wird das Schwarzathal großartig. Eine uralte, große, schöne Linde stand in dem freundlichen Dörfchen am Wege, und war mit einem Gehege umgeben. Was es für eine Bewandniß mit der Linde hat, wie alt sie sei, und wer sie gepflanzt habe, konnte ich nicht erfahren. So ging ich denn vorüber und trat bald durch das Parkthor in den Park des Schwarzburger Schlosses, durch den die Straße hindurch führt. Rechts überspringt eine schmale Brücke die Schwarza, an die Brücke schließt sich ein Fußweg und führt an den Wiesen, durch die schönen Rasen und Baumpartieen des Parks und am Fütterungshause des Wildes vorüber, gerade vor das Schloß. Dem Fußwanderer rathe ich diesen Weg einzuschlagen und die Straße zu verlassen. Die Hochstraße, welche hier steil ansteigt und über hohe, nackte Felsen führt, die Reihe Häuser auf derselben und das Schloß auf seinem bewaldeten Felsplateau bieten, von unten auf gesehen, dem Reisenden ein Bild, das eigenthümlich schön in seiner Art ist und lebendig an einzelne Punkte der Gotthardstraße erinnert, die Wiesen und die großen Bäume im Park sind so frisch und so schön und, wenn man auf dem Bergpfade dann zum Schloß aufsteigt, und rückwärts schaut, übersieht man nach und nach diesen ganz mit Wald bedeckten Thalkessel, in dem Schwarzburg liegt, bis man oben auf der eisernen Brücke vor dem Schloß plötzlich in seiner Mitte steht.

Schloß **Schwarzburg**, das Stammschloß der Fürsten zu Rudolstadt-Schwarzburg, erhebt sich, inmitten eines großen Thalkessels auf einem 250 Fuß hohen Felsen, der aus diesen Thal gerade aufsteigt und nur nach der einen Seite hin mit dem zur Linken der Schwarza hinlaufenden Bergzuge verbunden ist. Die Schwarza umfließt den Fels zwischen schönen grünen Wiesen von drei Seiten, und an seinem Fuße an der Seite, welche vorzugsweise das Thal heißt, liegen die 70 Häuser des Dorfes Schwarzburg, dessen Einwohner sich die Männer von Schwarzburg nennen. Oben auf der Hochstraße, welche über die Felszunge aus dem Schwarzathal nach dem Schlosse führt, stehen eine Reihe Häuser, das Wirthshaus zum weißen Hirsch mit den dazu gehörigen Nebengebäuden und das Chausseehaus, welche sich, aus der Tiefe des Schwarzburger Parks gesehen, in dieser Höhe auf dem nach einer Seite hin gerade abfallenden Felsen sehr malerisch ausnehmen. In dem kleinen Häuschen rechts vor dem Eingange zum Schlosse wohnt der invalide Unteroffizier, der gegen ein kleines Trinkgeld den Reisenden in das Innere des Schlosses führt.

Die Lage des Schlosses auf dieser Felszunge mitten in dem grünen Thal, von allen Seiten von bewaldeten Höhen umgeben, ist sehr schön, und das Bild, welches Schloß und Umgebung bilden, steht unter den einzelnen



Gez. v. O. Wagner. Gest. v. R. Williams.

SCHWARZBURG.

Landschaftsbildern Thüringens oben an, mag man es von der Straße nach Sitzendorf zu, von der Höhe des Trippsteins, oder unten aus der Tiefe des Schwarzburger Schloßparks anschauen, Waldberge, Felsen, Wiesengrund, die Felszunge und die dieselbe wie ein glänzendes Silberband einrahmende Schwarza bilden ein zugleich großartiges und liebliches Ensemble. Das Schloß selbst wirkt in diesem Bilde nur mit durch seine weißen in der Sonne schimmernden Mauern und durch den das Gebäude überragenden malerisch gebauten Thurm. Das Gebäude selbst ist nichts weniger als schön zu nennen. Es brannte in der Mitte des 18. Jahrhunderts ab, und wurde in dem Styl der damaligen Zeit aufgebaut. Es war die Zeit vor dem siebenjährigen Kriege, die Zeit des Zopfthums, des Soldatenwesens, der Stagnation und des Materialismus. Allen Erzeugnissen jener Zeit geht die Poesie ab, auch dem Baustyl. Man könnte ihn deßhalb, da er einzig in seiner Art dasteht, am passendsten den Kasernenstyl nennen; denn nimmt man von den Schlössern von Rudolstadt, welches zu derselben Zeit gebaut ist, und Schwarzburg die Thürme weg, so bleibt nichts übrig, als ein paar große viereckige Gebäude mit langen Fensterreihen, welche unsern Kasernen auf's Haar gleichen. Wie schön würde das Bild sein, wenn statt dieses kasernenartigen Gebäudes auf der so malerisch gelegenen Felszunge ein Schloß im mittelalterlichen Geschmack mit Thürmen und gezackten Mauerzinnen oder eine italienische Villa mit schlanken Säulen sich erhöbe! Aber die geschmacklose Zeit von 1744 baute nicht in diesem Styl, und der Fürst von Rudolstadt wird wohl wenig Neigung haben, einen Umbau seiner Schlösser vorzunehmen, weil sie nicht schön sind. So begnügen wir uns denn mit der Wirklichkeit und treten in den Hof des Schlosses, geführt von dem alten Invaliden, ein. Er zeigt uns erst die Partieen des kleinen Schloßgartens, wenn man ein paar schlechtgepflegte Rasenplätze und Terrassen, ohne Blumenbeete und ohne allen Schmuck so nennen will. Der Blick von diesen Terrassen in die Thalgründe ist so schön, daß man darüber vergißt, wie schlecht sie gepflegt sind und wie kaum eine elende hölzerne Bank vorhanden ist, um auszuruhen. Gehen wir deßhalb zurück in den innern Schloßhof, und wir stehen vor einer Säulenkolonnade, unter der der Eingang in das Schloß ist. Säulenkolonnade und Eingang sind ebenso unschön wie das Schloß selbst, die vier dicken hohen Säulen mit ihren colossalen Kapitälen nehmen sich auf dem steinernen, langweiligen Hofe ganz absonderlich aus. Aber eine wirklich schöne Marmortreppe führt in das Innere des Schlosses, in dem außer einer ausgezeichneten Geweihsammlung, einigen hundert Stück Pferdebildern und einem Saal mit den herzlich schlecht gemalten Bildern aller römischen und deutschen Kaiser von Julius Cäsar bis auf Karl den Sechsten, unter denen wir auf das Bild des tapfern und unglücklichen Günthers von Schwarzburg aufmerksam machen wollen, nichts Sehenswerthes ist. Das Schloß mit seiner häßlichen Säulenkolonnade und seinen schlecht gemalten

Kaiserbildern ist die verkörperte Prosa des Jahres 1744, inmitten der ewig jungen und ewig schönen Poesie dieser großartigen Natur.

Doch etwas Merkwürdiges und Sehenswerthes giebt es in dem Schlosse von Schwarzburg, eine schöne und mannichfaltige Waffensammlung. Sie ist recht hübsch und ordentlich in einem wenige Schritte vom Schloß liegenden Gebäude aufgestellt, welches von Außen einem Stalle ganz ähnlich sieht. Der auf dem Schloß wohnende Büchsenmacher putzt und conservirt alle einzelnen Stücke derselben mit vieler Sorgfalt und zeigt sie dem Fremden gegen ein kleines Trinkgeld. Es sind merkwürdige und schöne Stücke in dieser Sammlung, alte Donnerbüchsen, Feldschlangen und Falconets mit ihren langen, dünnen Röhren aus dem 16. und 17. Jahrhundert, ein französischer Sechspfünder, la Sensible, Armbrüste, Gewehre mit Radschlössern und Jagdflinten, wundervoll mit Perlen, Gold und Elfenbein ausgelegt und verziert, Schlachtschwerter, welche mit beiden Händen geführt wurden, Sattel in allen möglichen Formen, Morgensterne, mit denen die Eisenhelme des Mittelalters im Einzelnkampf durchhauen wurden, mit und ohne zackige Spitzen. Der größte und schönste Morgenstern mit Spitzen von mehreren Zoll Länge, den ich vor 10 Jahren in der Sammlung sah, ist indeß nicht mehr vorhanden. Unter den in der Sammlung befindlichen Schwertern will ich besonders auf das Schwert Kaiser Günthers aufmerksam machen, in einer mit rothem Sammet und Gold besetzten Lederscheide und mit Gold ausgelegtem Griff, auf mehrere Toledoklingen, von denen auf dem Stichblatt der einen von Stahl so wunderbar schön ein Gefecht abgebildet ist, daß man zwischen den Armen und Beinen der Reiter und Pferde durchsehen kann und auf einen herrlichen Damascener Säbel. Zwei historische Rüstungen sind dem Eingange gegenüber aufgestellt. Die Rüstung links trug Ritter Hasper a Spada, der auf der Burg Ilm bei Paulinzelle wohnte, die Rüstung rechts der gewaltige Feige Bomsen. Die breiten Schlachtschwerter mit den langen Griffen, mit denen sie Land und Straßen unsicher machten, sind neben den eisenbeschienten Handschuhen aufgerichtet. Auch eine Pickelhaube und eisernes Brust- und Rückenschild des tapfern Schwedenkönigs Gustav Adolf werden gezeigt. Der ganz kunstlose Helm ist von gewaltiger Schwere und an seiner einen Seite bemerkt man noch den Druck, den eine Falconetkugel in einer der mörderischen Schlachten des dreißigjährigen Krieges in dem Eisen zurück gelassen hat. Brust- und Rückenschild sind mit Sternen und goldenen Buchstaben verziert, die das Wort Jehovah und den berühmten Namen des einstigen Trägers ausdrücken.

Mit der Anschauung dieser historischen Reminiscenzen aus dem eisernen und nur mit Schwertergeklirr und Schlachtenlärm erfüllten Mittelalter fertig, gehe ich aus der kleinen häßlichen Eingangspforte an dem alten, steinernen Invaliden vorüber, aus dem alten unschönen Schlosse, noch einmal lange auf diese hohen schönen Waldberge, auf das liebliche Thal zurückschauend, um das

schöne Bild recht lange im Gedächtnisse festzuhalten. Kurz vor dem Schlosse begegnete mir der Fürst von Rudolstadt, ein großer, stattlicher Mann auf einem starken Mecklenburger Pferde, neben ihm auf einem Rappen von zierlicherer Bauart seine junge und hübsche Gemahlin. Eine Strecke hinter ihnen reitet im Galopp auf einem glänzend schwarzen Pferde, dessen kleiner Kopf und schlank gebogener Hals das Arabische Blut nicht verkennen lassen, eine schöne junge Dame im Galopp heran, hinter sich einen Diener, der seine Gebieterin sich im Reiten zum Muster nehmen könnte, denn sein Pferd ist im Galopp verkehrt angesprungen und ein kleiner Seitensprung wirft ihn beinahe aus dem Sattel. Die schöne Mädchengestalt sitzt so zierlich auf dem edlen Pferde, ihr liebliches Gesicht glüht im Rosenschimmer der Jugend und der Aufregung des Rittes und der blaue Schleier flattert auf dem schwarzen Männerhute im Winde. Stolz trägt das feurige Thier den langen Schweif weit hintenaus, die Mähnen wehen und in einer weiten Lançade fliegt das vollendet schöne Bild an mir vorüber und verschwindet in dem Thor des Schlosses. Lange schaute ich ihm träumerisch nach. Dann wanderte ich, an dem Weghaus links vorüber, den Pfad hinauf, der in den prächtigen Tannenwald führt, den die zierlichen Füße ihres schlanken Rosses so eben im raschen Laufe berührt hatten. Rechts auf der Höhe weist der Wegweiser nach dem Trippstein, von wo der andere Weg links bei der Fasanerie vorüber durch den Wildzaun durch das Wäldchen in $\frac{1}{4}$ Stunde nach dem Dörfchen Bechstädt und über Königssee, Ober-Rottenbach und Milbitz, in drei Stunden zu den Trümmern der prächtigen Ruine Paulinzelle führt. Ich steige für dieses Mal rechts zu dem Trippstein hinan, immer inmitten eines dichten Tannenwaldes, der jede Aussicht verbirgt und mich in $\frac{1}{4}$ Stunde auf die Höhe des 1407 Fuß hohen, steilen Felsengipfels führt.

Was ist das? Auch hier ist nicht die geringste Durchsicht durch die eng an einander stehenden hohen Tannen. Und doch muß ich auf der Höhe des Felsens sein; denn der Weg steigt nicht mehr hinan, sondern führt in gerader Richtung weiter in den Wald. Offenbar befinde ich mich also auf dem Plateau des Felsens. Gerade vor mir sehe ich ein Häuschen von Baumrinde, ein kunstloser kleiner Pavillon mit zwei Thüren. Der Pavillon muß doch an diesem Orte einen Zweck haben! Sollte in ihm die Lösung dieses Räthsels liegen? Ich öffne beide Thürflügel, welche nach Außen hin aufgehen, und wahrlich, der Pavillon war der Vorhang, welcher das wundervolle Landschaftsbild meinen Blicken verbarg. Nach der andern Seite offen, mit einer niedrigen Brustwehr nach vorn hin versehen, zu beiden Seiten die vor dem auf dieser Höhe immerwährend wehenden Winde schützenden Holzwände, bildet er einen Altan auf diesem hohen Felsplateau, und zugleich einen Rahmen, welcher ein Landschaftsbild umfaßt, schöner, wie der Pinsel eines Malers es auf der Leinwand wieder geben kann. Ein lebendiges Diorama, in dem die Bergwinde wehen, die Glocken der über die Scene ziehenden Heerden

läuten, in dem unten auf der Wiese die Rehe vorüberspringen, und die Wellen der Schwarza plätschern. Vorn Berg und Wald, unten die üppigen Wiesen des Thals, in der Mitte auf der Felszunge, einzelne Häuser und die weißen Mauern des Schlosses. Auf der zu dem Schloßthore führenden Hochstraße sehe ich mit den Augen der Seele nochmals das schöne Bild der Reiterin auf ihrem schwarzen schlanken Pferde vorüber eilen, Mähnen und Schleier flattern im Winde, es ist mir, als wenn sie den schönen Kopf zu mir in die Höhe wendete, und mit den dunkeln blauen Augen zu mir hinaufschaute, Augen, von denen der Dichter singt:

Wie warm die Augen scheinen,
Gleich einem Sonnenstrahl;
Fürwahr, ich sollte meinen,
Es wüchse allzumal
Und blühte auf in Freude
Jedwedes Blümchen hold,
Auch wenn's verweilt in Leide
Träf' es der Augen Gold!

Waldbekränzte Berge schließen den Hintergrund, links grüne Matten auf den Höhen, und die rothen Dächer eines einsamen Dörfchens dort oben am Berge. Aber die Zeit verrinnt. Auch das Schöne und Herrliche im Menschenleben ist vorübergehend, wie der Schmerz, und behauptet nur einen Platz in der Erinnerung, bis es die Zeit mit ihrem ehernen, unerbittlichen Griffel auch in dieser verwischt. Ich muß den Weg wieder heruntersteigen zu der Straße, die durch das Schwarzathal weiter führt, aber noch lange wird das schöne, frische Waldbild vom Trippstein in meinem Herzen leben, und in ihm die tiefblauen Augen der schönen Reiterin.

Noch zwei Stunden lang führt der Weg durch das Schwarzathal bis zu seinem Ausgange, dann ist auch dies Thalbild vorüber, aber dafür beginnt es jetzt erst in seiner ganzen Majestät sich aufzurollen. Gleich hinter dem links am Wege liegenden Schweizerhäuschen nimmt das Thal einen immer großartigern Charakter an. Immer schroffer treten die Felswände von beiden Seiten in das Thal hinein, immer enger wird das Flußbette und immer stärker rauscht die Schwarza über Steine und Geröll. Noch einmal erblickt man, rückwärts schauend, über den schwankenden Wipfeln der Tannen und Föhren die Mauern und den Thurm des Schwarzburger Schlosses. Einsamer und enger wird die Straße. Am Floßrechen vorüber erweitert sich das Thal nochmals zu einer kleinen Wiese mit einem frischen Quell, dann, bei der schrägen Wand und den Felszacken des Fuchsenstein, engen die Bergwände von neuem das Thal ein, der Weg krümmt sich öfter und bei jeder Krümmung scheinen die immer höher sich thürmenden Bergwände das Thal zu schließen, so daß Straße und Fluß sich kaum hindurch winden können. Der Thonschiefer tritt an den Thalwänden überall zu



Gez. v. Otto Wagner. Gest. v. Worms

SCHWARZATHAL

Tage, und aus den Steinbrüchen hoch über uns am Wege tönt das Klopfen des Hammers und das Herabfallen der Steine. Auf Schlitten werden auf den steil ansteigenden Wegen die großen schwarzen Platten Thonschiefer herunter gefahren, und geschäftige Arbeiter eilen auf den steilen Höhen hin und her. An der schroffen Gestalt der Bergwände, an den abgeschliffenen Klötzen von Thonschiefer im Flußbett, welche die brausenden Wellen hin- und herwerfen, an der Enge und Tiefe des Bettes und den vielen Krümmungen von Weg und Fluß sieht man deutlich, wie einst die Gewalt des Wassers diesen Weg durch die Felswände gegraben und im langen Kampfe den Widerstand der Steine allmählig überwunden hat.

Am felssteinernen Wehr tritt diese Erscheinung am deutlichsten hervor. Dann erscheint rechts auf der Höhe der Eberstein, ein im mittelalterlichen Styl erbauter Pavillon des Fürsten von Schwarzburg, von dem man eine weite Aussicht in das Thal hat, rechts erblickt man zwischen den Föhren und Lärchen der Bergwand die Teufelstreppe, plötzlich bei einer neuen Krümmung des Weges thürmen sich zwei Felsen neben einander an der Straße auf, der eine niedriger, als der andere. Sie erscheinen wie kolossale Quadern und Mauerblöcke auf einander gebaut, an manchen Stellen umbüscht und umgrünt, oben in Zacken und Spitzen endigend, wie Thurmspitzen und Mauerzinnen. Den höhern Felsen, der mit seinen Spitzen die bewaldeten Berggipfel überragt, nennen die Bewohner der Gegend den Kirchenfelsen, wahrscheinlich von seiner thurmartigen Gestalt den Namen hernehmend, den untern den Adafelsen. Sie erzählen, daß dort einst vor vielen tausend Jahren eine schöne Hünenfürstin gewohnt habe, welche Ada hieß. Es ist hier, am Ausgange oder am Eingange des Thals, wie man es nun nennen will, unbedingt der großartigste Punkt desselben. Die Berge sind hier am höchsten, das Thal am engsten, der zum Strom gewordene Fluß rauscht am stärksten, und wie zwei ungeheure Riesen, ragen die Häupter der Felsen am Wege, mitten zwischen den Waldbergen, über alle hervor. Bald hinter ihnen verflachen sich die Berge, die Straße wird breiter und das Flußbett erweitert sich immer mehr. Die Schwarza fließt ruhiger und langsamer, grüne Wiesen lagern wieder am Wege, noch einmal rauscht der Fluß über ein Wehr und links an der Straße zeigt sich das Gasthaus Chrysopras, vor uns ein weites fruchtbares Thal, indem die weißen Häuser von Blankenburg zwischen Gärten und Obstbäumen, und auf einem hohen Berggipfel hinter der Stadt die Thürme und Mauerreste des alten Schlosses Greiffenstein sichtbar werden.

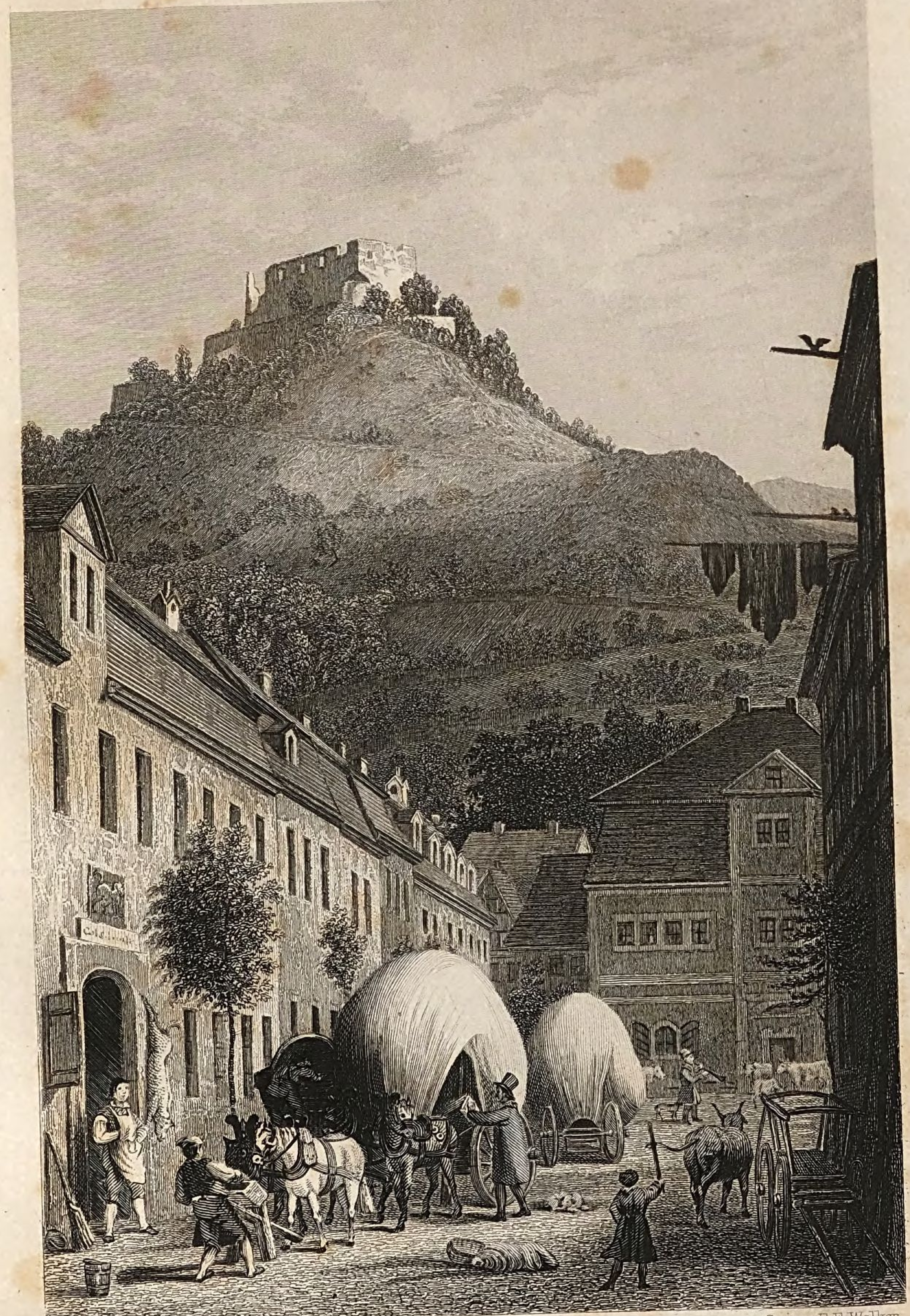
Hier sind wir am Ausgange des romantischen schönen Schwarzathals, oder wenn man von Rudolstadt kommt, an seinem Eingange angelangt. Mit großen schwarzen Buchstaben trägt der Gasthof seinen sonderbaren Namen an der Stirn, Chrysopras ist bekanntlich ein Edelstein, und den sonderbaren Namen hat ihm ein Bergrath aus Berlin gegeben. Warum, weiß ich nicht. Hat er

damit sagen wollen, daß er den Eingangspunkt zu dem Schwarzathal bildet, und dies ein Edelstein unter den Thälern Thüringens ist, so liegt darin ein Sinn, der der Benennung sonst abgeht.

Blankenburg liegt zwei Stunden von Saalfeld und zwei Stunden von Rudolstadt entfernt, in einem fruchtbaren, mit Feldern und Wiesen bedeckten Thale, gerade vor dem Eingang in das Schwarzathal. Schwarza und Rinne vereinigen sich hier und fließen dann der Saale zu. Die Stadt ist freundlich und hübsch gebaut, mit reinlichen, wohlgepflasterten, breiten Straßen, einigen hundert Häusern, 1200 Einwohnern und einem theuern und schlechten Gasthof. Den Reisenden, der dort einkehren will, rathe ich dies lieber im Chrysopras zu thun. Das Aeußere des Gasthofes an dem hübschen kleinen Marktplatze nimmt sich ganz gut aus, der vergoldete Löwe erscheint so stattlich über der Thüre, aber nur die Preise entsprechen diesem stattlichen Aussehen, nicht die Speisen und Getränke, welche dafür gegeben werden.

Die kleine Stadt hat nichts Sehenswerthes und Merkwürdiges, aber hart an derselben erhebt sich ein steiler Muschelkalkberg, umbuscht und bepflanzt, auf dem die Trümmer des Schlosses G r e i f f e n s t e i n aufragen. In einer Seitenstraße des Marktes einbiegend, steigt man eine Reihe Stufen zu einem kleinen Plateau empor, auf dem ein Vergnügungs- und Gesellschaftsgarten für Blankenburgs friedliche Bürger angelegt ist. Nach links hindurch schreitend gelangt man auf einen ziemlich steinigen und unbequemen Fußweg, der in 20 Minuten zu dem noch aufrecht dastehenden Burgthor führt. Drinnen ist das Schloß ein großer Trümmerhaufen, aber man unterscheidet noch deutlich doppelte Ringmauern und tiefe Gräben, die sich um dasselbe herumzogen, Reste eines großen zusammengefallenen Wartthurms, mehrere Kellerwölbungen, zwei tiefe Brunnen, Spuren eines Friedhofes und die Umfassungsmauer großer Räumlichkeiten und Gemächer. Die einzelnen Theile der Burg scheinen sich auf dem hügeligen Berggipfel einer über den andern erhoben zu haben und noch heute steigt man auf verfallenen steinernen Treppenstufen dort oben zwischen den Ruinen auf und nieder. Der Umfang des Schlosses muß sehr groß gewesen sein. Ich maß von der einen Umfassungsmauer zur andern vierhundert Schritte, und so gehört die Burg wohl zu den größten Ruinen Deutschlands. In den Trümmern ist mit Benutzung des alten Mauerwerks an der rechten Seite ein kleines Wohngebäude eingerichtet, worin dem Besuchenden eine Erfrischung dargeboten wird. In dem einen der Zimmer hängen drei Bilder. Das eine stellt den Kaiser Günther von Schwarzburg, das andere mehrere Scenen aus dem Leben des Grafen von Gleichen dar, die Gestalten auf dem dritten sind nicht mehr zu erkennen. Ob die beiden ersten alte Bilder oder renovirt sind, mag ich nicht entscheiden, und umso mehr nicht, weil ich die Bilder nur bei Beleuchtung einer nicht sehr hell brennenden Kerze gesehen habe.

Im dreizehnten Jahrhundert nahm eine Linie der Grafen von Schwarz-



Gez. v. Otto Wagner.

Gest. v. F. F. Walker.

STADT BLANKENBURG & RUINE DES SCHLOSSES GREIFENSTEIN.

burg das Schloß Greiffenstein zu ihrem Wohnsitz. Sie erhielt nun den Namen der Blankenburg und ihre Besitzer nannten sich Grafen von Blankenburg-Schwarzburg. Graf Günther von Schwarzburg wurde dort im Jahre 1304 geboren. Er war der Freund des Kaisers Ludwig von Baiern und des Erzbischofs Heinrich von Mainz. Als nach Kaiser Ludwigs Tode im Jahre 1347 der König Eduard von England und der Markgraf Friedrich von Meißen die deutsche Kaiserkrone ausgeschlagen hatten, wurde Graf Günther von einem Theile des Kurfürsten am 30. Januar 1349 zu Frankfurt zum deutschen Kaiser gewählt und als Gegenkaiser dem Kaiser Karl dem Vierten gegenüber gestellt. Karl, der den Krieg mit dem tapfern Gegner scheute, nahm zu Intriguen seine Zuflucht, und wußte rasch nach einander den Landgrafen Friedrich und dessen Söhne, dann den Pfalzgrafen Rudolph und endlich auch den Markgrafen Ludwig von Brandenburg auf seine Seite zu bringen. Als nun auch die baierischen Fürsten den Grafen Günther verließen, stand er im Kampfe gegen seine Gegner ganz allein; dennoch rüstete er sich im Mai 1349 zum Feldzuge. Da befiel ihn eine Krankheit, er begab sich nach Frankfurt und suchte bei dem berühmten Arzte Freidank Hülfe. Dieser brachte ihm wahrscheinlich auf Veranlassung Kaiser Karls einen Gifttrank bei; wenigstens nahm seine Krankheit seit dieser Zeit sichtlich zu, und so schloß er im Vorgefühl seines nahen Todes am 26. Mai den Vertrag an Eltville, durch den er für 20,000 Mark Silbers der Kaiserkrone entsagte. Bereits am 14. Juni 1349 starb er zu Frankfurt und dort wurde seine Leiche in der Domkirche beigesetzt. Dies ist die einzige historische Erinnerung, welche sich an das Schloß knüpft. Das Schloß selbst wurde im Bauernkriege zerstört, und in Folge von Nachgrabungen nach Schätzen in den Ruinen stürzten die von Feuer übrig gelassenen Thurm- und Mauertrümmer gänzlich zusammen.

Drittes Kapitel.

Rudolstadt.

Stadt und Schloß. Geschichte der Stadt. Merkwürdigkeiten. Schiller in Rudolstadt und Volkstädt.

Practische Notizen: Von Blankenburg nach Rudolstadt 2 St. Fußweg über den Berg bis nach Volkstädt. Rudolstadt: Gasthof zum Ritter gut und billig. Buchhandlungen: G. Fröbel und Renovanz u. Scheitz.

In **Rudolstadt** war es Sonntag und der Vorabend des Vogelschießens, also ein doppelter Festtag, ein kirchlicher und ein weltlicher. In den Straßen herrschte sonntägliche Ruhe und Stille, das Pflaster war gekehrt und gefegt, die Menschen hatten ihre besten Kleider angezogen, das Geräusch der Handwerke und Gewerbe war verstummt und von dem Thurme der Kirche läutete es zum Nachmittagsgottesdienst. Die Häuser in ihrer Stille und mit ihren geschlossenen Thüren sahen ebenso ernsthaft und langweilig aus, wie ihre Bewohner, die mit dem Gesangbuch unterm Arm dem Rufe der Kirchenglocken folgten. Das war das Gesicht des kirchlichen Festtages! Aber der Schloßplatz neben dem alten Theater, welches wie ein großes Stallgebäude aussieht und worin heute der Fechter von Ravenna aufgeführt werden sollte, hatte bereits ganz das Gesicht des morgenden, weltlichen Festtages, fröhlich, heiter, mit lebendigen Augen und frischem Roth auf den Wangen. Vor den Conditoreien standen weißgedeckte Tische, und an den Tischen saßen geputzte Mädchen und Frauen mit ihren Männern und Bekannten, und aßen Eis und tranken Kaffee. Andere gingen hin und her, sprachen bald mit diesen, bald mit jenen, und plauderten von den Toiletten und von all den kleinen Geheimnissen des morgenden Ballabends. Auf dem niedrigen Balkon des Theatergebäudes hatte sich ein Musikcorps aufgestellt, und bald bliesen die Blasinstrumente die Melodieen des alten Liedes: „In Straßburg, in Straßburg“ über all die heitern Spaziergänger, Eisesser und Kaffeetrinker hinweg, und alle Gesichter sahen



Gez. von O. Wagner. Gest. von H. Wallis.

RUDOLSTADT.

nochmal so fröhlich darein. Mit jeder Minute wurde der Schießplatz lebendiger und heitrer. Schaarenweis kamen sie, in Seide und Wolle, in Barège und Kattun, im eleganten Modeanzug mit hellen Kravatten und strohgelben Handschuhen und im langen Rocke des Spießbürgers, in Uniform und Civil, mit den modernsten Modehüten der diesjährigen Pariser Saison, und mit bloßen Köpfen, und die Sonne schien so hell und so warm dazwischen, daß man hätte meinen sollen, sie feiere heute nur den weltlichen Festtag.

Sonst war in Rudolstadt Alles beim Alten, und Stadt, Schloß und Menschen sahen noch gerade so aus, wie vor 10 Jahren. Der Typus der kleinen Residenz hatte sich nicht im mindesten verändert. Die Straßen waren noch ebenso rein gefegt und still, das Postgebäude war noch am Markte, das Schloß im Styl des Schlosses von Schwarzburg, ein großes kasernenartiges Gebäude, schaute noch ebenso einförmig und langweilig auf alle die hübsch angestrichenen Häuser herunter, nur die Wege und Rasenstücke im Schloßgarten waren noch weit mehr vernachlässigt, wie früher, und sahen gerade aus, wie im Schlosse zu Schwarzburg. Auch der Gasthof zum Ritter war noch gerade so, wie damals, ebenso hübsch angestrichen, mit ebenso rein gefegten Treppen und Vorsaal und denselben tapezirten Zimmern. Unten im Saal waren noch dieselben Tapeten an den Wänden, die Julitage des Jahres 1830 nach Vernetschen Zeichnungen darstellend, der Speisesaal war noch gerade so gedeckt, gestrichen und gemalt, wie damals. Auch der Wirth sah gar nicht aus, als wenn er älter geworden wäre, und als ich in den hohen, luftigen Speisesaal trat, welches Wunder sah ich? Da saßen alle die Menschen noch an dem Tische auf denselben Plätzen, wo ich sie vor 10 Jahren gesehen, oben am Tisch der alte Oberstlieutenant mit seinem schwarzen Käppchen, und als der Kellner mir meinen Platz zeigte, war es derselbe, wo ich vor 10 Jahren saß. „Es ist ganz so, wie Sie sagen," erwiederte mir der Wirth, der sich so wie damals zu mir setzte, „es sind alle noch die alten Tischgäste, Alle; nur einer, der Herr Regierungsrath, haben sich verheirathet, und speisen nur Sonntags hier." Auch die Speisekarte war so wie damals, der Rheinwein schmeckte wie aus demselben Faß, und ich träumte eine Stunde lang, ich sei nicht älter geworden, sondern studirte noch in Göttingen, und bereiste, mit allen Illusionen der Jugend, zum erstenmal den Thüringerwald in den Pfingstferien. Dann bezahlte ich meine Rechnung, die gerade so billig war, wie vor 10 Jahren, stieg nochmals zum Schloß hinauf, und sah wiederum auf das Saalethal hinüber, auf Volkstädt und auf das Haus neben der Gemeindeschenke, wo einst Schiller glücklicher und zufriedener wohnte, als in Bauerbach und in Gohlis, auf das malerisch liegende Dorf Unterpreilip und die waldbedeckten Berghöhen an dem Wege nach Blankenburg.

Die Gemälde- und Antikensammlung im Schloß und die Naturaliensammlung mit den Konchylien in der Ludwigsburg sah ich mir für diesmal nicht an,

sondern stieg zum Marktplatz hinab, wo bereits die Pferde vor den Postwagen gespannt waren, der um sechs Uhr nach Weimar abfuhr. Und, als wenn die Täuschung in Rudolstadt bis zum letzten Moment der Abfahrt dauern sollte, auch der Postsecretair, der mir das Billet verkaufte, war derselbe, wie vor zehn Jahren, und gerade heute, wie damals, wurde die illustrirte Zeitung ausgegeben. Ich blätterte sie durch, während er mir den Postschein schrieb und hätte ich nicht darin die Bilder aus meinem bei J. J. Weber in Leipzig erschienenen „Ausflug nach Rügen" gefunden, ich hätte glauben können, dasselbe Zeitungsblatt, welches ich vor zehn Jahren an derselben Stelle durchblätterte, in der Hand zu halten.

Rudolstadt liegt in einem Thale, welches über eine Meile lang und nicht ganz eine Viertelmeile breit ist, und von der Saale durchflossen wird. Die erste beurkundete Nachricht, welche von dem Dasein der Stadt aufgefunden werden konnte, ist in einer kurz vor dem Jahre 800 aufgesetzten Urkunde der Abtei Hersfeld enthalten. Bei dem Mangel an schriftlichen Dokumenten in den frühern Jahrhunderten ist es nicht auffallend, daß von dort an ein langes, ununterbrochenes Schweigen über die Geschichte der Stadt herrscht, welches nur durch eine Notiz des Historikers Spangenberg unterbrochen wird, der Rudolstadt unter den Städten des Herzogs Heinrich in Baiern im Jahr 938 erwähnt. Die Geschichte der Stadt wird von der Zeit an klarer, wo dieselbe zu den Besitzungen der Grafen von Orlamünde gehörte, und ist von nun an mit der Geschichte dieses Geschlechts innig verwebt. Durch Erb- und Pfandvertrag ging Rudolstadt in den Besitz des verwandschaftlichen Hauses der Grafen von Schwarzburg über. In den Fehden zwischen den Thüringer Grafen, an deren Spitze Friedrich von Orlamünde und der heldenmüthige Günther von Schwarzburg-Blankenburg standen, gegen den Landgrafen Friedrich den Ernsthaften, wurde sowohl die Stadt, wie das obere und untere Schloß geplündert und verbrannt. Im Jahre 1404 war die Stadt größtentheils wiederum aus dem Schutt und den Trümmern erstanden. Die Handelsbeziehungen durch die Lage derselben an der großen Straße nach Erfurt beförderten den Wohlstand und das Emporblühen ungemein.

Graf Heinrich der Siebenunddreißigste, der Gemahl der heldenmüthigen Katharina, welcher im Jahre 1527 zur Regierung kam, führte in Rudolstadt die lutherische Kirchenverbesserung ein. Er berief den Doctor Johann Lange, einen Jugendfreund Luther's, aus Erfurt zur Kirchenvisitation nach Rudolstadt, und setzte den Matthäus Morchius aus Eisleben als ersten ordentlichen lutherischen Pfarrer dort ein. Er starb in der Blüthe seiner Jahre, aber seine Gemahlin Katharina setzte das begonnene Werk mit Eifer und Unverdrossenheit fort. Vielen protestantischen Predigern ließ sie Hülfe und Unterstützung angedeihen, welche um ihrer Religion willen verfolgt wurden. So dem bekannten Pfarrer Thomas Aquila, Pfarrer zu Saalfeld. Ihr heldenmüthiges

Benehmen gegen den Herzog von Alba im dreißigjährigen Kriege ist eine bekannte und oft erzählte Thatsache.

Den Bau der Heidecksburg unternahm und vollendete Graf Albert der Siebente bis zum Jahre 1576, als ein großer Brand das alte Schloß größtentheils zerstört hatte. Das Schloß ist in den Jahren 1735 bis 1742 von dem Fürsten Friedrich Anton ebenfalls nach einem großen und verheerenden Brande gebaut worden. Er berief hierzu einen Baumeister von Dresden und zwei berühmte Künstler der damaligen Zeit, Drysinger und Dietrich, welche die Säle durch Meisterstücke ihres Pinsels ausschmücken mußten.

Zu den bedeutendsten öffentlichen Gebäuden in Rudolstadt sind das fürstliche Regierungsgebäude, die Stadtkirche, von deren Dasein uns zuerst eine Urkunde aus dem Jahre 1227 Kunde giebt, und die Gottesackerkirche, welche im Jahre 1683 erbaut wurde, zu zählen. Das Innere der Kirchen hat nichts Merkwürdiges. Der Sammler der im Naturaliencabinet aufgestellten Schätze ist der Fürst Friedrich Karl. Den größten Zuwachs erhielt das Kabinet durch den Ankauf des Kaltschmidtschen Kabinets in Jena im Jahre 1772 und durch die Sammlungen des bekannten Mineralienhändlers und Bergraths Danz. Im Jahre 1788 wurde die Konchyliensammlung durch den Ankauf der Muscheln und Schnecken aus dem Richterschen Museum zu Leipzig bedeutend vermehrt. Die Sammlung der Konchylien umfaßt jetzt so viele und seltene Stücke, daß sie eine Vergleichung mit den meisten deutschen Kabineten aushalten kann. Die Gemäldesammlung, welche ihre Entstehung dem Fürsten Ludwig Günther verdankt, ist in ihrem Umfange nicht sehr bedeutend, aber sie enthält vortreffliche Stücke erster und berühmter Meister. Man findet dort Gemälde von Caraccio, L. Cranach, A. Dürer, Rembrand, Rubens, Rugendas, Jordaens, Carlo Dolce, Tintoretto, Wouwermann. Mit dieser Sammlung steht eine andere von Gypsabgüssen antiker Statuen und Büsten in Verbindung, unter denen die beiden Diskuswerfer, der vatikanische Apoll, der mediceische Venus, die Dioskuren und Brutus die gediegensten sind.

Schiller lebte mehrmals in Rudolstadt, und vielleicht seine glücklichsten Jahre. Die Freundschaft führte ihn zuerst hin, die Liebe hielt ihn dort fest. Seinen ersten Besuch machte Schiller in Rudolstadt im Jahre 1787 von Weimar aus. Er war auf der Reise nach Meiningen, wo der Rath Reinwald seine älteste Schwester geheirathet hatte und wo sich auch sein Jugendfreund, Wilhelm von Wolzogen, aufhielt. Diese seine Ankunft und erste Anwesenheit in Rudolstadt erzählt Frau von Wolzogen, die nachmalige Schwägerin Schillers, also:

An einem trüben November-Tage im Jahre 1787 kamen zwei Reiter die Straße herunter. Sie waren in Mäntel eingehüllt; wir erkannten unsern Vetter Wilhelm von Wolzogen, der sich scherzend das halbe Gesicht mit dem Mantel verbarg; der andere Reiter war uns unbekannt und erregte unsere

Neugier. Bald löste sich das Räthsel durch den Besuch des Vetters, der um die Erlaubniß bat, seinen Reisegefährten, Schiller, bei uns einzuführen.

Schiller selbst äußert sich über diesen Besuch in dem Briefe vom 8. December 1787 an seinen Freund Körner:

„In Rudolstadt habe ich mich auch einen Tag aufgehalten und wieder eine recht liebenswürdige Familie kennen gelernt. Eine Frau von Lengefeld lebt dort mit einer verheiratheten und einer noch ledigen Tochter. Beide Geschöpfe sind, ohne schön zu sein, anziehend und gefallen mir sehr. Man findet hier viele Bekanntschaft mit der neuen Literatur, Feinheit, Empfindung und Geist. Das Clavier spielen sie gut, welches mir einen schönen Abend machte. Die Gegend um Rudolstadt ist außerordentlich schön. Ich hatte nie davon gehört und bin sehr überrascht worden."

Es war dies übrigens nicht das erste Zusammentreffen Schillers mit seiner nachmaligen Frau. Die Lengefeldsche Familie kam bereits 1784 auf einer Rückreise aus der Schweiz nach Stuttgart und besuchte dort mit Wolzogens Schillers Eltern, sowie am 6. Juli desselben Jahres Schiller selbst in Mannheim.

Nach Volkstädt zog Schiller am 18. Mai 1788. „Sobald der Frühling einmal dauerhaft da sein wird," schrieb er am 25. April an Körner, „ziehe ich in die Einsamkeit auf's Land; mein Kopf wie mein Herz sehnen sich darnach. Ich werde mich eine kleine Stunde von Rudolstadt niederlassen. Die Gegenden sind dort überaus ländlich und angenehm, und ich kann da in seliger Abgeschiedenheit von der Welt leben. Das Lengefeldsche Haus, von dem ich Dir nach meiner Rückreise von Meiningen geschrieben habe, wird mir den ganzen Mangel an Gesellschaft hinlänglich ersetzen. Es sind dort vier sehr schätzbare Menschen beisammen, von sehr vieler Bildung und dem edelsten Gefühl. Sie sind auch schon in der Welt gewesen und haben eine glückliche Gemüthsstimmung daraus zurückgebracht. Alles, was Lectüre und guter Ton einer glücklichen Geistesanlage und einem empfänglichen Herzen zusetzen kann, finde ich da in vollem Maße; außerdem auch viele musikalische Fertigkeit, die nicht den kleinsten Theil der Erholung ausmachen wird, die ich mir dort verspreche. Diesem Cirkel gedenke ich alle Tage einige Stunden zu widmen."

Als Schiller das Haus in Volkstädt bewohnte, war er 29 Jahre alt. Das Aeußere des Hauses ist bescheiden genug, wenn es auch nicht den ärmlichen Anblick bietet, wie Schillers Geburtshaus in Marbach. Große und reich eingerichtete Häuser bewohnte Schiller ja bekanntlich nie. In dem ziemlich respektabel aussehenden Hause zu Mannheim, welches er nach seiner Flucht bezog, wohnte er bekanntlich unter dem Dache, und seine Wohnung in dem Hause an der Promenade trägt den Stempel der Gedrücktheit. Seine ärmlichste Wohnung war jedenfalls die erbärmliche Kammer in dem kleinen Häuschen in Gohlis. Die jetzt über dem Häuschen mit goldenen Buch-

staben prangenden Worte: „Hier wohnte Schiller“ erschienen mir wie ein Hohn auf das ärmliche Leben des genialsten deutschen Dichters.

Aber in dem einfachen Hause vor dem Dorfe Volkstädt wohnte Schiller glücklich und zufrieden. Die edlen Fräuleins von Lengefeld schafften ihm dort eine Behaglichkeit, welche Schiller nicht genug anerkennen konnte. — „der Ort, die Lage, die Einrichtung im Hause“, schreibt er an seine Freundinnen, „Alles ist vortrefflich. Sie haben aus meiner Seele gewählt. Eine fürstliche Nachbarschaft hätte mir meine Existenz verdorben. Hier schuf er „die Götter Griechenlands“ und „die Künstler“, hier schrieb er die Briefe über Don Carlos und die „Uebersetzung aus dem Euripides.“ „Ich lese jetzt nichts als Homer“, schrieb er an Körner, „die Alten geben mir wahre Genüsse; zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen eigenen Geschmack zu reinigen.“

Noch im Jahre 1844 lebte in Rudolstadt eine Häuslerswittwe, eine Frau hoch in die Siebenzig, „welche nicht wenig stolz darauf war, den „gelehrten jungen Mann,“ wie sie Schiller nannte, gekannt zu haben, und die beiden „gnädigen Fräuleins, die ihn immer von der Stadt aus besuchten.“ Frau von Beulwitz beschrieb sie als eine schmächtige Dame; Charlottens von Lengefeld erinnerte sie sich jedoch weniger. Die sei simpler gewesen und meist neben oder hinterhergegangen, wenn die ältere Schwester mit dem Dichter im Gespräche war. Auch sah sie Schiller oft, wenn sie Waldbeeren suchen ging, den Ort besteigen, der jetzt Schillers Höhe heißt — er liegt nicht weit von dem Hause in Volkstädt auf einem mäßigen, waldumkränzten Berge; ein Häuschen von Baumrinde steht dort, und in der Mitte der kleinen Plattform die kolossale Bronzestatue des Dichters von Dannecker, — und erzählte mit sichtlichem Entzücken, wie er ihr sogar einmal den Kopf gestreichelt habe, als sie an ihm vorüber gegangen.

„Es war der heilige Pfingsttag“ so fuhr die Alte fort, „und von dem jungen, gelehrten Manne war schon viel Redens im Dorfe, obwohl er nur erst kurze Zeit in seinem einsamen Häuschen wohnte. Damals war es noch Brauch, daß wir Kinder den Leuten, versteht sich, nur den guten Leuten, Maienbäumchen vor die Thüren oder in die Stuben setzten, und dazu ein geistliches Lied sangen. Und so kam es auch, daß ich und meine Schwester Hannel dem neuen Miethsherrn einen Maibaum in die Stube brachten, der so groß war, daß sich die Zweige oben an der Decke umbogen. Ich weiß das noch wie heute. Aber der Herr Schiller war noch auf seiner Höhe, und wie wir wieder aus dem Hause traten und uns freuten, den großen Baum so gut in die kleine Stube gebracht zu haben, sahen wir ihn vom Berge heruntersteigen. Nachher hat er lange noch am Fenster gestanden und hinaus gesehen in den Thalgrund. Er hatte ein blasses, geisterhaftes Gesicht, und seine Haare waren gelb und lang, nicht gepudert und zusammengedreht, wie es die vornehmen Herren in der Stadt thaten.“

Mit Anfang August siedelte Schiller nach Rudolstadt selbst über, und wohnte daselbst in dem Rath Roßschen Hause am Schloßberge. Auch dort befand er sich nach Herzenswunsch. Er äußert sich deshalb am 20. August gegen Körner:

„Wie schön wär's, wenn Du auf einem Dörfchen hier herum wohntest und wir begegneten uns an dem Ufer der Saale."

Und in einem spätern Briefe an Körner:

„Ich befinde mich hier noch immer ganz vortrefflich wohl. Mutter und Töchter sind mir gleich lieb und werth geworden, und ich bin es ihnen auch. Beide Schwestern haben etwas Schwärmerei, was Deine Weiber nicht haben, das ist hier bei Beiden dem Verstande subordinirt und durch Geistescultur gemildert. Die Jüngere ist nicht ganz frei von einer gewissen Coquetterie d'Esprit, die aber durch Bescheidenheit und immer gleiche Lebhaftigkeit mehr Vergnügen giebt, als drückt."

Zu den beiden Schwestern von Lengefeld gesellte sich noch deren Mutter, der Gemahl der ältesten Schwester, Hofrath von Beulwitz, und der Baron von Gleichen aus Rudolstadt. Auch der nachmalige Fürst Ludwig Friedrich und dessen Bruder Carl fanden sich häufig in den Schillerschen Kreisen ein. „Der junge Erbprinz," äußert sich Schiller in einem Briefe an Körner, „hat eine Zeichnung aus dem Geisterseher gemacht, die nicht übel gerathen ist. Er zeichnet für einen Prinzen ganz gut."

Die wichtigste Begebenheit aus dieser Zeit ist die, daß Schiller in Rudolstadt Göthe zum ersten Male von Angesicht zu sehen bekam. Göthe traf am Sonntage vor dem 12. September mit Frau von Stein in Rudolstadt ein und begegnete Schiller zuerst in der Beulwitzschen Wohnung in einer größern Gesellschaft. Frau von Wolzogen schildert das erste Zusammentreffen also:

„Während dieses Sommers sah Schiller Goethe'n zuerst in unserm Hause. Wie alle rein fühlenden Herzen, hatten uns dieses Dichters Schöpfungen mit Enthusiasmus erfüllt. Höchst gespannt waren wir bei dieser Zusammenkunft, und wünschten nichts mehr, als eine Annäherung, die nicht erfolgte. Von Goethen hatten wir, bei seinem entschienenen Ruhme und seiner äußeren Stellung, Entgegenkommen erwartet, und von unserm Freunde auch mehr Wärme in seinen Aeußerungen."

Schiller selbst erzählt dies Ereigniß also:

„Endlich kann ich Dir von Goethe erzählen, worauf Du, wie ich weiß, sehr begierig warest. Ich habe vergangenen Sonntag beinahe ganz in seiner Gesellschaft zugebracht, wo er uns mit der Herder, Frau von Stein und der Frau v. S. besuchte. Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich selbst steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge ist sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinen Blicken. Bei vielem Ernste hat seine

Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und scheint mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen, und, wenn er bei gutem Humor ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß, als daß ich viel mit ihm allein oder über etwas anderes, als allgemeine Dinge hätte sprechen können."

In Rudolstadt arbeitete Schiller fleißig an der Geschichte der niederländischen Revolution und an dem Menschenfeind; ferner beförderte er von hier aus seine berühmten Briefe über den Don Carlos zum Druck in den Merkur. Mitte November beendete er seinen „Rudolstädter Sommer" und reiste nach Weimar zurück. „Mein Abschied aus Rudolstadt," schreibt er an Körner, „ist mir in der That schwer geworden; ich habe dort viele schöne Tage gelebt und ein sehr werthes Band der Freundschaft gestiftet. Bei einem geistvollen Umgange, der nicht ganz frei ist von einer gewissen schwärmerischen Ansicht der Welt und des Lebens, sowie ich sie liebe, fand ich dort Herzlichkeit, Feinheit und Delicatesse, Freiheit von Vorurtheilen, und sehr viel Sinn für das, was mir theuer ist. Mein Herz ist ganz frei, Dir zum Troste."

Viertes Kapitel.

Ein Tag in Weimar.

Das Brückſche Haus. Der Park. Das jetzige Weimar. Weimar zur Zeit des Herzogs Karl Auguſt. Herder. Wieland. Das Schillerhaus. Das Schloß und die Dichterzimmer. Goethe's Haus. Die Feier des hundertjährigen Geburtstages Karl Auguſts am 3., 4. und 5. September 1857. Die Göthe-Schillergruppe. Die Wielandſtatue.

Practiſche Notizen: Gaſthöfe in Weimar: Erbprinz, Ruſſiſcher Hof, Elephant. Preiſe: Z.*) 12½ Sgr. F. 7½. T. d'H. 12½ Sgr. B. 5 Sgr. Adler, billiger. Theater: Vorſtellungen am Sonntag, Mittwoch, Donnerſtag, Sonnabend. Einſpänner nach Jena 2 Thlr.

Buchhandlungen in Weimar: Wilhelm Hoffmann, Hofbuchhandlung, Landesinduſtrie-comtoir; B. F. Voigt; Böhlau.

Nach Mitternacht kamen wir in **Weimar** an. Der Sitz in einen großen Poſtwagen, mit dem ich in Blankenhayn meinen Platz in der offenen Beichaiſe vertauſchte, in der ich mit zwei Berliner Kaufleuten, welche dort mit Seide und Wollenwaaren handelten, jetzt aber ſeit vier Wochen Ruhla und den Thüringerwald beſuchten, und einer hübſchen jungen Dame aus Blankenhayn von Rudolſtadt abfuhr, wäre mir nicht unangenehm geweſen, da es am Horizont wetterleuchtete und dann und wann ein feiner Sprühregen über unſere offene Chaiſe und über Paletot und Tücher herabrieſelte, wenn dieſer Poſtwagen nur nicht ſechzehn Perſonen aufgenommen hätte, welche auf zwei langen Seiten eng an einander gedrängt ſich gegenüberſaßen. Vor Jahren bin ich ſo oft in einem ſolchen Poſtwagen gereiſt, aber die bequemen und eleganten Coupé's in den Eiſenbahnwagen haben zu ſehr verwöhnt, und ſeitdem man auf Eiſenſtraßen mit der Kraft des Dampfes Europa nach allen Richtungen durchfährt, ſind die Poſtwagen auf den geringen Nebentouren aus leicht erklärlichen Gründen ſehr vernachläßigt worden. Die Zeiten, wo das Poſthorn des Schwagers ſo gemüthlich durch die Stille der Nacht tönte, wo der Poſtwagen für ein dem Conducteur gegebenes Trinkgeld vor der Hausthür

---

*) Z. Zimmer, T. d'H. Table d'Hote, F. Frühſtück, B. Bedienung.

anfuhr und eine Viertelstunde gewartet wurde, wenn das Mittag- oder Abendessen noch nicht beendet war, sind vorüber. Die Präcision und die Schnelligkeit der Eisenbahnfahrten haben die Gemüthlichkeit aus dem Reiseleben verdrängt, und nur selten hat man ausnahmsweise das Glück, in einem sechzehnsitzigen Postwagen zu fahren. Dennoch könnte die Thurn- und Tarische Postverwaltung für die Ausstattung und Bequemlichkeit ihrer Postwagen von Blankenhayn nach Weimar etwas mehr Sorge tragen.

Doch auch diese wenigen Stunden in dem großen Behälter wohl schlafender oder durcheinander redender Menschen, von denen Niemand den Andern sah, gingen vorüber, das Pflaster, auf dem der Wagen dahin rollte und die geradlinigen Häuserreihen, welche bei dem schwachen Licht der Postwagenlaternen aus dem Nachtdunkel hervortraten, zeigten uns an, daß wir in Weimar angekommen seien. Nach einigen Minuten hielt der Wagen vor dem Postgebäude. Die sechzehn Bewohner und Bewohnerinnen dieses auf Pferdefüßen wandelnden Hauses kletterten aus der einzigen am hintern Ende befindlichen Thüre auf einer angelegten Treppe hinab, alle wohnten in Weimar und schliefen die Nacht in heimathlichen Betten, meine Berliner Reisegefährten erwählten die Oede und Trübseligkeit der Postpassagierstube für die wenigen Stunden der Nacht, bis der erste Bahnzug nach Naumburg abging, zu ihrem Aufenthalt, nur ich allein schaute mich nach einem Gepäckträger und nach einem Gasthofe um. Neben dem Postgebäude öffnete mir freilich der Russische Hof seine gastliche Pforte, aber ich bin Russischen Zuständen so abhold, daß ich sogar eine Aversion vor Gasthöfen habe, deren Firma mich daran errinnert. Im Erbprinzen hatte ich schon einmal, wenn auch gut und billig gewohnt, und so dachte ich es für diesesmal mit dem Elephanten zu versuchen, der am Markte, dem 1841 vollendeten schönen Rathhause gegenüber liegt, und ein Postillion beförderte mich mit meinem Koffer durch die dunklen Straßen für ein Trinkgeld in seine gastlichen Räume.

Wie viel Dinge sollte ich nicht am folgenden Tage sehen, an wie viel Männer und Werke der deutschen Kunst, Literatur und Poesie sollte ich erinnert werden! Der Zeitraum eines Tages war dafür ziemlich kurz, ich beschloß deshalb schon um 8 Uhr meine Wanderung zu beginnen. Der erste Mensch, der mir in dem Gastzimmer, wo ich meinen Caffe trinken wollte, entgegentrat, war natürlich wieder ein Berliner, für dieses mal aber kein Ruhlaer- oder Liebensteiner Badegast, auch kein Tourist durch Thüringen, sondern ein ehrsamer Leinwandhändler, der auf einer Geschäftsreise vom Rhein kam, noch heute Mittag seiner exclusiven Heimath wieder zueilen wollte, und seufzete, daß er hier nun fünf Stunden unthätig zubringen müsse, ohne auch nur ein Dutzend Hemden verkaufen zu können. Er war schon 13 Mal in Weimar gewesen, hatte aber die Stunden seines Hierseins einzig und allein in dem Gastzimmer des Elephanten zugebracht, und sich deshalb natürlich immer entsetzlich gelangweilt. Die Frescogemälde in den Dichterzimmern hat er nie

gesehen, auch während seines dreizehnmaligen Aufenthalts in Weimar nie die Räume besucht, wo Schiller den Wallenstein vollendete, sondern nur der Leinwand und dem Elephanten seine Zeit gewidmet; ich schlug ihm deshalb vor, mich die Stunden bis zum Mittag auf meiner Wanderung zu begleiten.

So gingen wir nun über den Marktplatz zu dem dortigen Brunnen, vor welchem Martin Klauers Neptun mit vergoldetem Dreizack schon seit vielen Jahren auf die dort wasserholenden Mädchen und Frauen hinabschaut, sodann an dem Brück'schen Hause vorüber, welches der Sohn des berühmten Kanzlers Gregor Brück erbaute, wo der ältere und der jüngere Cranach wohnte und der Erstere starb, durch die im Sommer, wo der Hof sich in Wilhelmsthal aufhält, ziemlich stillen Straßen nach dem Park, der sich mit seinen wohlgepflegten Rasenplätzen und seinen hübschen Baumgruppen vor dem stattlichen Eingange zum Schlosse ausdehnt. Weimar hat ganz den Typus der kleinen deutschen Residenzen. Ein großes prächtiges Residenzschloß mit Park und Garten, ein paar schön gebaute neue Straßen mit stattlichen und vornehm aussehenden Gebäuden neben andern mit unscheinbaren Häusern, mit Winkeln und Ecken, hie und da ein Neubau, wie ihn nur die große Stadt hervorbringt, Uniformen und Livreen, dann und wann eine Karosse mit stolzen Pferden, kein Geräusch der Gewerbe und der Handwerker, aber viel Stille, welche der Langweile oft recht ähnlich sieht. Vor Jahren herrschte hier bekanntlich ein großes, geistiges Leben. Der Hof Karl Augusts und Amaliens versammelte in Weimar eine Reihe Männer und Frauen, mit denen für deutsche Literatur und Poesie eine neue Epoche anbrach. Das bloße Namensverzeichniß derselben würde mehrere Seiten füllen, jede Literaturgeschichte erzählt davon, und Weimar hieß einst Ilm-Athen, mit welcher Benennung die Deutschen übrigens leicht bei der Hand sind. Ich will deshalb von den 164 Namen, welche eine vor mir liegende Literaturgeschichte aufzählt, nur Göthe und Schiller, Karoline von Wolzogen, Musäus und Kotzebue, Herder und Wieland und die Musiker Wolf und Lobe, nennen, und nur noch bemerken, daß seit neuerer Zeit der geniale Klavierspieler und Componist Franz Liszt hier als Kapellmeister des Theaters seinen Wohnsitz genommen hat.

Mit diesen Erinnerungen im Kopf und mit meinem Begleiter über ihm näherliegende Berliner Zustände plaudernd, spazierten wir auf den Kieswegen des Parks eine Stunde umher. Dort drüben zwischen Gebüsch und Garten erblickten wir bald den einfachen Giebel des Göthe'schen Gartenhauses, in welchem manches seiner geistvollen Werke geschaffen wurde, ihm gerade gegenüber das mehr wie einfache Schaalhaus Karl Augusts, nur aus Holz und Baumrinde bestehend. Wenige Schritte von dort schaut das im Römischen Styl erbaute Haus Karl Augusts, wo er so gern wohnte und weilte, mit seinem edlen Frontispize auf grünen Rasen und dichte Baumgruppen hernieder, aus deren Mitte das Tempelherrenhaus mit den Wappenschildern der Templer, dem Kreuz und dem Tempel hervorragt. In dem großen runden Saale des Erd=

geschosses steht eine herrliche Marmorstatue Göthes, deren Kopf prächtig ist. Wenn ich diese erhabene Stirn mit dem gelockten Haar, diese stolze Nase und die Form dieser Augen sehe, so muß ich immer unwillkührlich an den Jupiterskopf des Phidias denken. Die Statue ist in sitzender Stellung, Gewand und Figur sind sehr gelungen, und das Ganze macht einen wirklich erhabenen Eindruck. Nur die zweite kleine Figur mit der Leier zwischen den Knieen Göthe's hätte besser fortbleiben können. Sie sieht mehr wie sonderbar aus.

An der griechischen Kirche vorüber verließen wir dann den Park und wandten uns der Stadt wieder zu. Mein Begleiter gedachte seiner Waaren und seines Gepäcks, der Entfernung des Bahnhofes von der Stadt, der zweimal so theuern Droschke, welche man eine halbe Stunde vor dem Abgange des Bahnzuges bestellt, und nichts konnte ihn veranlassen, den Weimaraner Spaziergang mit mir weiter fortzusetzen. Ich versprach, ihm eins der besten und wohlerhaltendsten Gemälde Lucas Kranach's in der Stadtkirche zu zeigen, ich wollte ihm in die Laube führen, in der Wieland den Oberon schrieb, er sollte das Haus sehen, wo der Uebersetzer des Cid wohnte, die Droschke, sein Gepäck, das Frühstück lagen ihm näher, er zeigte mir nur noch im Vorübergehen mit freudigem Blick die großen Spiegelscheiben des Leinwandgeschäfts, welches er zu seinen besten Kunden zähle, dann verschlang ihn unerbittlich der Elephant, ohne daß ich ihn wiedersah, und ich wandelte allein auf dem classischen Straßenpflaster Ilm-Athens.

Vor der Stadtkirche, wo er einst als erster Stadtpfarrer die Religion der Humanität und der Liebe, die Christuslehre, in ihrem wahren Sinne predigte, steht jetzt auf hohem Postament die eherne Statue des Verfassers „der Ideen zur Geschichte der Menschheit". „Johann Gotter von Herder, geb. Mohrungen 25. August 1745, gestorben Weimar 18. Dez. 1803" und die Worte: „Von Deutschen aller Lande" umgeben mit goldener Schrift auf der Vorderseite des Piedestals einen Lorbeerkranz. Hinter dem Hochaltar der Kirche verhüllt ein Vorhang einen Bildschrank von 11 Fuß Höhe und 10 Fuß Breite, auf dessen Flügeln Lucas Kranach die Taufe und die Himmelfahrt Christi und die Portraits des Kurfürsten Friedrich, seiner Gemahlin Sybilla und deren drei Söhne malte. In der Mitte ist der gekreuzigte Christus, an der rechten Seite des Kreuzes der Auferstandene dargestellt, an der linken Johannes der Täufer, vor ihm Lucas Kranach und Martin Luther. Das Bild gehört zu den größten und besten des berühmten Malers. In der Straße, welche an der Rückseite der Kirche entlang führt, steht das Haus, wo der Uebersetzer des Cid wohnte, als er Pfarrer an der Stadtkirche war, und welches die jedesmalige Amtswohnung des Stadtpfarrers ist. Erinnerungen an Herder sind in dem Hause nicht mehr vorhanden.

Wieland wohnte in Weimar während der Jahre 1772—1813 in dem zweistöckigen Hause mit dem großen Garten an der Ecke der Wielandstraße. Dorthin wandte ich meine Schritte von der Stadtkirche aus zuerst. Eine alte

Dame, die Wittwe des ebenfalls zu Weimar verstorbenen Sohnes des Dichters des Oberon, empfing mich in der Parterrewohnung und führte mich mit liebenswürdiger Freundlichkeit im Hause und im Garten umher. Die Wieland'sche Wohnung war im ersten Stock des Hauses. Sehr gern pflegte Wieland im Garten, der neben und hinter dem Hause gelegen ist, zu arbeiten. In der Laube links an der der Straße zunächst liegenden Mauer, erzählte mir seine Schwiegertochter, habe er den größten Theil des Oberon vollendet. In ihrem Wohnzimmer in der Parterrewohnung zeigte sie mir ein Portrait Wielands, von Jagemann in Oel meisterhaft gemalt. Wieland war bekanntlich Professor an der Akademie in Erfurt und wurde 1772 zur Ausbildung des jungen Herzogs nach Weimar berufen. Dort gab er die vielgelesene Zeitschrift „den deutschen Mercur" heraus und vollendete 1780 den Oberon, für den ihm Göthe den Lorbeerkranz überreichte. Seine vortrefflichen Bearbeitungen des Horaz und des Lucian fallen ebenfalls in die Weimar'sche Periode. Seine Shakespeare-Uebersetzung, sein „Agathon", sein „Musarion" und sein „goldener Spiegel" sind aus der frühern Zeit. Wieland starb in seinem Hause als hoher Greis, in den achtziger Jahren, während der französischen Besetzung Weimars in den Jahren 1803—1805, von dem Kaiser Napoleon mit dem Orden der Ehrenlegion decorirt und vielfach ausgezeichnet.

Nach dem „Schillerhause" führte mich nun mein Weg. Es liegt an der Esplanade, die damals, als Schiller dort während der Jahre 1803 — 1805 wohnte, anders aussah. Die meisten Häuser an beiden Seiten der Straße, welche jetzt die Schillerstraße heißt, sind in den letzten zwanzig Jahren entstanden. Früher waren dort Gärten, und eine Allee von vier Reihen Linden- und Kastanienbäumen zog sich vor den Fenstern des hübschen und freundlichen Hauses entlang. Dasselbe war an den Seiten, wo es jetzt von den Nachbarhäusern berührt wird, mit Gärten umgeben und das kleine eingeengte Gärtchen hinter dem Hause lag mitten zwischen Bäumen und Gebüsch. Das Haus hat zwei Stock und eine Dachwohnung mit drei freundlichen und hohen, luftigen Zimmern. In dieser obern Wohnung dichtete und starb Schiller, während er mit seiner Gemahlin, Charlotte von Lengefeld, gemeinschaftlich die schöne Wohnung im ersten Stock bewohnte.

Schiller lebte in Weimar nur die sechs letzten Jahre seines Lebens. Bis zum Jahre 1791 bekleidete er die Professur der Geschichte in Jena, welche er 1789 erlangt hatte, seines Brustleidens wegen aber aufgeben mußte. Im Jahre 1790 verheirathete er sich in Rudolstadt mit Charlotte von Lengefeld. Dort machte er auch die erste Bekanntschaft mit Göthe, mit dem er indeß erst während seines Aufenthalts in Jena in eine nähere Verbindung trat. Im Jahre 1799 siedelte Schiller nach Weimar über. Dort sorgte Herzog Karl August mit unermüdlicher Sorgfalt für das Wohl seines Weimarlandes und versammelte um sich einen Kreis der ausgezeichnetsten Männer und Frauen aus ganz Deutschland. Herder sorgte als Superintendent für Verfassung der

Kirchen und Schulen. Wieland, einst auch der Erzieher Herzog Karl Augusts, übernahm die Ausbildung des zukünftigen Thronfolgers. Göthe leitete das Hoftheater, welches eine Musterschule in der dramatischen Kunst für ganz Deutschland war. Schiller nahm an der Leitung des Theaters regen Antheil, auf dem der Wallenstein, dessen zweiten und dritten Theil er dort vollendete, zuerst aufgeführt wurde. Zur Vermählungsfeier des Herzogs Karl Friedrich mit der Tochter des Kaisers von Rußland schrieb er seine „Huldigung der Künste." In demselben Jahre (1804) erlebte Schiller die Freude, daß er bei einem Besuche in Berlin durch Ifflands Fürsorge auf dem dortigen Theater seine Dramen mit großer Pracht in Scene gesetzt sah. Die preußische Regierung wollte ihn veranlassen, dort seinen Aufenthalt zu nehmen. Er kam indessen nach Weimar zurück und erlag seinem Leiden dort bereits binnen Jahresfrist.

Schiller starb in dem dritten Zimmer seiner Wohnung im Schillerhause, auf derselben Stelle, wo jetzt noch seine Bettstelle steht, in seinem Studir- und Arbeitszimmer. Sonst pflegte er in dem daran stoßenden Cabinet zu schlafen. Das ganze Zimmer ist noch in dem damaligen Zustande, nur die Tapete ist neu. Stühle, Tische, das Schreibepult, die Tasse, die Dose und der Napf auf dem kleinen Tische neben dem Kopfende des Bettes sind dieselben, deren sich der geniale Dichter bediente. Die Bilder, welche die Wände decoriren, sind dieselben von damals, auch das Clavier ist aus der damaligen Zeit. Der zwischen beiden Fenstern befindliche Schrank enthält eine Menge verschiedener Raritäten, unter ihnen einen Hofdegen Göthes, eine Sammetweste Schillers u. s. w. Auf dem Schreibtische liegen mehrere Schillersche Handschriften, auch ein von Schiller sehr schön geschriebener Theaterzettel zu der ersten in Weimar stattgehabten Aufführung von Wilhelm Tell. Die beiden vor dem Studirzimmer liegenden Zimmer dienten dem Dichter als Empfangszimmer und Entrée. Fries und Sims des Erstern sind mit Gemälden, welche Scenen und Figuren aus Schillers dramatischen Dichtungen darstellen, geziert. Der schöne Fußteppich ist eine Arbeit der Weimarischen Mädchen und Frauen, welche das Zimmer, als es vor mehreren Jahren auf Veranlassung des Weimarischen Magistrats in seiner jetzigen Gestalt hergerichtet wurde, damit ausgeschmückt haben. Die Stickereien auf den an den Wänden umherstehenden Sesseln sind Geschenke der Damen aus verschiedenen deutschen Städten.

Die großherzogliche Bibliothek, welche an 145,000 Bände stark, und zu den ersten Bibliotheken Deutschlands zu zählen ist, befindet sich in einem frühern Lustschlosse des Herzogs Johann Wilhelm, und wurde im Jahre 1690 gegründet. Unter den darin befindlichen Werken ist der militairische Theil besonders gut vertreten (über 6000 Bände). Auch die Landkartensammlung, welche an 8000 Werke enthält, ist bedeutend und enthält manche seltene Stücke, unter andern eine Seekarte der Fahrwasser von Europa, Asien und Afrika aus dem Jahre 1484 und eine spanische Weltkarte, im Jahre 1527 gezeichnet.

In die obern Räume steigt man auf einer 200 Jahre alten, frei in sich getragenen Treppe, von der mir erzählt wurde, daß ein zum Tode verurtheilter Verbrecher sie angefertigt habe, und ihm dafür das Leben geschenkt sei. Die Säle der Bibliothek sind mit manchen vortrefflichen Portraits und Marmorbüsten geschmückt; im Hauptsaale sind die Marmorbüsten Wielands, Herders, Göthes und Schillers aufgestellt. Mit der Bibliothek ist ein Kunst- und Münzcabinet verbunden, welches außer manchen Raritäten, z. B. einen Schlafrock Göthes, die Kutte, welche Luther als Mönch getragen, Stiefeln des Schwedenkönigs Gustav Adolfs, eine nicht unbedeutende Kupferstichsammlung, viele hübsche Miniaturportraits, Thüringische Alterthümer, und vortreffliche Reliefs, Vasen, Elfenbeinschnitzwerke und eine große, durch Schwefel- und Gypsabgüsse vielfach ergänzte Sammlung Gold- und Silbermünzen enthält.

Das Großherzogliche Residenzschloß liegt zu Anfang des hübschen Parks. Der große innere Hof mit dem Haupteingang an der rechten Seite, dessen Portal von sechs Säulenpaaren getragen wird, nimmt sich recht stattlich aus. Der Bau des Schlosses dauerte 14 Jahre — vom Jahre 1789 bis zum Jahre 1803. Göthe hat am Bau und an der innern Einrichtung großen Antheil gehabt. Letztere ist glänzend und oft prächtig. Der große Saal in dem ersten Stock, dessen Decke bis in den zweiten Stock hineinragt und von 20 Säulen getragen wird, macht mit seinen eleganten Nebenräumen einen wirklich großartigen Eindruck. Das Bernhardzimmer liegt im zweiten Stock des östlichen Flügels. Die Holzschnitzereien an den Wandnischen, welche aus Mahagoni bestehen, und an den Wänden aus Cederholz sind vortrefflich. Das Licht fällt durch gothische Fenster, deren Scheiben in Ausführung und Farbe schöne Glasmalereien enthalten. Drei Nischen füllen eine Rüstung des Herzogs Bernhard von Weimar, eine Büste des großen Feldherrn und eine Büste seines Bruders, des Herzogs Wilhelm. Auch ein Finger Bernhards wird hier in einer Büchse aufbewahrt. Die Zimmer im Ostflügel bewohnte einst der Herzog Karl August.

Zu den Dichterzimmern steigt man auf einer prächtigen breiten Treppe im linken Flügel des Schlosses hinan. Das hohe helle Treppenhaus ist mit großen vergoldeten Kandelabern und mit Marmorbüsten geschmückt. Rechts liegt die einfach prächtige Kapelle, links ist der Eingang zu der Reihe von Zimmern, welche den Dichtern Weimars gewidmet sind, und deren Wände und Fries nach ihren Dichtungen von den ersten Malern Weimars entworfene Gemälde schmücken. An das Herderzimmer schließt sich die Göthegalerie, zu beiden Seiten derselben tritt man in das Schillerzimmer und Wielandzimmer. In Betreff der Gemälde hat der Beschauer nicht nöthig, sich an den ziemlich wortkargen Kastellan zu halten, sondern nur die an jeder Wand auf den Divans und Sesseln liegenden, schriftlichen Erklärungen in die Hand zu nehmen. Im Herderzimmer ist die Decke mit einer sich zum Kreise windenden Schlange geschmückt, um welche in



gez. v. O. Wagner. gest. v. J. Appleton.

WEIMAR.

Goldschrift die Worte „Licht, Liebe, Leben" zu lesen sind. Die Gemälde sind über der halben Höhe der Wände angebracht. Neben Harpokrates auf der Lotosblume schwebend, den Finger am Munde, Minerva in der Rüstung und sinnenden Hauptes, die Griechische Kunst repräsentirend. Henoch Idris erhält von dem Schwan des Paradieses eine Feder, welche er aus seinem Flügel nimmt, und stellt so die Orientalische Naturweisheit dar. Dann Ossian und Homer, dann der christgewordene Maler Sophronius, der an seiner Staffelei eingeschlafen ist und dem Maria im Traume erscheint, weil es ihm nicht gelingen wollte, das Bild der heiligen Jungfrau auf der Leinwand wieder zu geben. Den Cid sehen wir zweimal, einmal, wie die besiegten Mohrenkönige sich vor ihm beugen, das anderemal, indem ihm Petrus auf seinem Sterbebette erscheint, und ihm seinen Tod ankündigt, ihn aber mit dem ewigen Ruhm seines Namens tröstet.

Das Göthezimmer ist das größte. Die zunächst dem Eingange liegenden beiden Seiten der großen Wand schmücken zwei große Frescogemälde aus dem Faust, mit Seiten- und Friesbildern. Zur rechten Seite des Eintretenden ist Faust dargestellt, wie er die Geister beschwört, auf den Seitenbildern die Verführung Gretchens und Gretchen im Kerker. Die kleinen Bilder im Fries stellen „den Erlkönig", den „König von Thule" und den „Zauberlehrling" dar. Links liegt Fausts Leichnam auf der Erde und die bösen Geister kommen, um seine Seele zu verlangen. Da erscheint Gretchen, von Engeln und Genien umgeben, und rettet ihn vor den Ansprüchen Mephisto's und der Dämonen. In den Friesbildern sieht man den „Fischer, den Gott und die Bajadere" und den „Neuen Pausias". Aus dem „Götz von Berlichingen" und aus „Egmont" hat der Maler Stoff zu vier Bildern entnommen, einmal erblicken wir Georg, Götz's Panzer anlegend, das anderemal Götz beim Abschied von seiner Schwester Maria; Egmont ist im Gespräch mit Oranien, auf dem anderen Bilde schwebt Klärchen zu ihm, dem Schlafenden im Kerker, hernieder. Auf den Wänden zwischen den Fenstern sind Scenen aus dem Tasso und aus Herrmann und Dorothea dargestellt, und in den darüber befindlichen Friesbildern Scenen aus dem „Werther" und aus „Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahren". Die Seitenwände der Thüren, welche in das Wieland- und Schillerzimmer führen, schmücken Scenen aus der „Iphigenia", den Fries der Thüren antike Reliefs, ebenfalls mit Gruppen aus der Iphigenia. Die Thürflügel sind besonders prächtig mit Gold verziert und enthalten Reliefs, zu denen die Gegenstände aus „Elpis" und „Amor und Psyche", „Gesang des Geistes über den Wassern" und „Amor als Landfahrender" entnommen sind.

Die Hauptgemälde der Göthegalerie sind von Neher, die Galerie ist nach einem Entwurf Schinkels gebaut.

Das Wielandzimmer ist das kleinste der Dichterzimmer. Seine Bilder sind von Professor Preller gemalt und stellen Scenen aus dem Oberon dar. Der Thür gegenüber schauen wir eine Aussicht auf die See am Strande von

Askalon. Oberon steigt aus seinem Muschelwagen und übergiebt Hüon und Amanden das Kästchen mit dem Bart und den Zähnen des Sultans. Zur Seite rechts ist Hüon am öden Strande von den Seeräubern an einen Baum gebunden, links empfängt er und Scherasmin von Oberon Horn und Becher. Mönche und Nonnen tanzen auf den Ton des Zauberhorns im Hintergrunde des Kreuzganges. Diesem Bild gegenüber sieht Hüon mit Amanda auf dem Scheiterhaufen das Horn des versöhnten Gottes an seinem Halse schweben. Er setzt es an die Lippen und die Mohren bewegen sich im Zaubertanze um die Flammen, während Scherasmin im Panzer und Helm, das Schwert in der Hand, hoch zu Rosse, zur Rettung seines geliebten Herrn heranstürmt.

Das Schillerzimmer liegt auf der andern Seite der Göthegalerie. Die Wände sind mit Scenen aus seinen dramatischen Dichtungen geschmückt, welche Neher, Hummel, Könitzer und Kögel ausgeführt haben. Wallenstein tritt zwischen Max und Thekla, welche von einander Abschied nehmen. Die Friesbilder darüber enthalten eine Scene aus Wallensteins Lager und den Feldherrn, wie er nach den Sternen schaut. Verrina stößt den Fiesco in das Meer; darüber im Fries, der alte Doria, von den Seinen zur Flucht gedrängt, und Soldaten, welche dem Fiesco schwören. Die andern Partien sind aus „Don Carlos", „Maria Stuart", „Braut von Messina", „Jungfrau von Orleans" und „Wilhelm Tell". Den Fries über den Thüren füllen Scenen aus „Ritter Toggenburg", „Gang nach dem Eisenhammer" und „Drachenkampf".

In das Göthesche Haus am Götheplatz kann ich den Leser nicht führen, höchstens in den kleinen, hinter dem Hause befindlichen Garten, der augenblicklich in etwas verwildertem Zustande ist, und in das Vorderhaus die Italienische Treppe hinauf, bis vor die Thüre des ersten Stockes. Auf dem Flur stehen noch heute die beiden Statuen in ihren Nischen, neben der Haupteingangsthür in die Zimmer des ersten Stockes die Gruppe von Ildefonso, und an der Treppenwand ist der Plan Roms angebracht. Das Salve! ist auch noch in der Diele vor der Eingangsthür zu lesen, aber die Thüren zu der einstigen Wohnung des unsterblichen Meisters sind fest verschlossen, die Schlüssel sind nicht im Hause und in Weimar ist Niemand vorhanden, der dem Eintretenden das Salve! entgegenruft. Oben im Hause wohnt der Kammerherr von Göthe, ein Enkel des verstorbenen Dichters, welcher, aus welchen Motiven habe ich nicht erfahren können, die Wohnzimmer seines verstorbenen Großvaters seit Jahr und Tag verschlossen hält und sie Niemandem öffnet. Am Freitage werden die naturhistorischen Sammlungen und einige Raritäten dem Beschauenden in den Morgenstunden gezeigt. Hiermit möge sich der Leser begnügen und alle weitern Versuche, in die andern Räume einzudringen, fallen lassen, denn schwerlich wird wohl ein Versuch, mag er bestehen, worin er will, zu dem gewünschten Resultat führen. Kein spleenbegabter Engländer, der auf dem Continent nach Raritäten und Sonderbarkeiten sucht, kann mehr Mittel anwenden, in diese verschlossenen Gemächer zu dringen, als ich im Interesse

meiner Leser angewandt habe — und ich bin immer nur bis zu dem Salve gekommen. Ob die Zimmer noch überhaupt in dem Zustande sind, in dem sie bei Göthe's Lebzeiten waren, weiß ich ebensowenig und in Weimar hat mir kein menschliches Wesen darüber Rechenschaft geben können.

Bereits am Vormittag im Schillerschen Hause hatte mir Jemand dies Alles gesagt, und mir angerathen, von jedem Versuche abzustehen, mir das Mißlingen vorhersagend. „Wenige Wochen vor meiner Ankunft in Weimar sei ein Nachkomme des Götz von Berlichingen dort gewesen," wurde mir erzählt, „der doch zweifelsohne ein besonderes Interesse hatte, die Zimmer des Dichters zu sehen, der seinen Ahnherrn und dessen Zeit so prächtig zeichnete, aber er sei ebenso unverrichteter Sache wieder abgereist, wie ich am Abend abreisen würde. Herr von Göthe habe sich sogar geweigert, ihn in seiner Wohnung zu empfangen, und der Diener, dessen Rückkehr er im Schillerhause erwartet, sei mit einer abweisenden Antwort zurückgekehrt. Frau von Göthe sage, schon die Pietät für ihren Ahnherrn erlaube der Familie nicht, den Fremden dessen irdische Wohnung zu zeigen. Derselbe sei ein Feind aller derartigen Besuche gewesen und habe oft, wenn er einmal genöthigt worden sei, einen Besuch anzunehmen, im Verdruß darüber die Kleider gewechselt und sie niemals wieder angelegt." Der alte Herr hat allerdings dergleichen Sonderbarkeiten gehabt, wenn sie auch wohl nicht in der von Frau von Göthe erzählten Art und Weise hervorgetreten sind. Nachdem Haus und Zimmer aber viele Jahre lang gegen ein zu zahlendes Douceur dem Publicum und den Fremden offen gestanden haben, nachdem die Götheschen Erben Willens waren, im Jahre 1848 das Haus mit der ganzen ursprünglichen Einrichtung zu verkaufen und dieser Verkauf nur an der ihnen nicht convenirenden Höhe der Kaufsumme scheiterte, so ist es doch wohl eine unbegreifliche Idee, jetzt *diesen* Grund für eine so auffallende Weigerung hervorzusuchen. Jedenfalls beschloß ich, Herrn von Berlichingens Versuche zu wiederholen, in der Hoffnung, ein „Sesam thue dich auf" auch für diese verschlossenen Thüren zu finden.

Im Hause waren alle Versuche fruchtlos. In der Wohnung im ersten Stock wohnt ein Offizier, dessen Dienstboten die Räumlichkeiten der Parterrewohnung benutzen. Dort wurde mir gesagt, der Herr sei nicht im Besitz der Schlüssel zu den Götheschen Zimmern, man sei also nicht im Stande, meinen Wünschen zu willfahren. Nun suchte ich auf Seitenwegen und Hintertreppen vom Flur und vom Garten aus vorzudringen. Aus früherer Zeit kannte ich die Localitäten des Hauses so ziemlich. Ein offenes Fenster und eine Leiter haben ja so manches Rendez-Vous trotz aller verschlossenen Thüren und wohlbezahlten Bedienten möglich gemacht. Romeo gelangte so zur Julia und ich in den durch hohe Mauern wohlverwahrten Garten eines schweizerischen Nonnenklosters. Warum also auch nicht hier einen ähnlichen Versuch machen,

wo es sich nicht um ein zärtliches Rendez-Vous, sondern um einen Kampf mit einer Grille handelte! Vielleicht gelang es mir, ungesehen hinein und herauszukommen, und wo nicht, was lag mir daran, und was würde es für einen Spektakel in Weimar gemacht haben, wenn die Hausbewohner oder wohl gar die Weimarische Polizei mich in des großen Meisters Studirzimmer vor dem kleinen Spiegeltisch mit Uhr und Weinglas ergriffen hätten! Aber alle Astrengungen waren umsonst, die Fenster waren wohlverwahrt und verschlossen, wenn ich auch eine alte Gartenleiter in einem nicht verschlossenen Gartenhause entdeckte, die Seitentreppen des Vorderhauses führten nur auf wohlverschlossene Corridors und ich mußte meine Razzia aufgeben, ohne etwas Anderes erlangt zu haben, als daß ich hinten in einer Ecke des Gartens durch einige halb erblindete Fenster einige Kasten mit Schubladen und Glasdeckel erblickte, worin Mineralien, wahrscheinlich ein Theil der naturhistorischen Sammlungen, welche am Freitage gratis gezeigt werden, aufgestellt waren.

Ich betrat also von Neuem den Weg der diplomatischen Unterhandlung. „Der Secretair Sch. ist im Besitz der Schlüssel," hatte man mir gesagt, also konnte ich vielleicht Herrn Sch. bewegen, gegen seines Machtgebers Befehle zu handeln. In seiner Wohnung in der Marienstraße suchte ich ihn vergebens auf und hörte, daß er in dem Garten des Belvedere Nachmittags den Caffee trinke. Was war zu thun? War ich fähig gewesen, auf Gartenleitern durch offne Fenster in verschlossene Zimmer zu steigen, so konnte ich auch bei dem schönen Sommerabend den Spaziergang nach dem eine kleine Stunde von Weimar gelegenen Belvedere machen. Dort mußte ich vom Kellner hören, daß Herr Sch. heute ausnahmsweise seinen Caffee hier nicht getrunken habe, auch schwerlich vor Abends 9 Uhr zu Hause anzutreffen sein würde. Einmal draußen konnte ich die Stunden bis 9 Uhr nicht besser anwenden, als in dem hinter dem hübschen Sommerschloß belegenen Park umherzuirren. Schöngepflegte Rasenplätze mit natürlichen Blumenkörben und lichten Baumpartien bilden den vordern Theil, während weiterhin die Bäume enger und dichter stehen und der hintere Theil des Parkes mit der Durchsicht auf einen ganz bewaldeten Berg einen wildromantischen Charakter annimmt. An der linken Seite des Parkes sind große Teiche und die prächtige Orangerie. Viele hunderte von außerordentlich großen Orangenbäumen und dunklen hohen Cypressen stehen dort in langen Reihen dicht an einander. Das Aroma der tausende von Früchten auf einem kleinen Raume erfüllte die Luft mit einem so wundervollen Duft, die gelben Früchte erglänzten so zauberisch im dunklen Laube, drüben schimmerte der Wasserspiegel, auf dem ein Schwan seine weißen Flügel sonnte, so wunderbar, ich dachte in Oberons und Titanias Orangen- und Cypressenhainen zu wandeln, und horchte, ob nicht des Zauberhorns süße Töne durch den stillen Abend erklängen!

Aber meine Uhr zeigte bereits ein Viertel über Acht. Es war hohe Zeit,

nach Weimar zurückzukehren, um von Herrn Sch. die gewünschten Schlüssel zu erhalten. Ich fand ihn in einer Abendgesellschaft bei Herrn Professor Preller, dem genialen Maler der in Tempera ausgeführten Wandbilder im Wielandzimmer. Herr Sch. gab zu, im Besitz der Schlüssel zu sein, behauptete aber, nicht die Machtvollkommenheit zu besitzen, meinem Wunsche zu willfahren. Herr v. Göthe habe ihm strenge untersagt, irgend Jemandem die Zimmer aufzuschließen. Ein weiterer Versuch meinerseits bei Herrn v. Göthe würde zu nichts, als zu einer abschläglichen Antwort führen. Um die Motive eines solchen Verfahrens habe er sich absichtlich niemals bei seinem Machtgeber bekümmert, um nicht in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt zu werden, sie täglich den Fremden zu wiederholen. Verdrießlich verließ ich Herrn Sch. und die Gesellschaft. Der Elephant öffnete mir gastlicher seine Thore, und am andern Morgen fuhr ich mit dem ersten Dampfwagenzuge gen Gotha, ohne das Göthehaus gesehen zu haben.

Mögen meine Leser glücklicher sein als ich, sei es nun, daß sie ihren Wunsch auf dem Wege diplomatischer Unterhandlung, oder auf Leitersprossen durch offne Fensterflügel erreichen, obgleich wohl nur der letzte Weg zum Ziele führen möchte. Ich will wenigstens, um der Neugierde meiner Leser, denen es ebenso in Weimar ergehen wird, wie mir, in etwas zu genügen, denselben die Beschreibung der Götheschen Zimmer geben, wie ich sie in Brockhaus Reisebibliothek: „Die Thüringische Eisenbahn“ vorfinde. Wann und wie Herr Adolf Bock das Innere des Götheschen Hauses gesehen hat, ist mir nicht bekannt, wahrscheinlich vor jenem Clausurbefehl, der nur in einem unbegreiflichen Motive seinen Grund haben kann, und der erst seit Jahr und Tag zur Welt gekommen ist.

„Gleich im ersten Zimmer findet man die kolossale Junobüste, und an den Wänden Rafaels Stanzen. Links, im Gesellschaftszimmer, wo der Flügel stand, der Abends in Bewegung gesetzt wurde, über den Thüren Meyers mythologische Cartons, hinter einem Vorhange die Copie, die alobrandinische Hochzeit, sonst an den Wänden Handzeichnungen großer Meister und geätzte Blätter, die zeitweise wechselten. Ein großer Schrank in diesem Zimmer enthält die Kupferstichsammlung, ein kleines Seitengemach antike Bronzefiguren, Lampen, Schalen und an der Wand das Bild des Herzogs von Urbino. Nach der andern Seite hin öffnen sich vom Junozimmer aus drei Gemächer: im ersten Zimmer befinden sich Handzeichnungen Italienischer Meister und ein Gemälde von Angelika Kaufmann, im zweiten und dritten in Schränken und auf Simsen Majoliken, auch ein Bildniß Hamans. Ein anderes Gemach war dem Apparat der Farbenlehre gewidmet. Nach rückwärts liegt das Büstenzimmer, mit den Köpfen von Herder, Schiller, Jacobi, Ast, Wolf, Sterne, Byron u. s. w. Der nicht zu kleine, einfach angelegte Garten grenzt mit seiner Mauer an eine Seite des Parks. In den Gartenhäusern wurde ein Theil von Göthe's naturhistorischen Sammlungen untergebracht.

Eine zweite Zimmerreihe öffnet sich im obern Stockwerk des Hauses. Dort stehen im Vorgemach die Schränke der mineralogischen Sammlung und die große väterliche Hausuhr. Der Herzog von Mecklenburg-Strelitz kaufte sie in Frankfurt an und ihr Schlag mußte am frühen Geburtstagsmorgen den erwachenden Göthe mit dem aus der fernen Jugend gewohnten Klange wunderbar überraschen. Von hier betritt man das Arbeitszimmer, das, von mäßiger Ausdehnung, sehr einfach eingerichtet ist. Zwischen den Fenstern ein kleiner Spiegeltisch mit Uhr und Weinglas. In der Mitte ein länglich runder eichener Tisch mit schlichtem Stuhl. An der Wand ein zweiter Tisch mit Stehfächern für Oblaten, Wörterbücher, Handbücher u. dergl., Repositorien enthalten geschenkte Dichterwerke; sodann kommt ein schlichtes Stehpult, an dem Göthe zu schreiben pflegte. Hier liegt die Originalhandschrift des „Götz" und der „Römischen Elegieen". Auch eine kleine Büste von Napoleon steht da, von weißem Glase, das, gegen das Licht gehalten, in's Bläuliche und Feurige schimmert, weshalb es Göthe'n nicht Napoleons wegen, sondern für die „Farbenlehre" lieb war. An der Thüre ist ein Bogen mit Bemerkungen über die neuere Zeitgeschichte befestigt; dahinter eine Tabelle schematischer Begriffe für Musik und Geologie. Die Thür führt in das Schlafgemach, einfach mit Bett und Lehnstuhl ausgestattet. Hier starb Göthe am 22. März 1832 im 83. Jahre seines Lebens, im 57. seines Lebens in Weimar. Sein letztes Wort war „mehr Licht" gewesen.

An das Schlafgemach stößt die Bibliothek, worin sich eine beträchtliche Bücherzahl anhäuft, auch Briefe und Tagebücher gesammelt liegen. In andern Gemächern sind jetzt die Sammlungen der Anticaglien, Münzen, Medaillen, Majoliken, Kupferstiche, Handzeichnungen, Autographen vereinigt. Dabei liegt manches Prachtgeschenk, wie jener goldene, mit Smaragden gezierte Lorbeerkranz, den die Vaterstadt Frankfurt dem Dichter zu seinem 70. Geburtstage verehrte."

Am 3., 4. und 5. September 1857 wurde in Weimar ein Nationalfest von umfassender und erheblicher Bedeutung gefeiert, ein doppeltes Fest, die Enthüllung der Dichterdenkmäler und die Grundsteinlegung zum Denkmal des Schirmherrn Deutschen Geistes, Deutscher Kunst und Deutscher Poesie, des Großherzogs Karl August, dessen hundertjähriger Geburtstag auf den 3. September fiel.

Die klassische Epoche Weimars hatte in Karl August ihren Gründer und Beschützer. Die Deutsche Dichtung, als deren Repräsentanten bereits Lessing, Klopstock und Wieland aufgetreten waren, konnte weder in Mannheim, noch in Göttingen, weder in Zürich noch in Hamburg eine Heimath finden, da wurde Weimar für sie eine sichere Zufluchtsstätte. Die Herzogin Anna berief Wieland nach Weimar, um die Erziehung ihres Sohnes, des nachmaligen Großherzogs, Karl August, zu leiten. Schweizer, Musäus, Bertuch, Knebel lebten bereits dort, der geniale Eckhof war Mitglied des dortigen Theaters.

Im Jahre 1774 lernte Karl August auf einer Reise nach Paris zu Frankfurt am Main Göthe kennen. Im November des folgenden Jahres, wo Karl August seine Regierung antrat, kam Göthe auf seine Einladung zum Besuch dorthin, im Juni 1776 kam er zum zweitenmal, um für immer dort zu bleiben. Mit seiner Thronbesteigung war Karl August zugleich Herr seiner selbst geworden. Seine ganze Erziehung war eine verkehrte gewesen, seine großen und mächtigen Anlagen waren in dieser Erziehung unterdrückt und in Fesseln geschmiedet worden. Die Natur und die Freiheit zogen an dem Tage seiner Mündigkeit in Weimar ein, und Göthe und er feierten diese Freiheit in der übermüthigen, jugendlichen Begeisterung. Aber auch in der Verwaltung und in der Regierung äußerte sich dieser neue Geist. Eine Reihe der wohlthätigsten Reformen schuf das Alte, Abgelebte um und um. Die Kirchenbuße wurde abgeschafft, das ganze Kirchen- und Schulwesen durch Herder umgeschaffen, die Universität durch Berufung neuer Lehrstühle gefördert und gehoben, die Landwirthschaft, das Forstwesen, der Bergbau, der Handel und die Gewerbe gehoben und eine neue Prozeßordnung und Organisation des Vormundschaftswesens geschaffen.

Eine Reise, welche Karl August im Jahre 1779 mit Göthe nach der Schweiz unternahm, hatte für den Herzog bedeutende Folgen. Wieland, der zu der Partei in Weimar gehörte, welche über die oft etwas schrankenlose Wirthschaft am Hofe grollte, nennt diese Reise Göthe's größtes Meisterstück. Als Beide von der Reise zurückkehrten, war man erstaunt über die Veränderung, welche in dem Wesen des Herzogs vorgegangen war. Das Hofleben wurde maßvoll und geregelt, die ausgelassenen Feste, Bälle und Maskeraden hörten auf, Karl August begann sich mit der bildenden Kunst, mit der Malerei, mit der Botanik und mit andern Studien zu beschäftigen, er ersann eine gründliche Reform der Schulen, sein ganzer Sinn wandte sich dem edeln Geschmack und der hohen Humanität zu, wodurch er sich als Fürst und als Mensch auszeichnete. Er richtete seinen Blick über die Grenzen des Landes hinaus und faßte Deutschland und die deutsche Nationalität in's Auge. Als Friedrich der Große den Fürstenbund stiftete, war der Herzog zu Sachsen-Weimar sein treuester Bundesgenosse. Mit dem Tode Friedrichs waren seine einheitlichen deutschen Bestrebungen freilich zu Ende.

Der Herzog widmete sich nun ganz der materiellen Wohlfahrt und der geistigen Erhebung Weimars. Schiller erschien dort, es begann die glänzende, classische Periode Weimars, das dortige Theater wurde unter Göthe's Leitung eine Musterbühne, Jena erhob sich als Universität zu dem Höhepunkt seines Glanzes. Weimar wurde das für Deutschland, was London für England, was Paris für Frankreich ist. Diese Glanzperiode war leider eine kurze. Ihr Stern erblich vor den großen kriegerischen und politischen Umwälzungen, welche von Frankreich aus über Deutschland hereinbrachen, 1806 starb Schiller. 1803 war bereits Herder gestorben, und in demselben Jahre erfolgte die Katastrophe, welche der Universität Jena die Mehrzahl ihrer berühmten

Namen — wir nennen nur Rost, Thibaut, Hufeland, Feuerbach, Fichte, Schlegel, Schiller, Paulus — entzog. Während der nun folgenden politischen Drangperiode benahm sich Karl August seines Charakters würdig. Nur gezwungen und erst in Folge des Briefes, den ihm der König von Preußen unterm 21. Oktober 1806 aus Küstrin schrieb, trat er dem Rheinbunde bei, aber niemals beugte er sich dem Kaiser Napoleon.

Nach dem Pariser Frieden war Karl August der Einzige, der auf dem Wiener Kongreß für die Verheißungen, die dem deutschen Volke gemacht waren, seine Stimme erhob. Da sie zu schwach war, um durchzudringen, that er das, was seinem Charakter angemessen war, er erfüllte ganz und treu dem Volke die Verpflichtungen, welche er vor der deutschen Nation übernommen hatte. Er gab seinem Lande die versprochene Verfassung, welche 1816 als Landesgrundgesetz in Weimar veröffentlicht wurde, und mit dieser Verfassung die schon bis dahin thatsächlich bestandene Preßfreiheit. Um die Remonstrationen der andern deutschen Regierungen bekümmerte er sich nicht, und unterdrückte weder Ludens „Nemesis" noch Okens „Osiris", obschon selbst sein Freund Göthe ihn zu Polizeimaßregeln gegen die freie Presse rieth. Das Zurückgehen von dem bis dahin befolgten System und die freiheitsfeindlichen Maßregeln, welche nach dem Wartburgsfeste und nach der Tödtung Kotzebue's durch Sand in Weimar stattfanden, war das Werk stärkerer Gewalten, denen Karl August endlich weichen und nachgeben mußte. Er starb am 14. Juni 1828 auf einer Reise von Berlin nach Weimar in Graditz bei Torgau. Mit den Worten „Luft, frische, freie Luft" sank er seinem Adjudanten Germar todt in die Arme.

Am frühesten Morgen des 3. September 1857 verkündete Glockengeläute den Beginn des großen Doppelfestes in Weimar. Zwischen 5 und 6 Uhr, der Geburtsstunde Karl August's, bewegte sich ein Zug seiner Zeitgenossen nach der Fürstengruft und schmückte den Sarg des Großherzogs mit einem Lorbeerkranz. Nach dem Gottesdienst gegen 11 Uhr begann der Zug nach dem Fürstenplatz. Der Raum, wo der Grundstein gelegt wurde, war mit Fahnen mit den weimarischen Farben und mit kriegerischen und militärischen Emblemen geziert. Der Hof versammelte sich auf einer Tribüne vor dem Fürstenhause, die alten Kriegsgenossen Karl August's standen auf der linken Seite der Bibliothek, auf der andern Seite die Schüler des Seminars und des Gymnasii und die Jenenser Studenten und Professoren in ihrer Amtstracht.

Ein Chorgesang eröffnete die Feier, dann sprach der Superintendent Stier eine breite Rede, worauf der Minister von Watzdorf kurz und bündig antwortete. Jetzt wurden die Erinnerungszeichen in den Grundstein gelegt und sodann die drei üblichen Hammerschläge von dem Großherzog, dem Erbprinzen, dem Prinzen Bernhard, dem Prinzen Herrmann und von Abgeordneten des preußischen Cuirassierregiments gethan, dessen Chef Karl August gewesen. Das Lied „Nun danket Alle Gott," beschloß die Feier.

Um 6 Uhr wurde das Theater mit einem vortrefflichen Festspiel Dingelstedts: „Der Erntekranz“ eröffnet.

Der Darstellung des Dingelstedtschen Festspiels folgte Göthe's „Paläophron und Neoterpe“, dann der dritte Akt des „Don Carlos“, in welchem Dawison den König, Devrient den Posa gab.

Am andern Tage fand die Enthüllung der Statuen statt. Auf dem Rathhause versammelten sich die Gewerke und man zog nach dem Wielandplatze. Auf der dortigen, für den Hof errichteten Bühne befand sich auch ein Sohn Wielands. Hofrath Schöll gedachte in einer vortrefflichen Rede der Bedeutung Wieland's, und nun wurde das Standbild Wielands enthüllt. Die Statue ist von Hans Gasser modellirt und von Ferdinand von Miller in Erz gegossen.

Der Zug ging nun vom Wielandplatze am Schillerhause vorüber zum Theaterplatze zur Enthüllung der Göthe-Schillergruppe. Der einzige Enkel Schillers mit seiner Frau, Freiherr von Gleichen mit seinem Sohne und die Schwiegertochter Göthe's mit ihren beiden Söhnen, waren anwesend. Nach einem Gesange und nach einer prächtigen Rede des Professors Heiland fiel die Umhüllung unter einem nicht enden wollenden Jubelruf der Menge. Der Schöpfer der Göthe-Schillergruppe ist Rietschel, Ferdinand von Miller hat auch sie gegossen.

Mittags war große Tafel bei Hofe; am Abend wurden verschiedene Bruchstücke aus Göthe's und Schillers Dichtungen gegeben. Fräulein Seebach gab das Gretchen im Faust und das Klärchen im Egmont mit ihrer bekannten, einzig in der dramatischen Kunst dastehenden Genialität.

Am Morgen des dritten Tages führte ein Extrazug die Gäste nach Eisenach zur Wartburg. Die alte Burg war festlich geschmückt, an langen Tafeln, an denen die Damen aus Eisenach die Wirthinnen machten, wurde ein Imbiß eingenommen, und dann vom Oberbaurath Dr. Rüttgen in einem klaren und kurzen Vortrage die Geschichte der Burg und die Grundsätze, nach denen die Restauration vorgenommen, dargelegt. Nun wurden die Besucher durch die neuen Räume der Burg geführt, Oberbaurath Rüttgen machte den Erklärer, und, als man sich wieder im Saale des Landgrafenhauses versammelt hatte, wurde ein Lied nach einer Thüringischen Volksmelodie unter Musikbegleitung gesungen. Ein volles Militairorchester hatte die Einziehenden mit Richard Wagners Ouvertüre zum Tannhäuser begrüßt und gab ihnen jetzt den Abschiedsgruß. Der Bahnzug brauste nach Weimar zurück und Abends erhielt das Fest durch ein vom Kapellmeister Liszt arrangirtes Konzert einen sehr passenden Abschluß.

Fünftes Kapitel.

Die Thüringische Eisenbahn.

Halle. Weißenfels. Lützen. Goseck. Schönburg. Naumburg. Kösen. Rudelsburg. Saaleck. Dornburg. Apolda. Weimar. Erfurt. Dom zu Erfurt. Geschichte der Stadt. Die Gleichenschlösser. Neudietendorf. Molsdorf. Gotha. Der Friedenstein und seine Geschichte. Die Sammlungen auf dem Friedenstein. Waltershausen und Tenneberg. Eisenach.

Practische Notizen: Thüringische Eisenbahn bis Eisenach in 5½ St. Fahrpreise: I., II., III. Kl. 6 Thl. 5 Sgr., 3 Thlr. 14 Sgr., 2 Thlr. 10 Sgr. Von Eisenach nach Cassel in 3¾ St. Fahrpreise: I., II., III. Kl. 3 Thlr. 13 Sgr., 2 Thlr. 9 Sgr., 1 Thlr. 19 Sgr. In Guntershausen ist der Knotenpunkt für die Eisenach-Frankfurter Bahnlinie. Der bei Corbetha sich abzweigende Eisenbahnweg führt in ¾ St. über Merseburg nach Halle.

Gasthöfe in Weißenfels: Schütze, Schwan. Gasthöfe in Naumburg: Sächs. Hof, Preuß. Hof, beide ziemlich gut. Kösen: Gasthof zum muthigen Ritter, gut und nicht theuer. Gasthöfe in Erfurt: Silber am Bahnhof, Z. u. F. 20 Sgr. B. 5 Sgr. Römischer Kaiser, Z. 15 Sgr. F. 7½ Sgr. Weiße Rose, Preuß. Hof, Thüringer Hof, billiger. Z. u. F. 12 Sgr. Fußweg von Neudientendorf über die 3 Gleichen nach Arnstadt in 5 St. Wegbeschreibung: Rechts vom Restaurationsgebäude bis zum nächsten Wärterhause. Hier bei der Tafel, welche das Dorf Apfelstädt anzeigt, Ueberschreiten der Bahn. Auf dem Fußwege nicht durch das Dorf, sondern rechts am Dorfe hin über eine Brücke, dann rechts sich haltend quer über die Wiese, zwischen zwei Gebäuden durch, hält man sich darauf links und kommt auf einen Fahrweg, der nach dem am Fuße des Berges, auf dem die erste Ruine steht, liegenden Dorfe Freudenthal führt, Arnstadt liegt noch 1½ St. von der Wachsenburg. Arnstadt: Gasthöfe: Goldene Henne, Sonne. Rudolstadt 7½ St. v. Arnstadt. Der Weg geht in 2 St. nach Ilm, dann in 2½ St. zur Ruine Ehrenstein u. in 3 St. nach Rudolstadt. Gotha: Gasthöfe: Mohr, Z. 10 Sgr.—1 Thlr. Frühst. 6—7½ Sgr. Table d'Hote 12½ Sgr.; sehr zu empfehlen; Deutscher Hof, Z. 12½ Sgr. F. 7½ Sgr. St. Altenburg, Riese, St. Coburg. Droschke 5 Sgr., die Stunde 15 Sgr. Eisenach: Gasthöfe: Halber Mond, Z. 12½ Sgr., F. 6 Sgr., M. 12½ Sgr. Rautenkranz, Thüringer Hof.

Buchhandlungen in Gotha: Sortimentsbuchhandlungen: Thienemann, Gläser; Verlagshandlungen: F. A. Perthes, Justus Perthes, Scheube.

Die Thüringische Eisenbahn durchläuft von Halle bis Gerstungen eine Strecke von 25½ Meilen. Auf diesem Wege hat sie die Elster und die Werra

einmal, die Gera dreimal, die Ilm viermal, die Hörsel sechsmal, die Saale neunmal zu überschreiten, und geht über zwei Viaducte von beträchtlicher Höhe und Länge. Sie wird befahren seit dem Jahre 1849, und hat ein Anlagecapital von 14 Millionen Thlr., also 548,000 Thlr. für die Meile erfordert. Die Güterfrequenz hat auf der Bahn seitdem sehr zugenommen, die Personenfrequenz indeß nicht in demselben Maße.

Von Halle führt die Thüringische Eisenbahn an **Merseburg** mit seinem theilweise bereits aus dem Jahre 1040 stammenden Dome, in welchem eines der ältesten Monumente Sachsens, ein Denkmal des Gegenkaisers Rudolf von Schwaben, enthalten ist, an Weißenfels, auf dessen Schlosse im dreißigjährigen Kriege Wallenstein hausete und wo Napoleon am 1. Mai 1813 vor der Schlacht bei Lützen seine Truppen recognoscirte, vorüber. Nicht weit von Weißenfels liegt das Dorf Lützen, welches in der ältern und neuern Kriegsgeschichte so berühmt geworden ist. Auf seinen Feldern starb der Schwedenkönig Gustav Adolf und dort erfocht am 3. Mai 1813 Napoleon einen harten Sieg über die verbündeten Heere nach seinem Mißgeschick im Russischen Feldzuge. Goseck, wo einst die Grafen von Goseck und Weißenburg wohnten, später Pfalzgrafen des Osterlandes, sieht man von der Eisenbahn aus. Aus diesem Geschlecht stammt der Pfalzgraf Friedrich der Dritte, den Ludwig der Springer erschlug, weil er seine schöne Gemahlin Adelheid liebte. Er soll das Schloß Schönburg, welches an der andern Seite der Saale, Goseck gegenüber, liegt, erbaut haben. Die Ruinen des Schlosses erheben sich ostwärts von Naumburg, eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, nicht fern unterhalb des Einflusses der Wethau in die Saale, hart am Ufer des Stromes auf dem Schloßberge, von den Höhen des Klausberges, Lerchenberges, Fachberges, Wolfsberges und des Leidensberges umgeben, und von denselben durch tiefe Schluchten getrennt. Seit einem Jahrhundert liegt die Burg in Trümmer, nur von Süden her zugänglich, aber sehr bequem zu ersteigen. Der Fahrweg des Dorfes Schönburg, welches theils zwischen, theils auf den den Schloßberg umgebenden Höhen liegt, führt gerade auf das Burgthor zu.

Die älteste Geschichte der Schönburg ist in tiefes Dunkel gehüllt. Die Nachricht, daß diese Burg vom Landgrafen Ludwig dem Springer erbaut sei, um der Pfalzgräfin Adelheid, wenn dieselbe sich auf Goseck aufhielt, nahe zu sein, ist eine unverbürgte Sage. Die Burg ist weit älter, als die ältesten Nachrichten, welche wir von derselben besitzen. So weit diese zurückreichen, wissen wir, daß dieselbe eine Besitzung der Bischöfe von Naumburg war. Vorher war sie wahrscheinlich ein kaiserliches Schloß zum Schirm und zum Schutz des in diesen Gegenden neu begründeten Christenthums. Als bischöfliche Domaine hatte die Burg eine adlige und kriegerische Besatzung, war Sitz eines Gerichts und einer bedeutenden Pfarrei und hatte eine ausgedehnte Oekonomie. Mit der Aufhebung des Bisthums verfiel die Burgwart der

allgemeinen fiskalischen Administration, an die Stelle der Castellane traten Voigte und Amtleute, welche auch noch im Schlosse ihren Wohnsitz hatten. Später, am Ende des sechszehnten Jahrhunderts, wurde die in ein Amt Schönburg umgewandelte Burgwart mit dem Klosteramte St. Georgen zu Naumburg unter einer Verwaltung zu Naumburg vereinigt. Die ehemalige zur Burg gehörige Schäferei, Brauerei u. s. w. wurden erst verpachtet, dann vererbt und die Oekonomiewirthschaft war aufgelöst.

Die letzte bischöfliche Verpachtung des Schlosses nebst Zubehör geschah von 1564 bis 1570, und die erste kurfürstliche von 1570 ab. Schon 1586 waren die Schloßgebäude so hinfällig, daß Niemand daran wollte, sie herzustellen. Im Jahre 1606 that ein großer Wind viel Schaden, und von Jahr zu Jahr verfiel das Schloß immermehr.*)

Von den andern zwei Burgen, welche im Kreise Naumburg sich erheben, ist nur noch der Name übrig geblieben, von einer dritten wenige Spuren, welche das Dasein einer alten Burg kaum noch erkennen lassen. Erstere sind die Wetteburg und die Heuneburg. Die erstere lag auf den waldbewachsenen Höhen an der Wethau, zwischen Wetterscheidt und Beuditz. Die Stätte wird über der Herrenmühle im sogenannten Herrenholze unter dem Namen der Burg nachgewiesen. Sie muß vor sehr langer Zeit eingegangen sein, da in den Urkunden hiesiger Gegend keine Spur mehr davon vorhanden ist. Die Heuneburg lag an dem Holze über den Saalhäusern bei Kösen. Bis auf den Namen, den der Platz in den Erbbüchern der wüsten Mark Tauschwitz führt, ist die Burg spurlos verschwunden.**)

Burg Altenburg, die letzte der untergegangenen Burgen, lag zwischen Pforta und Naumburg, auf der rechten Seite der Thalwand, wo der Knabenberg sich nach dem Dorfe Altenburg (Almerich) herabsenkt, auf der kegelförmigen Höhe unmittelbar über dem Dorfe, welche von dem übrigen Höhenzuge durch eine kleine unscheinbare Schlucht getrennt ist, sind die Spuren einer ehemaligen Veste und in der Schlucht der fast verschüttete Wallgraben deutlich zu erkennen. In den ältesten sichern Urkunden heißt diese Burg „die alte Burg". Lepsius meint indeß, daß dies nicht der ursprüngliche Name des Schlosses gewesen sein kann, sondern daß der ursprüngliche Name desselben Steinburg gewesen sei. Bereits im Jahre 1010 sei sie vollständig zerstört worden. Der Hügel, wo die Burg stand, heißt noch jetzt der Burgscheidel oder Burgstädel.***)

Dann berührt der Schienenweg **Naumburg**. Wie Merseburg eines der ältesten Denkmäler Sachsens, so hat Naumburg das bedeutendste unter seinen architektonischen Denkmälern aufzuweisen, seinen Dom. Derselbe ist

---

*) Lepsius, Kleine Schriften. Bd. II. Seite 85 u. folg.
**) Lepsius, Kleine Schriften. Bd. II. Seite 118, 119.
***) Lepsius, Kleine Schriften. Bd. II. Seite 115.



gez. von O. Wagner. gest. von E. Patten.

DER DOM ZU NAUMBURG.

von theils byzantinischer, theils gothischer Bauart, und stammt aus verschiedenen Zeiten. Er gehört zu den interessantesten Denkmälern altdeutscher Baukunst. Der neugriechische oder römisch-deutsche Styl ist darin vorherrschend, sodann erblicken wir aber auch die Uebergänge zu der spätern, rein deutschen Bauart und diese Bauart selbst in einer gewissen Ausbildung. Der westlich angebaute Chor mit seinen merkwürdigen Statuen gehört zu den beachtenswerthesten Kunstdenkmalen der altdeutschen Steinbildnerei.

Muthmaßlich wurde schon von Markgraf Eckard I. der Grund zur Naumburger Domkirche gelegt Die Gründung derselben fällt sodann noch in das 10. Jahrhundert. Aus jener Zeit möchte jedoch außer der Krypta wenig oder gar nichts mehr übrig sein. Ueber derselben erhob sich das ursprüngliche Chor. Wenig jünger sind das Schiff, die Seitenflügel und Abseiten, ingleichen die östlichen Thürme.

Die Veränderung und Erweiterung des schönen Chors hat wahrscheinlich erst im 13. Jahrhundert stattgefunden. Es war unterdessen ein anderer Styl im Kirchenbau aufgekommen, der ältere, neugriechische Styl wurde verdrängt und eine Bauart war herrschend geworden, welche in vieler Beziehung als der Gegensatz der frühern erscheint; breite, hohe, spitzig überwölbte Fenster, mit großartigen Bogenverzierungen, das Viereck im Schluß der Kirche an Stelle der Kreisform, der Spitzbogen an Stelle des Kreisbogens und an Stelle des Nischengewölbes das Kappengewölbe. In diesem Styl wurde der hohe Chor erneuert. Zugleich wurde der Chor, um mehr Raum zu gewinnen, über die Grundlage der Krypta hinaus erweitert. Der hohe Chor zeigt einen nicht unbedeutenden Ursprung alter, bunter Glasfenster. Das interessanteste von diesen, ein Denkmal der Verlegung des Hochstifts von Zeitz zur Naumburger Domkirche, ist indeß leider nicht mehr vorhanden.*)

Alle Formen im westlichen Chor deuten auf die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts, wo der deutsche Baustyl sich bereits in seiner Hauptform entwickelt hatte. Neben dem neuen Styl blicken immer noch neugriechische Formen hervor. Die bunten Fenster in diesem Theil der Kirche gehören zu den ursprünglichen, gleich nach Beendigung des Baues eingesetzten, indeß reicht ihr Alter nicht über die Mitte des 13. Jahrhunderts hinaus. Jedenfalls ist der westliche Chor nicht erst unter dem Bischof Dietrich II., also um die Mitte des 13. Jahrhunderts erbaut worden. Er erließ im Jahre 1249 einen offenen Brief, in dem er sein Vorhaben, den Bau der Domkirche zu vollenden, ankündigt, dem ein namentliches Verzeichniß der ersten Stifter und Stifterinnen eingeschaltet ist. Seine Absicht, den Kirchenbau zu vollenden, erreichte er freilich nicht völlig, denn immer fehlte, wie auch noch heute, der vierte Thurm, der nicht weiter, als bis zum Kirchendach aufgeführt ist, obschon man die Absicht, ihn zu vollenden, bis in das fünfzehnte Jahrhundert verfolgt hat. Bei dem Bau

*) Lepsius, Kleine Schriften. Bd. I. S. 2 u. folg.

des westlichen Chors hatte er jedenfalls die Absicht, das Andenken der Stifter und Stifterinnen des Doms, welche größtentheils aus seinem, nämlich aus Wettinischem Geschlecht waren, zu gleicher Zeit zu verewigen. Lepsius nennt deshalb den westlichen Chor mit Recht die Halle der Stifter. Die Bildsäulen sind gerade so alt, als der Chor selbst. Sie sind in einem großartigen Style gearbeitet und bewundernswerthe Denkmale altdeutscher Baukunst.*) Sämmtliche Statuen stehen in der Höhe des Umgangs, 5½ Fuß über dem Boden, auf kleinen Konsolen unter Baldachinen, die gleich den Statuen mit den Pfeilerstücken, aus welchen sie hervorragen, aus dem Ganzen, und in der Form von Klöstern und Kirchen gearbeitet sind.

Die Domkirche ist im Ganzen ziemlich gut erhalten, nur hat sie an einigen Stellen durch Feuersbrünste gelitten. Im westlichen Chore sind die Spuren einer solchen Feuersbrunst noch sichtbar. Im Einzelnen ist es diesem großartigen Denkmal altdeutscher Baukunst indeß ergangen, wie so vielen andern. Die Wirkung der alterthümlich großen Formen des Domes ist durch mancherlei Umbau in seinem Innern sehr entstellt und geschwächt worden. Die mit der Zeit eingebauten Kirchenstände und Emporkirchen stören den großartigen Eindruck des Ganzen außerordentlich. Ewig schade ist es, daß man, um für die Verschläge und Galerieen, welche zwischen den Pfeilern, die das Schiff der Kirche von den Seitengängen trennen, angebracht sind, mehr Raum zu gewinnen, die Säulen, welche zu beiden Seiten jedes Pfeilers eingefügt waren, ganz weggeschlagen hat. Es ist dies eine unverzeihliche Rohheit und Barbarei, welche durch nichts entschuldigt werden kann und die Schönheit der Bogen außerordentlich beeinträchtigt. Manche schätzbaren Altargemälde und alte Bilderwerke, womit die Kirche früher reichlich ausgestattet war, sind aber auch gänzlich zerstört oder so beschädigt worden, daß nur noch wenig Ueberreste vorhanden sind, manche gingen zu Grunde, weil man so gleichgültig war, nichts für ihre Erhaltung zu thun. Auch jene interessanten Bildwerke im westlichen Chor würden wohl dasselbe Schicksal gehabt haben, ständen sie nicht in bedeutender Höhe und wären sie nicht mit ihrem Standort unzertrennlich verbunden. Die Krypta bietet außer dem Altar zu den zwölf Aposteln und dem eisernen Kasten, in dem Tezel seine Ablaßgroschen verwahrte, nichts Merkwürdiges dar. Einige Säulencapitäler der Krypta zeichnen sich durch besondere Schönheit aus.

Einige Altargemälde und mehrere Votivtafeln fordern noch zur nähern Betrachtung auf. Das Hauptblatt eines Altars stellt die Bekehrung des Apostels Paulus dar. Büsching irrt, wenn er das Bild für die Bekehrung Sauls hält und von demselben sagt: „Die Verfolgung Sauls; unten befindet sich das Bildniß Hebenstreit's, des Bildes Stifter; ein tüchtiges Altarbild, aber

*) Lepsius, Kleine Schriften. Bd. I. Seite 4 u. 5.

leider sehr verletzt, von Lucas Cranach" *) Das Bild ist weder von Cranach, noch ist Hebenstreit dessen Stifter. Das Gemälde stellt die Bekehrung Pauli dar. Lepsius meint, daß das Bild von einem Schüler Dürers gemalt sei. Die Gründe, die er für diese Behauptung aufstellt, sind indeß sehr fein aufgesucht, wenn sie auch nicht gerade überzeugender Natur sind. **)

Außerdem giebt es im Dom zu Naumburg zwei alte Altartafeln mit Bildern auf Goldgrund, deren Maler unbekannt sind. Von Cranach sind sie wohl nicht, weder vom ältern noch vom jüngern Cranach.

Weiter befinden sich im hohen Chor der Domkirche zu beiden Seiten des Hochaltars in der Höhe der im Schlusse des hohen Chors herumlaufenden Galerie zwei Votivtafeln, welche vielleicht einst den Hochaltar als Seitenflügel schmückten. Auch diese Bilder sind, wie Heller und Kugler es thun, nicht Lucas Cranach zuzuschreiben; schwerlich wird der Verfertiger wohl mit Bestimmtheit zu ermitteln sein. Die Zeichnung ist jedenfalls vortrefflich, besonders sind die Köpfe ausdrucksvoll gehalten.

Außer der Domkirche ist von den Naumburger Kirchen nur die Stadtkirche zu St. Wenzeslaus zu bemerken. Sie ist wahrscheinlich im 13. Jahrhundert erbaut, brannte indeß im Jahr 1517 ab, und wurde später wieder aufgebaut. Sie enthält mehrere bedeutende Gemälde: eine Darstellung der Anbetung der drei Weisen von oder nach Rubens, eine Anbetung der Hirten von Spranger und die Darstellung des: „Laßt die Kindlein zu mir kommen" von Lucas Cranach. Das erstere ist nach der Meinung von Lepsius eine nur mittelmäßige Copie eines guten Originals. Die Unterschrift sagt, daß das Original von Rubens dem Herzog Maximilian von Baiern zugeeignet wurde, der Maler des Bildes ist also entweder Rubens — wie die Anzeige in der rechten Ecke: P. P. Rubens pinxit lautet — oder dasselbe ist doch nach einem Original von Rubens gemalt. Von dem Verfertiger des zweiten Gemäldes giebt eine gute Nachbildung in Kupferstich durch ihre Unterschrift Zeugniß, welche sagt, daß Bartholomäus Spranger der Maler des Bildes sei. Derselbe wurde im Jahre 1546 zu Antwerpen geboren, war ein Schüler von Cornelius van Dalen und hat sich besonders in historischen Stücken und in Portraits ausgezeichnet.

Die dritte Tafel in der Kirche zu St. Wenceslaus ist die bemerkenswertheste. Sie ist von Lucas Cranach gemalt und stellt die Scene aus dem Evangelium Matthäi — Cap. 19, Vers 13—15 dar: „Da wurden die Kindlein zu ihm gebracht, daß er die Hände auf sie lege und bete; die Jünger aber fuhren sie an. Aber Jesus sprach: „Lasset die Kindlein und wehret ihnen nicht, zu mir zu kommen; denn solcher ist das Himmelreich; und legte die Hände auf sie."

---

*) Büsching, Reise durch einige Münster des nördlichen Deutschland. Leipzig, 1819.
**) Lepsius, Kleine Schriften. Bd. III. Seite 122, 123.

Auf dem Rathhause zu Naumburg befinden sich zwei Bilder, welche Cranach der Aeltere gemalt hat. Die Kurfürsten Friedrich III. der Weise und Johann der Beständige.

Kösen, welches man sodann auf der Eisenbahn oder besser zu Fuß über Schulpforta erreicht, ist als Badeort neuerdings sehr in Aufnahme gekommen. Viel trägt dazu auch die nähere Umgebung Kösens bei. Auf schroffem Felsen erhebt sich unmittelbar am Saaleufer die Ruine der Rudelsburg mit einer prächtigen Aussicht auf das Saalethal. Der Erbauer der Burg ist historisch nicht zu ermitteln, zerstört wurde sie zur Zeit der Regierung Kurfürst Friedrichs II., nachdem sie schon einmal von den Naumburger Bürgern genommen war. Saaleck, deren Erbauer ein Ritter aus dem Thüringischen Geschlecht der Schenken von Vargute war, ist nur durch den Kesselgraben von der Rudelsburg getrennt. Dornburg ist das reizende Schloß des Großherzogs von Weimar, wo Göthe so gern weilte. Von seiner Höhe hat man eine prächtige Aussicht in die sogenannte „Weimarische Schweiz". Dann berührt die Eisenbahnlinie Apolda, die Station für Jena, und von dort läuft der Schienenweg nach Weimar.*) Vor Apolda geht es über einen Viaduct von 80 Fuß Höhe und 250 Fuß Länge.**)

Der Bahnhof in Weimar liegt eine starke Viertelstunde von der Stadt entfernt, eine Unbequemlichkeit für den Reisenden, welche dadurch noch erhöht wird, daß auf den Plätzen und Straßen Weimars keine Droschken oder Miethswagen halten und dieselben zu jeder Fahrt nach dem Bahnhofe bei der Eisenbahnverwaltung speziell bestellt werden müssen. Die Bahnzüge nach Erfurt gehen dreimal des Tages, und in einer Stunde führt die Locomotive den Convoi durch eine fast ebene Gegend über Brücken und durch einen Tunnel nach **Erfurt** hinein. Der Stadttheil, durch den die Eisenbahnlinie bis zum Bahnhofe führt, bietet dem Ankommenden gerade kein angenehmes Bild. Vorstadt und Stadt gleichen sich glücklicherweise nur sehr wenig.

Erfurts Vergangenheit ist glänzender als Erfurts Gegenwart. Im 13. Jahrhundert hatte die Stadt ihre Blüthezeit und die Einwohnerzahl stieg damals über 60,000, während sich dieselbe jetzt nur auf einige 20,000 beläuft. Erfurt hatte damals eine Universität, viele und große Rechte, einen blühenden Handel und eine mächtige Stimme in den Fehden und Kriegen des Mittelalters. 14 Klöster und 30 Kirchen erhoben ihre Thurmspitzen und ihre vergoldeten Kreuze über ein weithin ausgedehntes Häusermeer, und Erfurt war eine mächtige Stadt. Kaiser, Fürsten und Bischöfe hielten dort Reichstage und Kirchenversammlungen und vermehrten durch Privilegien und Gerechtigkeiten den dort herrschenden großen Wohlstand. Im 15. Jahrhundert fing

---

*) Weimar. S. Kapitel 4. „Ein Tag in Weimar".

**) Kösen, Rudelsburg, Saaleck, Jena werden ausführlich in dem 6. Kapitel behandelt: Von Naumburg nach Jena.

dieser an zu sinken. Fehden und Parteistreitigkeiten in der Bürgerschaft selbst, blutige Kämpfe, Seuchen und Brände wirkten dazu ebenso sehr mit, wie die Veränderung der Handelswege. Dann kamen die Verwüstungen des Bauernkrieges. Luther war ja Mönch im dortigen Augustinerkloster. Dann die schweren Jahre des dreißigjährigen Krieges, in dem Erfurt und die dortige Umgegend sehr hart mitgenommen wurden. Nach dem Friedensschluß kam Erfurt an Kurmainz.

Auch der siebenjährige Krieg lastete hart auf der Stadt. Die Schulden der Landschaft stiegen durch die Kriegssteuern, durch die Truppendurchzüge und durch die abwechselnden Besetzungen durch feindliche Truppen auf eine enorme Höhe. Die Einwohnerzahl war damals bereits auf 14,000 gesunken, und der kurfürstliche Statthalter v. Dalberg war trotz aller Bemühungen nicht im Stande, den zerrütteten Zuständen der Stadt wieder aufzuhelfen. Während der französischen Revolutionskriege sank der Wohlstand Erfurts noch mehr. Dann fiel es durch den Frieden von Lüneville an Preußen. Noch war indeß für die Stadt keine ruhige Zeit gekommen. Nach der Schlacht bei Jena wurde Erfurt eine französische Festung und 1808 sah es den glänzenden Fürstencongreß in seinen Mauern, auf dem die Kaiser von Rußland und von Frankreich, die Könige von Sachsen, Westphalen, Würtemberg und Baiern, die Großherzoge von Würzburg und von Baden und 42 andere Fürsten und Prinzen anwesend waren. Noch einmal sah Erfurt den Krieg vor seinen Mauern. Im November 1813, nach dem Fall der Napoleonischen Herrschaft auf den Feldern Leipzigs, wurde die Festung während dreier Monate von einem Preußischen Armeecorps belagert, und am 6. Januar 1814 zum zweiten Mal wieder mit dem preußischen Staatencomplex vereinigt. Jetzt ist Erfurt eine preußische Festung ersten Ranges. Der Wohlstand der Stadt hat sich wieder in erfreulicher Weise gehoben, und die Einwohnerzahl ist, ohne das Militair, wieder auf 22,500 gestiegen — jedenfalls immer nur eine schwache Erinnerung an die blühende Zeit des 13. und 14. Jahrhunderts. Daß das Unionsparlament im Jahre 1851 in der dortigen Augustinerkirche tagte, möge einfach als Thatsache registrirt werden, sowie der Aufstand, der dort im November 1848 gegen das Ministerium Brandenburg-Manteuffel stattfand.

Im Aeußern der Stadt Erfurt erinnert indeß noch Vieles an seine hingeschwundene Größe. Der Umfang der Stadt ist groß im Verhältniß zu seiner Einwohnerzahl. Die vielen Kirchen und früheren Klostergebäude erinnern an jene Zeit, wo Erfurt eine Pfaffenstadt war, und Steinbilder, Wappen und Inschriften an alterthümlichen Patrizierhäusern an jene reichen und mächtigen Bürgergeschlechter, welche dort im Mittelalter blühten. Alterthümliche Thore und steinerne Bogenbrücken, an den Seiten mit Häusern besetzt, treten dem Wanderer in den Straßen Erfurts überall entgegen und die alterthümlichen Formen der Häuser contrastiren sonderbar mit den glänzenden Kaufläden in

deren unterem Stock, dahinter ragen dann die Bastionen des Petersberges und der Cyriaksburg hervor.

Der Platz, auf dem der Dom steht, heißt der Friedrich=Wilhelms=Platz. Der Platz ist groß und kahl, da er zu Paraden und zum Exerciren benutzt wird, und die langen Häuserreihen an seinen ausgedehnten Seitenlinien, die Anlagen an der einen Seite, der Obelisk und die Fontaine sind nicht im Stande, dieser großen Leere einen angenehmen Eindruck zu verleihen. Dort führen breite, hohe Stufen, nach ihrem frühern lateinischen Namen Gradus noch heute die Graden genannt zu dem mächtigen Unterbau empor, auf dem sich der alte gothische Dom und daneben die Severuskirche erheben. Schon Bonifacius, dessen Spuren wir überall in Thüringen wiederfinden, soll hier im Jahre 752 eine Kirche gebaut haben. Der Bau des jetzigen Domes stammt, wie auch die einzelnen Theile desselben bekunden, aus verschiedenen Zeiten. Der noch jetzt vorhandene Unterbau der Thüren fand bereits im Jahre 1153 statt. Der Kreuzgang stammt aus dem 13. Jahrhundert und das prächtige Chor aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. Das Schiff des Domes ist offenbar weit später vollendet worden, und als es bald darauf nebst den Thurmspitzen ausbrannte, wiederum aufgebaut. Neuerdings ist das Chor restaurirt; doch tritt diese Restauration leider zu sehr gegen das Schiff der Kirche hervor, und seit Kurzem ist der Anfang gemacht, auch das ganze Aeußere der imponirenden alten Kirche in der frühern Art und in dem frühern Geschmack wiederherzustellen. Die große Glocke, die Maria Gloriosa, welche auf dem mittlern der drei Thürme befindlich ist, ist 286 Centner schwer. Der Klöppel allein hat eine Schwere von 11 Centnern, und vermittelst desselben wird die Glocke an hohen Festtagen angeschlagen. Zu läuten wagt man sie nicht mehr, indem man fürchtet, daß ihr Schwingen den Thurm zu sehr erschüttern möchte.

Das Aeußere sowie das Innere des Doms trägt den Charakter verschiedener Zeiten, in denen er erbaut wurde, und hat mannigfache Spuren von Erfurts stürmischer Vergangenheit aufzuweisen. Der Grundriß des Doms zeigt eine Menge Unregelmäßigkeiten, die nur in dem verschiedenen Bau und Aufbau der einzelnen Theile ihren Grund haben können. Die Seitentheile des Schiffes sind größer, als der mittlere Theil und der Chor hat unverhältnißmäßige Dimensionen im Verhältniß zu dem Schiffe der Kirche. Restauration, Neues und Altes tritt im Schiff und auf dem Chor überall neben einander und macht nicht überall einen wohlthuenden Eindruck. Die Glasmalerei in den Fenstern des Chors stammt ganz aus alter Zeit. Dagegen gehören die Glasmalereien in den Fenstern des Schiffes fast alle der neuern Zeit an, und haben an der einen Seite desselben in den letzten zehn Jahren Farbe und Glanz fast gänzlich verloren. Die architektonischen Verhältnisse des Schiffes sind nicht schön, und nur das Chor mit seinem pfeilerlosen Gewölbe, mit seinem durchbrochenen steinernen Geländer, seinem zierlichen Rippenwerk und seinen schönen Schnitzereien trägt überall den Charakter der imposanten Größe und der

Einheit. In der Mitte hängt ein sehr schön von Schropp im gothischen Geschmack gearbeiteter Kronleuchter. Unter demselben steht eine metallene Statue in Lebensgröße, ein Büßender mit der Kerze und im Büßergewand, die Stiftung eines zur Kirchenbuße verdammten Patriziers. Eine schöne Kanzel ist nach einer Schinkelschen Zeichnung in neuester Zeit gebaut. Das Altarbild ist von Beck und stellt die Anbetung der heiligen drei Könige dar. Den einen der Pfeiler ziert ein schönes Gemälde von Lucas Cranach und an der an das Chor angränzenden Seitenwand des Schiffes erblickt man eine vortreffliche Holzschnitzerei von Wohlgemuth.

Außer einigen dem Anschein nach sehr alten Gobelins und einem riesenhaften, oft übermalten Bilde des heiligen Christoph an einer der Seitenwände des Schiffes der Kirche, wird an derselben Wand noch ein Monument des Grafen von Gleichen gezeigt, welches nach der Zerstörung der Benedictinerkirche hierher geschafft wurde. Auf dem Steinbilde ist der Graf inmitten seiner beiden Frauen dargestellt, er selbst eine große mächtige Gestalt ohne Harnisch und Ritterkleidung mit Schwert und Schild, auf seiner Brust eine große Rose. Rechts neben ihm steht seine Deutsche Gemahlin, eine Gräfin von Orlamünde, mit Barett und im Mantel, links die Tochter des Sarazenenkönigs, die ihn aus der Gefangenschaft rettete, ein Diadem auf dem Haupte und mit Rosen an der Brust und am Mantel. Hinter dem Hochaltar liegt das Skelett des Grafen in einem einfachen hölzernen Sarge, zu beiden Seiten die Schädel der beiden Frauen. Bei der Zerstörung des Benedictinerklosters, in welchem das Gleichensche Grab war, wurden diese Ueberreste hierher gebracht. Das Skelett ist von ungewöhnlicher Länge, wie das Bild des Grafen auf jenem Steinmonument, und ein Arzt, der mit mir den Dom besuchte, versicherte mir bei Betrachtung der beiden Schädel, daß in dem zur Linken des männlichen Skeletts liegenden Schädel die Sarazenische Kopfbildung ganz unverkennbar sei.

Die Kirche neben dem Dom ist die Severuskirche, deren Bau aus dem 16. Jahrhundert stammt. Auch sie soll aus einer Kapelle des Heidenapostels Bonifacius entstanden sein. Drei mächtige Thurmspitzen ragen über dieselbe, deren Inneres außer einem Taufstein mit wunderbar schön gearbeitetem Ueberbau, nichts Merkwürdiges bietet, empor.

Wer von Erfurt aus Arnstadt besuchen will, welches 5 Stunden von Gotha und 4 Stunden von Erfurt entfernt liegt, benutze die Eisenbahn bis nach Neudietendorf und gehe alsdann über Molsdorf und Ichtershausen. Neudietendorf, ein kleiner Fabrikort, ist Herrnhutercolonie und hat als solche ein Bruder- und ein Schwesternhaus. Die Colonie wurde im Jahre 1750 vom Grafen Gotter gegründet, und nennt sich deshalb auch Gottern oder auch Gnadenthal. Ihren Ursprung führen die Herrenhuter bekanntlich auf die Mährischen Brüder zurück, welche, aus ihrem Vaterlande vertrieben, einen Zufluchtsort in den Staaten des protestantischen Deutschlands fanden. Als evangelische Brudergemeinde bekennen sich die Herrnhuter zur Augsburgischen

Confession. Den Hauptausdruck ihrer religiösen Anschauungsweise legen sie indeß auf die Gnade Gottes. Den Tod betrachten sie als freudigen „Heimgang" zu Gott und dem Heilande. Auf dem stillen Friedhofe zu Neudietendorf liest man deshalb auf den schmucklosen Leichensteinen, welche nur mit dem Namen, Geburtsort, Geburtstag und Todestag des darunter Schlafenden versehen sind, das Wort „Heimgegangen". Neben dem Abendmahle sind Liebesmahle mit Thee und Backwerk eine regelmäßig wiederkehrende Feier. Außer dem angestellten Prediger kann auch jedes Mitglied der Gemeinde, welches sich dazu berufen fühlt, vor der im Bethause versammelten Gemeinde reden. Auf Gesang und Musik wird großer Werth gelegt.

Beim Tode eines Bruders oder einer Schwester ertönen die Posaunen und die Melodie derselben richtet sich nach dem Alter und Geschlecht. Im hell und heiter geschmückten Sarge wird der Todte begraben. Unter Musik und Gesang zieht die Gemeinde am Ostermorgen bei Sonnenaufgang nach dem sorglich geschmückten Gottesacker, um die Auferstehung des Herrn und das Andenken an die um ihn versammelten Todten festlich zu begehen. Die Männer werden für sich bestattet, die Frauen für sich und die Kinder für sich.

Mit Ordnung und Zucht wird es unter den Brüdern sehr genau gehalten. Die Gemeindeverfassung fällt mit der Kirchenverfassung zusammen und theilt sämmtliche Mitglieder nach Alter und Geschlecht in verschiedene Chöre. Unverheiratheten steht es frei, in das Bruder- oder das Schwesternhaus zu treten; es geschieht gegen bestimmte Einlage, zu gemeinsamer Andacht, Arbeit und Wirthschaft, ohne Aufgabe des Privateigenthums. Der Austritt bleibt stets unbenommen.

Den Brüdern und Schwestern ist eigentlich ein bestimmter Anzug vorgeschrieben. Die Brüder sollen einen grauen oder braunen Rock tragen, die Schwestern das weiße, Mährische Häubchen, kindliche Mädchen mit hochrothen, Jungfrauen mit rosarothen, Frauen mit blauen, Wittwen mit weißen Bändern. Diese Vorschrift wird jedoch wenig eingehalten. Vor der Verheirathung ist die Trennung der Geschlechter eine sehr strenge; selbst auf dem Spaziergange haben sie sich zu meiden. Der Tanz ist unbedingt verboten.

Manche Sonderbarkeiten kommen in der Herrnhutergemeinde vor. So wird in manchen Fällen die Entscheidung dem Heilande überlassen. Derselbe spricht alsdann durch das Loos. Diese Entscheidung tritt natürlich erst dann ein, wenn das eigene Nachdenken nicht ausreichen will und kommt bei Amtsbesetzungen vor, oder wenn es sich darum handelt, ob ein Missionär und welcher Missionär gehen soll. Auch bei Ehebündnissen kann das Loos geworfen werden. In diesem Falle ist jedoch nur der Theil an das Loos gebunden, welcher looſt, nicht der Theil, um welchen gelooſt wird.

Das Erziehungsinstitut für junge Mädchen in Neudietendorf genießt eines großen Ansehens. Der Erziehung wird dort, wie in den Erziehungsanstalten der Brüdergemeinde überhaupt, eine große Sorgfalt gewidmet. Es



Gez. v. Otto Wagner. Gest. v. R. Dawson.

DIE DREI GLEICHEN.

giebt zwei Apotheken in dem kleinen Orte, eine homöopathische und eine allopathische, und die einheimischen Aerzte curiren, je nachdem es gewünscht wird, auf die eine oder andere Art. Auch an einer Conditorei fehlt es nicht.

Keine andere Secte reist so viel von Ort zu Ort, von Land zu Land, wie die Herrnhuter, Männer sowohl wie Frauen. Ihre Handelsbeziehungen reichen leicht von einer Seite des Oceans auf die andere. Die Ehepaare haben sich bei dieser Gelegenheit oft wunderbar zusammen gefunden, und liest man die schmucklosen Grabschriften des Gottesackers, so kann man erstaunen, wie hier Männer und Frauen aus Moskau und Nordamerika, aus Schweden und der St. Thomasinsel zusammen heimgegangen sind.

An dem Friedhofe von Neudietendorf vorüber geht man nach Molsdorf, wo einst Graf Gotter wohnte, der fils chéri de Bacchus et de la volupté, wie Friedrich der Große ihn nannte, und sein „Vive la joie" in heiterer Gesellschaft an glänzender Tafel und in den Armen der Liebe verwirklichte. Von dieser jubelvollen Vergangenheit sind freilich im Garten nur noch eingestürzte Grotten, schweigende Cascaden, Reste von Bäumen und Hecken im Geschmack Ludwigs des Vierzehnten und auf der Flur und in den Zimmern des Schlosses die Trinkgeschirre, die gemalten Früchte und Geflügel, Flora und Bacchus in den Decken- und Wandgemälden und eine Reihe Portraits der schönen und glänzenden Damen aus jener Zeit übrig.

Arnstadt ist eine gewerbfleißige, freundlich aussehende Stadt, und gehört zu den ältesten Orten Thüringens. Schon im 8. Jahrhundert kommt sie vor und die Grafen von Kefernberg und die Abtei Hersfeld besaßen hier Eigenthum. Als die Linie der Arnstädter Grafen im vorigen Jahrhundert ausstarb, fiel Arnstadt an Schwarzburg-Sondershausen. Der bedeutende Getreide- und Holzhandel bringt viel Leben und Verkehr mit sich. Auch ist die Stadt Sitz einer Regierungs- und Consistorialbehörde. An dem marktähnlichen Platz, wo in dem Gasthof zur goldenen Henne auch die Station für die nach Neudietendorf abgehenden Stellwagen ist, steht das Rathhaus mit einer Statue des Bonifazius. Besonders beachtenswerth ist aber die im byzantinischen Styl gebaute Liebfrauenkirche mit einem gewölbten Kuppelthurm und zwei schlanken, hohen Thürmen, am Ausgange des 12. Jahrhunderts gebaut. Neben der Kirche liegt die frühere Probstei des Liebfrauenklosters, der sog. Prinzenhof.

Auf der Eisenbahn von Erfurt nach Gotha fahrend, erblickt man noch links, bevor man Arnstadt sieht, die drei Gleichen, Mühlberg, Gleichen und die Wachsenburg. Die Wachsenburg wird noch heute bewohnt. Gleichen und Mühlberg sind Ruinen. Beide liegen auf Preußischem Gebiet, Wachsenburg gehört zum Herzogthum Gotha. Auf dem Schlosse Gleichen lebte der Graf Ernst, der mit dem Landgrafen Ludwig dem Frommen zu einem Kreuzzuge in das heilige Land zog. In der Stadt Akkon oder Ptolemais, nachdem er viele tapfere Thaten vollbracht, zu deren Schutz zurückgeblieben, fiel er eines Tages

auf einem Streifzuge den Arabern nach tapferer Gegenwehr in die Hände und wurde an den Sultan von Alkair in die Sklaverei verkauft. Mehrere Jahre brachte er dort in harter Knechtschaft zu. Da sah ihn die Tochter des Sultans und die Liebe zu ihm berührte ihr Herz. Sie selbst gestand ihm ihre Neigung und machte ihm den Vorschlag, mit ihm nach seiner Heimath zu fliehen. Der Graf sagte ihr, daß er bereits im Vaterlande verheirathet sei, daß sein Glaube ihm verbiete, eine zweite Frau und dazu noch eine Heidin zum Weibe zu nehmen, aber die schöne Tochter des Sarazenenkönigs erblickte hierin kein Hinderniß und war gern bereit, den christlichen Glauben anzunehmen. Endlich besiegte die Liebe und der Gedanke an die lange Gefangenschaft des Grafen Bedenklichkeiten. Er entfloh mit ihr auf einem Schiffe mit vielen Schätzen nach Europa, landete im Hafen von Venedig und ging nach Rom, wo der Papst die Sultanstochter, gerührt durch ihre Schönheit und Liebe, als Christin taufte und dem Grafen gestattete, sie sich als zweite Frau antrauen zu lassen. Sodann begaben die Neuvermählten sich ohne Verzug nach Deutschland. Als sie nun in die Nähe des Schlosses Gleichen kamen, reiste der Graf voraus und erzählte seiner Gattin von seinen Schicksalen, von seiner harten Sclaverei und von der Liebe der Sultanstochter. Die Gräfin war eine edle und hochherzige Frau. Ihr Herz wurde gerührt und sie nahm die Befreierin ihres geliebten Gatten mit großer Liebe und Freundlichkeit auf. Lange lebten sie zusammen in Friede und Eintracht, schliefen zusammen in einem Bette und ruhen nun mit einander in demselben Grabe hinter dem Altar im Dome zu Erfurt. So berichtet die von Musäus so schön wiedererzählte Sage. Am Fuße des Berges, auf dem die Trümmer des Schlosses Gleichen stehen, heißt noch heute ein Platz das Freudenthal. An diesem Orte soll die Gräfin der Sultanstochter entgegengekommen sein und vor Freude geweint und sie in ihre Arme geschlossen haben. Der Weg, der von dort zum Schlosse hinaufführt, heißt ebenfalls noch heute der Türkenweg.

Unter dem Seeberge und an dem Dorfe Siebleben vorüber eilt der Dampfwagenzug nach **Gotha**, dessen Bahnhof mit der eigentlichen Stadt durch eine Reihe schöner Landhäuser mit hübsch arrangirten Gärten verbunden ist. Wer Gotha seit jener Zeit, wo es durch die Eisenbahn berührt ist, nicht wiedergesehen hat, wie ich, dem gewährt diese neue mit Gartenanlagen zu beiden Seiten eingefaßte Stadt einen sehr freundlichen, sogar großartigen Anblick. Rechts ragt auf einer Anhöhe das Gebäude der Gothaer Lebensversicherungsbank hervor. Gleich daneben ist der Marstall gelegen. Dem Marstall gegenüber ist im Styl einer italienischen Villa das neue herzogliche Palais gebaut, ein wenn auch nicht großes, aber sehr geschmackvolles Gebäude mit schöner Auffahrt und glasbedecktem Blumengarten zu beiden Seiten. Hinter dem Palais ist eine hübsche Durchsicht über Rasenplätze und Wasserbassin. Unter den Kunstgegenständen im Palais, welches dem Herzoge während der Wintermonate zum Aufenthalt dient, ist besonders ein vortreffliches Gemälde von Gustav



Gez. v. O. Wagner. Ausgeführt v. Black & Armstrong. Gest. v. Dawson.

GOTHA.

Wappers zu erwähnen, Karl der Neunte hinter einem Fenster der Tuilerieen in der Bartholomäusnacht.

Weiter führt die Straße zwischen dem großen Orangeriegarten, durch dessen Baumreihen man die Terassen zum Friedenstein emporsteigt, und dem Friedrichsthal hindurch, dem Wohnsitz der Wittwe des verstorbenen Herzogs während der Wintermonate, sodann an dem mit den Namen großer Dichter und Componisten gezierten, geschmackvoll gebauten Theater und dem Gebäude der Feuerversicherungsbank vorüber. Nun erst kommen wir zu dem Häusercomplex der eigentlichen Stadt, an seinen äußern Linien von geschmackvollen Anlagen mit hübschen Landhäusern umgeben. Die etwas bergab steigende Straße führt zu einem großen zweistöckigen Gebäude, zwischen dessen Fensterreihen die Gestalt eines Mohren herabschaut. Es ist der Gasthof zum Mohren, ehemals ein Gasthof von fast Europäischem Ruf, dann in Folge schlechter Wirthschaft und Uebertheuerung verödet und verlassen, jetzt neuerstanden, renovirt und stattlich eingerichtet. Der neue Wirth, Herr Büchner, scheint den alten Ruhm wiederherstellen zu wollen und vermeidet dabei alle Fehler seines Vorgängers. Nirgends in Thüringen habe ich zu so billigen Preisen so gut gewohnt, gegessen und getrunken, wie hier, und nirgends bin ich so aufmerksam bedient worden. Mögen Herrn Büchner bei seinem Streben diese Zeilen von Nutzen sein.

Die innere Stadt bietet wenig Merkwürdiges dar. In einem Hause an dem aufsteigenden Marktplatze, oben neben der Mühle — neben der Thüre ist in Stein eine Schlange abgebildet — soll Lucas Cranach gewohnt haben. Der Buchhandel ist in Gotha bekanntlich von besonderer Bedeutung. Die Verlagsbuchhandlung von F. A. Perthes ist weltbekannt und die geographische Anstalt von Justus Perthes gehört zu den ersten in Europa. Daß Gotha eine bedeutende Lebensversicherungsbank und eine noch bedeutendere Feuerversicherungsbank besitzt, braucht wohl kaum erwähnt zu werden.

Wo jetzt der Friedenstein auf die Stadt Gotha herabschaut, stand ehemals die Veste Grimmenstein. Als Wilhelm von Grumbach, der langjährige Gefährte des Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach vom Kaiser Maximilian dem Zweiten wegen Landfriedensbruches in die Acht erklärt wurde, suchte und fand er Schutz bei dem Herzog Johann dem Mittlern, des unglücklichen Kurfürsten Johann Friedrichs Sohn, der im Kampfe für die Reformationsbewegung gegen Kaiser Karl dem Fünften unterlag. Wilhelm v. Grumbach, ein eben so schlauer wie gewaltthätiger Mann, hatte den frommen Fürsten für sich eingenommen, indem er ihm Pläne zur Wiedererlangung des väterlichen Erbes und der väterlichen Churwürde vorspiegelte; ein weiterer Beweggrund für die Handlungsweise Herzog Johanns ist in seiner ihm angebornen Großmuth und in seinem vertrauensvollen Gemüthe zu suchen, welches sich von Grumbachs Schuld nicht überzeugen konnte. Er weigerte sich deshalb auch, dem kaiserlichen Befehle Folge zu leisten und rüstete sich, als

nun die Reichsacht auch über ihn ausgesprochen wurde, auf der Veste Grimmenstein Widerstand zu leisten. Da wurde Gotha und der Grimmenstein von einer Reichsexecutionsarmee belagert. Die Bürger von Gotha fielen indeß von ihrem Herzoge ab, unterhandelten mit dem Befehlshaber der Reichsexecutionstruppen und öffneten ihnen die Thore. Nun fiel auch der Grimmenstein. Der Herzog und die Geächteten, welche er schützen wollte, mußten sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Der Grimmenstein wurde geschleift und Grumbach nebst den andern Geächteten auf eine barbarische Weise hingerichtet. Die Behandlungsweise, die der Kaiser dem unglücklichen Herzoge angedeihen ließ, war eine sehr ungroßmüthige und wird in der Geschichte immer einen Flecken auf seinem Andenken zurücklassen. 22 Jahre lang hielt er ihn, bis er starb, in einer unritterlichen Gefangenschaft, welche der Herzog mit hohem Muthe und Geduld ertrug, nur getröstet von der Liebe seiner Gemahlin Elisabeth, welche freiwillig den Kerker mit ihm theilte.

Herzog Ernst der Erste, den die Geschichte mit Recht den Frommen genannt hat, kam in der verhängnißvollen Zeit des dreißigjährigen Krieges, in dem er sich in der Armee Gustav Adolfs als Führer eines Reiterregiments vielfach ausgezeichnet hatte, zur Regierung. Er ließ mit rastloser Thätigkeit kein Mittel unversucht, den durch die schrecklichen Kriegsjahre tief gesunkenen Wohlstand des Landes wieder aufzuhelfen und wurde einer der angesehensten und mächtigsten Deutschen Fürsten. Wenige Fürsten haben wohl die Pflichten ihrer Stellung so gewissenhaft erfüllt, wie er. Intelligent, von hoher Moralität, reiflich erwägend, aber standhaft in dem, wovon er sich überzeugt hatte, verbesserte er Kirchen- und Schulwesen, Polizei- und Rechtspflege, schirmte Kunst und Wissenschaft, und brachte das Land in den blühendsten Zustand. Gegen das Ende des dreißigjährigen Krieges entschloß er sich, das zerstörte Residenzschloß wieder herzustellen. „Ihr rathet mir," sprach er zu seinen Räthen, welche ihm wegen der zum Bau nöthigen Geldmittel Vorstellungen machten, „wie es redlichen Männern geziemt, die besorgt für meine und meines Volkes Wohlfahrt sind. Ich aber habe schon gebetet zu Gott und bin seines Beistandes versichert, da ich dieses Haus nicht etwa zu meinem Vergnügen baue, sondern aus Nothwendigkeit und zum allgemeinen Besten. Sollte der Ausgang meiner Erwartung nicht entsprechen, so will ich euch die Schuld nicht beimessen. Ich unternehme den Bau auf meine eigene Gefahr." So wurde der Bau des Schlosses, wozu seine Brüder 60,000 Thlr. bewilligten, im Jahre 1648, dem Jahre des Westphälischen Friedens, vollendet. Der Herzog nannte es deshalb den Friedenstein. Es zeichnet sich nicht durch architektonische Schönheit, aber durch große Räumlichkeiten und durch geschickte Anlage dieser Räumlichkeiten aus. Es befinden sich darin die Räume für die 150,000 Bände starke Bibliothek, welche in drei Sälen und fünfzehn Zimmern aufgestellt ist, für das Münzkabinet, für die Gemäldegalerie, für das Kunstkabinet, für die ethnographischen und historischen Sammlungen, für das

Naturalienkabinet, für das Chinesische Kabinet, ferner eine Kirche, Theater, Zeughaus, Marstall, Versammlungssäle und eine lange Reihe fürstlicher Wohn- und Gesellschaftszimmer. Die Gemäldegalerie des Friedensstein ist in 12 Zimmern aufgestellt und besteht aus 850 Nummern. Die besten und vorzüglichsten Stücke derselben gehören der Niederländischen Schule an. Auch aus der Altdeutschen Schule sind treffliche Gemälde vorhanden. Die Italienische Schule ist weniger vertreten. Die besten Bilder derselben sind aus der Galerie Giustiani. Von Byzantinischen Gemälden ist nur eins vorhanden. Beginnen wir damit. Dasselbe stellt Christus auf einem Throne vor, links Maria, rechts Johannes der Täufer. Der Kopf des letztern ist trefflich gearbeitet. Das Bild ist auf Holz auf Goldgrund gemalt, und stammt aus der Mitte des 13. Jahrhunderts. Der Maler ist nicht bekannt; denn der auf dem Rücken des Gemäldes befindlichen Inschrift ist wohl kein Glauben zu schenken.

Von Byzantinischen Kunstwerken sind noch vorhanden: Ein Griechisches Evangeliarium, welches Friedrich der Weise mit aus dem Orient gebracht haben soll, ferner eine Reihe Oströmischer Kaisermünzen im Münzkabinet, zwei geschnittene Steine im Vorzimmer des Naturalienkabinets, die Maria und den Ritter St. Georg darstellend, ein aus Holz geschnitztes Byzantinisches Werk mit Griechischen Inschriften und ein ähnliches Werk, dessen 12 Abtheilungen das Leben Jesu so klein in Holz geschnitzt darstellen, daß man die einzelnen Figuren mit bloßen Augen nicht erkennen kann.

Aus der Italienischen Schule ist zuerst eine von Rafaello Sanzio in Sepia mit der Feder ausgeführte und schattirte Zeichnung, den Leichnam Christi nach der Abnahme vom Kreuze darstellend, zu erwähnen. Die hellen Töne sind mit dem Pinsel angegeben. Diese vortreffliche Zeichnung findet sich in der Sammlung der Handzeichnungen, Miniaturgemälde und Kupferstiche. Von Guido Reni sind fünf Bilder vorhanden, von dem Neapolitaner Domenico Garajiulo, gen. Micco Spadaro, zwei, die meisterhaft in ihrer Art sind, von Sasso Ferrato ebenfalls zwei, die Jungfrau Maria darstellend. Durch Richtigkeit der Zeichnung und vortreffliches, lebenathmendes Colorit zeichnet sich ein Bild von Gio. Antonio Licinio, auch Regillo Pordenone, der mit Titian wetteiferte, aus, die Gefangennehmung Christi in zehn Figuren darstellend. Von Polidoro Caldaro ist ein Gemälde, die Verkündigung Maria darstellend, welches ebenfalls durch sein vorzügliches Colorit zu den besten der Sammlung gehört. Besonders schön ist auf diesem Gemälde der Kopf der Betenden.

Stärker wie die Italiener ist die Altdeutsche Schule vertreten. Von Albrecht Dürer ist ein Gemälde da, auf mit Pergament überzogener Holztafel auf schwarzem Grund die Köpfe Christi und Katharinas darstellend. Zwei andere, die Stammbäume Christi, werden ihm fälschlich zugeschrieben. Von Lucas Cranach sind eine Reihe von Gemälden vorhanden, unter ihnen ein Bild Ulrichs von Hutten, Eva, ihren Arm auf Adams Nacken legend, im

Hintergrund ein Löwe, ein Hirsch und ein Reh, Adam und Eva unter einem Baume, rechts das Lager und die Zelte der Israeliten — das älteste und unverdorbenste unter allen Cranachschen Gemälden in der Sammlung. Auf dem Stamme des Baumes stehen die geflügelte Schlange und die Jahreszahl 1529. Die sogenannte Spanische Wand bildet für sich eine eigene kleine Galerie. Sie besteht aus 74 eingefaßten hölzernen Tafeln, auf deren beiden Seiten sich 148 Gemälde befinden, deren Darstellungen sämmtlich aus den vier Evangelisten entnommen sind, und ist das unschätzbarste Stück der Galerie. Wahrscheinlich sind die Bilder von Christoph Maurer gemalt, der 1614 starb.

Aus der Niederländischen Schule sind Gemälde von Rembrandt, Rubens, van der Helst, Gerhard Dow, Adrian Brauwer, van Dyck und Tenner. Sie stammen meist aus dem Nachlasse Herzog Ernsts II. Dows „Spinnerin" ist für die Summe von 15,000 Thlr. angekauft.

Von den Gemälden aus neuerer Zeit sind besonders einige Landschaften von Reinhart und eine ruhende Venus von Jacobs hervorzuheben.

Das Chinesische Kabinet auf dem Friedensstein gehört zu den bedeutendsten in Europa. Die Wände desselben sind mit Chinesischen Bildern behängt, von denen einige auf Flor, andere auf Seidenbast, andere auf Papier, Holz und Bast gemalt sind. Tapeten, auf Seide gemalt, werden in einem großen Kasten aufbewahrt. Die Malereien der kostbaren Bände, auf deren Blättern die Lebensweise, Beschäftigung, die Trachten und die culturgeschichtlichen Zustände des himmlischen Reichs dargestellt sind, sind theils von Chinesen, theils von Europäern angefertigt. In einem Bande erblickt man die Trachten Chinesischer Männer und Frauen, in einem andern Chinesische Gebäude und Chinesische Kirchen, in einem dritten Hütten, Landschaften, Chinesische Beschäftigungen, sowohl in den Häusern als im Freien. Ein vierter Band enthält die Anwendung der Chinesischen Federmosaik oder Federarbeit, welche in Deutschland in den Nonnenklöstern des Mittelalters geübt wurde. Sodann sind eine große Menge von Chinesischen Geräthen, Waffen, Modelle u. s. w. vorhanden, Figuren aus Speckstein, eine Bildsäule des Confucius aus Saphir — im Vorzimmer des Naturaliencabinets —, deren Nummern an 2800 betragen, größtentheils echt, das Fehlende nachgebildet. Schon vor mehreren hundert Jahren kam ein Theil dieser Kunstwerke durch Herzog Friedrich II. mit andern Kostbarkeiten des Arnstädtischen Kabinets nach Gotha. In seiner jetzigen Gestalt ist das Chinesische Kabinet vom Herzog August zu Sachsen-Coburg-Altenburg im Jahre 1804 gegründet, aber seit dieser Zeit bedeutend vermehrt worden.

Die, wie schon erwähnt, 150,000 Bände starke, von Herzog Ernst dem Frommen gegründete und durch spätere Ankäufe Seitens der Herzoge Friedrich II., Ernst II. und August vermehrte Bibliothek, welche 3 Säle und 15 Zimmer einnimmt, ist besonders reich an Handschriften. Die Zahl derselben beläuft sich allein auf 2935 Nummern, unter ihnen Briefe von den meisten berühmten

Persönlichkeiten aus der Reformationszeit, von dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen und dem unglücklichen Johann Friedrich, von Luther, Melanchthon, Calvin, Zwingli, Thomas Münzer, dann dem Herzog Bernhard von Weimar, ferner 1800 Nummern Arabischer, Lateinischer, Griechischer, Deutscher Handschriften u. s. w. Eines der schätzbarsten ist der auf Pergament geschriebene Codex, welcher die Capitula regum Francorum enthält. Sie stammt aus dem Jahre 961, ferner ein unter dem Kaiser Otto II. in den Jahren 972 und 973 geschriebenes und ausgeschmücktes, von Herzog Ernst II. für 100 Carolin angekauftes Evangelienbuch, eine höchst wichtige Handschrift aus Epternach (auf Pergament mit schwarzer Schrift), bei deren Ausschmückung das Evangelia-rium als Vorbild gedient hat, ein Griechisches Psalterium aus dem 7. Jahrhundert. Sehr kostbar ist ein Brevier auf feinem Pergament, welches Kaiser Karl V. gehörte, mit prächtigen Initialen und Seitenverzierungen. Sämmtliche Werke, welche die Buchdruckerkunst von ihrer Erfindung an bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts geschaffen hat, sind in einzelnen Ausgaben vorhanden, unter ihnen natürlich auch Prachtwerke.

Mit dem Münzkabinet ist eine reichhaltige Münzbibliothek verbunden. Das Münzkabinet wurde ebenfalls durch Herzog Ernst den Frommen gegründet und durch Herzog Friedrich I. vermehrt. 1712 kam dazu die reiche Münzsammlung eines Fürsten von Schwarzburg, welche Herzog Friedrich II. für 100,000 Thlr. ankaufte. So gehört das Münzkabinet Gotha's zu den reichsten Europas und kann sich denen zu München und Wien an die Seite stellen.

Unter den Italienischen Münzen und Medaillen sind sogleich einige Seltenheiten zu erwähnen: ein großes ehernes Schaustück, zu Ehren der Isotta von Rimini im Jahre 1446 verfertigt, die silberne Medaille des Sigismundus P. D. Malatestis mit der Jahreszahl 1446, ein großes ehernes Medaillon auf den König von Neapel, Alphons den Weisen, mit der Jahreszahl 1449, eine große silberne Medaille zu Ehren desselben Alphons geprägt, eine eherne Medaille des Franz Sforza und seines Sohnes mit den Jahreszahlen 1456 und 1488, eine silberne des Mediceers Cosmus, das große eherne Medaillon, das im Jahre 1501 bei Gelegenheit der Vermählung Philibert II., Herzogs von Savoyen mit der Herzogin Margaretha von Oesterreich erschien. Bewundernswerth sind die Medaillen des Mailänders Jacopo de Trezzo. Aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert ist eine besonders reiche Sammlung Italienischer Medaillen vorhanden. Sehr zahlreich sind die Griechischen Münzen, von denen allein aus der Regierungszeit Philipps von Macedonien 19 goldene und 56 silberne gezeigt werden. Von seinem Sohne Alexander sind noch weit mehr vorhanden, silberne allein 108, eherne 56, goldene 25. So ist es auch mit den Münzen aus der Zeit des Römischen Kaiserreiches. Aus der Regierungszeit Hadrians sind allein 56 goldene und 339 silberne Münzen vorhanden.

5*

Unter den Münzen aus neuerer Zeit befinden sich besonders schwere und große Goldmünzen. Die von Friedrich I., König von Preußen, wiegt allein 100 Dukaten, die von Johann Philipp, Bischof von Würzburg, nicht weniger. Die Thalersammlung ist besonders reichhaltig. In neuerer Zeit hat der König der Belgier eine Menge schöner Kupfermedaillen geschenkt. An Mionnetschen Schwefelabgüssen sind allein 17,000 Stück vorhanden.

Das Kunstkabinet besteht aus einer Sammlung von Aegyptischen Alterthümern (750 Nummern), Mumien, Götterbilder, Menschen- und Thierfiguren, Igneumons, Krokodils und anderer Aegyptischer Thiere, aus einer Sammlung Deutscher Alterthümer, aus Nachbildungen von Antiken, Mosaikarbeiten und aus einer vortrefflichen Sammlung geschnittener und geschliffener Steine, theils antik, theils aus späterer und neuerer Zeit. Die Pasten und Cameen machen allein 167 Nummern aus, die geschliffenen und geschnittenen Steine 532 Nummern. Sodann ist mit dem Kunstkabinet eine ethnographisch-historische Sammlung von Waffen, Kleidern, Geräthen und Raritäten verbunden, die größtentheils nur eine historische Merkwürdigkeit haben. Man sieht hier die Stiefeln des Kurfürsten Johann Friedrich, die derselbe bei Mühlberg trug, und die Stiefeln und Handschuhe des Kaisers Napoleon und des Königs Karl II. von England, unter Kleidern und Waffen der Völker auf den Südseeinseln, Afrikas und Amerikas, neben Waffen und Geräthen der Grönländer, Finnen und Lappen die Schwerter Herzog Bernhards von Weimar und Herzog Friedrich Wilhelms von Sachsen-Weimar, einen Dolch des Herzogs Alba und einen Säbel Sobieskys.

In dem Vorzimmer des Naturalienkabinets, welches besonders reich an Muscheln und Vögeln ist, befindet sich eine Reihe von Glasgemälden, welche größtentheils durch Kauf aus dem südlichen Deutschland hierher gekommen sind. Unter den Deutschen Glasgemälden ist das der Crescentia Ritterin vom Jahre 1504 das älteste. Das Glasgemälde, worauf man das Bildniß des Constantius Sfortia Pisaurens Princeps erblickt, ist entweder in Italien oder in der Schweiz gemalt. Die Wappen sind besondrrs gut gemalt, unter ihnen Wappen von der geschickten Hand der Familie Hirschvogel aus Nürnberg, deren Glieder sich vorzüglich mit diesem Zweige der Kunst beschäftigten. Die Schweizerischen Glasmalereien sind unter den auf dem Friedensstein befindlichen unbedingt die besten.

Noch einige Worte über die Bilder fürstlicher Personen in den Galerien des Schlosses. Sie sind alle in Lebensgröße und ganzer Figur und stammen meistens aus der Regierungszeit Herzog Ernst des Frommen. Auf der sogenannten Buchwaldischen Galerie, welche zu der untersten Bibliothek und zum Münzkabinet führt, sind 27 Gemälde befindlich, unter ihnen mehrere Grafen und Gräfinnen von Henneberg, der Herzog Johann Friedrich der Mittlere zu Sachsen, mehrere Markgrafen von Brandenburg und Friedrich Ulrich, Herzog zu Braunschweig. Den Namen „Buchwaldische Galerie" führt die Galerie von



Gez. v. Otto Wagner. Gest. v. Varrall

WALTERSHAUSEN & TENNEBERG.

der Oberhofmeisterin Frau v. Buchwald, welche im vorigen Jahrhundert dort wohnte. Auf der Galerie, welche von der mittleren Galerie zum Spiegelsaale führt, sind die Bilder des Sächsischen Churfürsten Johann Friedrich und seiner Gemahlin Sybilla, des Churfürsten Moritz von Sachsen und des Churfürsten Christian, ferner des Erzbischofs und Churfürsten Ernst zu Cölln. Die Personen dreier Gemälde sind unbekannt. Auf der kleinen Galerie, die vom Spiegelsaale zum Vordergebäude führt, sind nur vier Gemälde, unter ihnen die Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II..

Auf der Eisenbahn von Gotha nach Eisenach fährt man ungefähr eine Stunde. Auf der Hälfte des Weges ist ein Anhaltepunkt, Fröttstädt, von dem aus eine Zweigbahn nach Waltershausen führt. Der Dampf ist hier nicht mehr die bewegende Kraft, sondern der Convoi wird durch Pferde auf der Schienenstraße gezogen und läuft hernach bei dem ziemlich starken Fall derselben in die Ebene durch seine eigene Schwere.

Waltershausen gehört zu den ältesten Städten Thüringens. Von dem über die Stadt emporragenden halbverödeten Bergschlosse Tenneberg, aus dessen Fenstern man eine schöne Aussicht auf Berg und Wald hat, weiß die Geschichte den Erbauer nicht zu nennen. Die Sage erzählt, daß es seinen Namen von den Tannen des Berges habe, auf dessen Gipfel es erbaut ist. Dort wohnte der Sohn Kunigundens von Isenburg, der zweiten Frau des Landgrafen Albrecht mit dem Zunamen des Unartigen, bis Friedrich der Freudige, nachdem er die Wartburg erobert und seinen unnatürlichen Vater gefangen genommen hatte, ihn zwang, das Schloß zu räumen. Im Jahre 1559 soll dort eine unbekannte Dame auf Befehl des Herzogs Friedrich des Mittlern von Gotha lange Zeit gefangen gehalten worden sein. Ihr Erscheinen ist in ebenso tiefes Dunkel gehüllt, wie ihr Verschwinden. Die Sage erzählt, sie sei die geschiedene Gemahlin des Königs Heinrich VIII. von England, Anna von Cleve, gewesen. Nach einer anderslautenden Sage war sie die uneheliche Tochter des Herzogs von Cleve, eine Freundin der Königin Anna. Jetzt ist Schloß Tenneberg verödet. Einige Zimmer dienen zu Beamtenwohnungen und Amtslocalitäten. In andern erblickt man noch das Mobiliar einer längstvergangenen Zeit und verblichene Bilder von Rittern und Frauen schauen aus ihren großen Rahmen auf die öden Räume herab, in denen die Geister der frühern Bewohner umherspuken. Der Blick aus den hohen Fenstern dieser Räume auf den Hörseelberg, auf den am Horizont emporsteigenden Brocken und auf das wellenförmig sich erhebende Land, aus dem Gotha und die Thürme des Friedensstein emporragen, ist jedenfalls erfreulicher.

Waltershausen ist ein Anfangspunkt des Thüringerwaldes. Diesem Umstande hat dasselbe auch nur die von Fröttstädt dahin führende Zweigbahn zu verdanken, obschon dort der Handel mit „Spielsachen, Puppen und Cervelatwurst", sowie die Holzausfuhr keine unbedeutende ist. Schon aus den gerade nicht saubern Coupés der Eisenbahnwagen sieht man bekannte Höhen und

Berggipfel, den Schneekopf, den Beerberg, den Gückelhahn bei Ilmenau und den Kienberg bei Ohrdruff. Von Waltershausen wandern die Gäste, welche während der schönen Monate die Eisenbahn herangeführt hat, durch Wiese und Feld durch das Dörfchen Ibenhain in einer halben Stunde nach Schnepfenthal, der berühmten Erziehungsanstalt Christian Gotthilf Salzmanns, und dann durch Wald und Gebüsch nach Reinhardsbrunn.

Aber fahren wir auf der Eisenbahn nach Eisenach weiter. Kurz vor der Stadt ist noch ein Anhaltepunkt, Wutha, von dem aus Ruhla durch das Dorf Thal hindurch, bei der Ruine des Scharfenberg vorüber, in einer Stunde zu erreichen ist. Dann präsentirt sich rechts von der Eisenbahn der Hörseelberg mit seiner kantigen Gestalt, in dessen Höhle einst der Ritter Tannhäuser den christlichen Himmel in den Armen der Frau Venus vergaß, dann die alten Thürme und Mauern von Eisenach. Unter einem alterthümlichen Thorthurm hindurch geht der Weg in die Stadt und durch schmale Straßen mit hohen Häusern auf den Marktplatz, der an dem alten Rathhause, der St. Georgenkirche mit ihren Monumenten des proselytischen Mönches Johannes Hiltens und des Freundes Luthers, Nicolaus von Amsdorf, dem Gebäude der neuen Bürgerschule und dem alten, neuaufgefrischten Schlosse umgeben ist. Vor der Georgenkirche steht ein achteckiger Brunnen mit der Statue des Ritters St. Georg, des Lindwurmtödters. In den Mauern des Schlosses wohnt eine Frau mit ihren Kindern, welche einst die Gemahlin des Erben des schönsten Thrones der Christenheit und die Schwiegertochter des Königs der Franzosen war, die Herzogin Helene von Orleans. Ihren Gatten traf ein jäher Tod auf der Straße nach Neuilly. Der Bürgerkönig starb einsam in der Verbannung auf fremder Erde, und sie selbst wohnt in einem unschönen einfachen Gebäude ohne Park und Garten und schaut aus ihren Fenstern auf einen langweiligen Marktplatz einer kleinen Mittelstadt. Sonderbarer Wechsel in einem kurzen Menschenleben! Wer ihr dies in einem ihrer reichen Sommerschlösser zu Meudon oder St. Cloud vorhergesagt hätte! In den Blättern der Geschichte Frankreichs stand dieser Wechsel geschrieben. Der Bürgerkönig kannte ihren Inhalt und hatte ihre Wahrheit schon einmal in seinem langen Leben erfahren; aber er hatte das Zauberbuch weggeworfen und dies kostete ihm den Thron.

Eisenach ist eine alte Stadt, deren Vorzeit die Sage mit nicht zu lüftendem Schleier umhüllt. Sie soll durch Brand zerstört und dann durch den Landgrafen Ludwig den Springer wieder aufgebaut sein. Im Jahre 1810 flog in der Georgengasse ein französischer Pulverwagen auf und richtete durch seine gewaltige Explosion eine enorme Zerstörung an. 24 Häuser gingen in Flammen auf, andere waren zerstört und zertrümmert und viele Menschen getödtet. Nur durch die energischsten Anstrengungen der Bürger entging die Stadt ihrer gänzlichen Zerstörung durch die Flammen. Lange Zeit war die Geschichte der Wartburg auch die Eisenachs. Im Jahre 1741 starb die

Sachsen-Eisenachische Linie aus, und Stadt und Burg gehören seit der Zeit zum Großherzogthum Weimar.

Links von der Stadt erhebt sich auf steilem Berg die Wartburg, rechts der schroffe Gipfel des Hörseelberges mit der Schlucht des Hörseelloches, nach der Sage eigentlich Hör-Seelen-Berg geschrieben, von den Seelen, welche dort von den Unterirdischen gemartet werden, und deren jammernde Klagen die Anwohner des einsamen Berges häufig aus dem Schlafe schrecken.

Als der Landgraf Herrmann von Thüringen auf der Wartburg wohnte, derselbe, der die Minnesänger um sich sammelte, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach und Heinrich von Ofterdingen, lud er auch einen fränkischen tapfern Ritter und großen Minnesänger, den edlen Tannhäuser, zu sich ein. Als derselbe nun aus Franken nach der Wartburg zog, kam er an den Hörseelberg vorüber. Da sah er vor einem Felsenspalt eine Frau stehen, so schön und wonniglich hatte er noch keine geschaut, und als sie ihm winkte, umrauschten ihn die Töne wundervoller Musik und so süßer Lieder, daß er wie in einem Zauber gefangen war, dem er nicht widerstehen konnte. Es zog ihn so mächtig hin, daß er dem Winke der holden Frau folgte und mit ihr in den Berg hinabstieg. Die Frau war die heidnische Göttin Venus, und ein ganzes Jahr lang blieb er, der christliche Ritter, bei dieser Zauberfee, und vergaß bei ihr im süßesten Sinnentaumel die ganze übrige Welt. Dann aber drückte ihn seine Sünde täglich so sehr, daß er die Frau Venus bat, sie möge ihn freilassen, er wolle zum heiligen Vater nach Rom reisen und die Vergebung seiner Sünden erflehen. Lange sträubte sich Frau Venus, aber endlich gab sie seinen heißen Bitten nach, aber er mußte ihr versprechen, daß, falls der heilige Vater ihm nicht verzeihen würde, er wieder zu ihr in den Berg kommen wollte.

So wallfahrtete er nach Rom zum Papst Urban. Der aber ließ ihn hart an, wollte nichts von der Verzeihung dieser großen Sünde hören und sprach: „So wenig dieser Stab, den ich in der Hand halte, je wieder grünen und Blätter tragen wird, ebensowenig kann Gott und ich dir verzeihen." Da ging der edle Tannhäuser tief betrübt wieder fort, und wanderte den weiten Weg über die Alpen zum Venusberg zurück, um sein Wort zu halten. Frau Venus empfing ihn mit Freude und Liebe, und er ist niemals wieder aus deren Berg herausgekommen. Nach einigen Tagen aber sah der Papst zu seinem großen Erstaunen, daß der Stab blühte und Blätter trug. Da sah er, daß Gott barmherziger war, als die Menschen, und schickte Boten durch alle Länder, um den edlen Tannhäuser zu suchen und ihm seine Verzeihung zu verkünden. Aber Alle kehrten zurück, Keiner hatte ihn gefunden.

Der treue Eckart, der Knappe des edlen Tannhäuser, der seinen Herrn auch nach Rom begleitet, ging aber nicht mit in den Berg hinein, sondern blieb, mit seinem weißen Pilgerstabe in der Hand, vor der Felsenspalte stehen

und warnt noch heute Jedermann, der in den Berg hineintritt, um die Liebe der Frau Venus zu gewinnen.

So erzählt die Sage vom Ritter Tannhäuser und dem Hörseelberg. Aber noch viele andere Dinge bergen sich in seinem Schooße, eine ganze Mährchen- und Wunderwelt. Viele sind den Winken der Frau Venus noch hernach trotz allem Warnen des getreuen Eckart gefolgt, und büßen nun darin bis zu der Welt Ende, daß sie die irdische Wohlfahrt der himmlischen vorgezogen haben. Auch der wilde Jäger mit Frau Holle und seinem ganzen Gefolge wohnt darin und zieht oft in stürmischen Winternächten aus dem Hörseelloch heraus über Wälder und Berge. Nur der Königin Reinszweig von England ist es gelungen, durch vieles Beten, durch Almosen und gute Werke die Seele ihres Gemahls aus dem Berge zu erlösen.

Sechstes Kapitel.

Von Naumburg nach Jena.

Almerich. Die Knabenberge. Schulpforta. Kösen. Die Schlösser Rudelsburg und Saaleck. Kreipitsch. Camburg. Dorndorf. Schloß Dornburg. Die Weimarische Schweiz. Sulza. Apolda. Jena.

Practische Notizen: Die Fußwege überall im Kapitel beschrieben. Die Gasthofsangaben ebenfalls im Text.

Wer von Naumburg nicht in fünf Minuten auf der Thüringischen Eisenbahn nach Kösen, jenem schön gelegenen Cur- und Badeort fahren will, den mein geistreicher Freund Rudolf Löwenstein, der Redacteur des Kladderadatsch, seiner Cur- und Badegäste wegen, scherzweise die „Berliner Kinderstube" getauft hat, der kann einen schönen und bequemen Fußweg einschlagen, der ihn in zwei Stunden an dem berühmten Kloster Pforta vorüber über den Knabenberg dorthin führt und ihm eine Reihe hübsch gruppirter Landschaftsbilder des Saalethales zeigt, so pittoresk, so wiesengrün und malerisch wie das Saalethal sie nur aufzuweisen hat. Er kann dann auf der schön gelegenen Terrasse des Wirthshauses zu Almerich frühstücken, an der Table d'Hote des muthigen Ritters in Kösen ein gutes Diner einnehmen, nach Tisch die Anhöhen der Schlösser Rudelsburg und Saaleck besteigen, in Camburg zu Nacht bleiben und am andern Tage, wenn er auf dem Schlosse Dornburg sich die mehr wie einfachen Zimmer angesehen hat, wo einst der Altmeister Göthe und sein fürstlicher Freund, der Großherzog Karl August, wohnten, durch das malerische, grüne, von den Fluthen der Saale durchströmte Thal, welches alberner Weise die „Weimarische Schweiz" genannt worden ist, bis zum Abend nach Jena wandern. Er hat dabei immer noch Zeit, die ganz im Geschmack des Erbauers restaurirte prächtige Kirche zu Schulpforta, das Curhaus und den Kuchengarten in Kösen anzusehen, den Thurmberg in Camburg zu besteigen, von dem man einen schönen Rundblick über die

Thalradien hat, in denen Camburg seine Häuserarme ausstreckt, und hat auch ohne Zweifel Gelegenheit, wenn es ihn interessirt, auf der Promenade in Kösen dem Dr. G. zu begegnen, der einstmals bei Gelegenheit seiner Doctorpromotion jene neue Krankheit, „morbus democraticus" entdeckte und jetzt Brunnen- und Badearzt in der Berliner Kinderstube ist.

Ich rathe also Jedem, die Locomotive mit dem Schnellzug oder Güterzug ohne ihn nach Kösen, Sulza und Apolda brausen zu lassen und zu Fuß zu wandern. Der Weg führt von Almerich, sanft zu den Höhen der Knabenberge ansteigend, unter schattigen Bäumen, immer mit der Aussicht auf das Saalethal an der Klopstocksquelle und der Schellingbank vorüber, zu der großen Eingangspforte der berühmten Klosterschule Pforta.

Ueber die Gründung von Pforta erzählt J. P. Lepsius in seinem vortrefflichen Werke: Kleine Schriften, Beiträge zur Thüringisch-Sächsischen Geschichte und Deutschen Kunst- und Alterthumskunde (Magdeburg, Creutzsche Buchhandlung, 1854, Bd. II., Seite 120) Folgendes: „In der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, zur Zeit des Kaisers Lothar, lebte Graf Bruno, Herr der Landschaft Pleißen, im jetzigen Altenburgischen. Er hatte das Unglück, seinen einzigen Sohn, Ortwein oder Edwin, auf der Jagd durch einen wüthenden Eber zu verlieren. Dies beugte ihn so tief, daß er, um seine ansehnlichen Güter zu dem im Sinne der damaligen Zeit besten Zwecke zu benutzen, im Jahre 1127 unter Zustimmung seiner Gemahlin Willa, zu Schmölln im Altenburgischen zur Ehre der heiligen Jungfrau Maria ein Nonnenkloster stiftete, dem er seine Tochter Garburgis als erste Aebtissin vorsetzte. Nach ihrem bald erfolgten Tode aber gerieth die Klosterzucht in Verfall, und ebensowenig als die Nonnen wollten die Benedictinermönche, mit denen darauf das Kloster bevölkert worden war, gedeihen, selbst Cisterciensermönche aus Walkenried, die damals in einem besondern Rufe der Heiligkeit standen und im Jahre 1132 eingeführt wurden, vermochten nicht, dem gesunkenen Rufe des Klosters aufzuhelfen. Diese Wahrnehmung, nebst den Angriffen der umwohnenden slavischen Stämme, bestimmten den Bischof Udo von von Naumburg, Bruno's Anverwandten und Sohn Ludwig des Springers, zu erlauben, daß sich die Mönche in der Gegend zwischen Kösen und Naumburg, auf der Stelle, wo jetzt die Gebäude der Landesschule stehen, ansiedeln konnten. Das Kloster erhielt die Benennung Porta, wodurch nach der gemeinsten, obwohl urkundlich nicht völlig begründeten Meinung, eine Pforte zum Himmel angedeutet sein soll; daher mehrere Schriftsteller dem Kloster unbedenklich den Namen „Porta coeli" geben."

Die frühern Besitzungen blieben dem Kloster; von Zeit zu Zeit wurde es auch von den Landgrafen von Thüringen und von Meißen, sowie von vielen Privatpersonen reich dotirt, so daß es die Mittel gewann, in dem Jahre 1251 bis 1268 die schöne jetzt restaurirte Klosterkirche zu erbauen. Die Inschrift an dem neuen, nach dem Gottesacker hin gerichteten Strebepfeiler des Chors: „Anno

Domini MCCLI Kal. Aprilis positum est fundamentum hujus sanctuarii" giebt von der Erbauungszeit sichere Kunde. Drei und zwanzig Aebte standen dem Kloster seit 1137 bis zum Jahre 1540, wo die Aufhebung des Klosters erfolgte, vor. Unter dem sechsten von ihnen, dem Abte Heinrich, wurde die Kirche gebaut und eingeweiht; das Licht zur ewigen Lampe, was in dem noch heute auf dem Kirchhofe stehenden steinernen Thürmchen aufgehängt wurde, gründete im Jahre 1268 der Abt Diethmar von Walkenried; der letzte Abt Petrus errichtete 1521 die noch seitwärts am Eingangsthor stehende Betsäule.

Die Aufhebung des Klosters war eine Folge der Reformation, Herzog Heinrich, der Vorgänger des Herzogs Moritz, hob das Kloster auf. Der Churfürst Moritz, derselbe, der den Kaiser Karl den Fünften zum Passauer Vertrag nöthigte, verwandelte im Jahre 1543 das Kloster Pforta, sowie die Klöster zu Meißen und Merseburg in Landesschulen. Die Einweihung des Klosters geschah am 1. November 1543, wo der erste Alumnus, Nicolaus Lutze aus Kindelbrück, aufgenommen wurde, obschon die eigentliche Stiftungsurkunde vom 21. Mai 1543 datirt. Alle einträglichen Besitzungen des Klosters wurden der Schule gelassen und derselben von Moritz noch neue, z. B. das Kloster Memleben, hinzugefügt, die Zahl der Zöglinge auf 100 bestimmt, welche Alles unentgeldlich empfingen, und außerdem an die Kursächsischen Städte, an das Domkapitel zu Naumburg und an einige adlige Familien 78 Freistellen verliehen.

Sehr viel litt die Schule durch eine zweimalige pestartige Krankheit, durch die Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges und durch den Einfall der Schweden in Sachsen im Jahre 1706. Auch im siebenjährigen Kriege wurde die Schule durch Erpressungen und Lieferungen hart mitgenommen. In dem Französischen Kriege von 1811 bis 1813 blieb die Schule unberührt.

Die Schule ist reich dotirt. Es gehören zu derselben die Vorwerke Cuculau und Frankenau, Memleben und Hechendorf im Kreise Eckartsberga, viele bedeutende Fluren und Waldungen in der Umgegend, die Zinse aus 21 Ortschaften, das Fischhaus an der Saale, der Weinberg omnium Sanctorum, die Ziegelei und das Schäfereivorwerk bei Kösen.

Die prächtige Kirche zu Pforta wird augenblicklich in würdiger und geschmackvoller Weise restaurirt. Die Deckenmalerei ist indeß in den beiden Seitenschiffen zu der Malerei der Decke im Mittelschiff zu matt gehalten. Die Form der neuen Kanzel in der Gestalt eines Kelches wäre schön, wenn das Piedestal dieses Kelches nicht zu klein ausgefallen wäre und dadurch das Ganze entstellt. Das Portrait des Churfürsten Moritz, eine Copie nach dem im Schlosse zu Pillnitz befindlichen Original von Hoßfeld, ist ein prächtiges Bild; die untern Theile der Beine sind aber offenbar zu dem übrigen sehr kräftigen und starken Körper zu schwach. Von besonderer Schönheit ist an der Kirche das vordere Portal. Gleich hinter der Kirche liegt der stille und grüne Friedhof auf dem eines der ältesten Bauwerke von Pforta steht, jenes steinerne Thürmchen, in dem die ewige Lampe brannte; an der linken Seite des Fried-

hofs ist der große schöne Turnsaal erbaut worden. Dann tritt man in den geräumigen, grünen und schattigen Schulgarten, neben welchem sich ein großer Turnplatz, sechs Kegelbahnen und am Abhang des Berges stille und einsame Spaziergänge im dichten, kühlen Laubwald befinden. Der jetzige Eingang nach Schulpforte ist theils in sehr würdiger Weise restaurirt, theils zu beiden Seiten des alten Eingangs im Styl des ganzen Gebäudes neu aufgebaut worden. Die reiche Bibliothek der Schule wird in diese Gebäude verlegt werden.

Das neue massive Schulhaus, in welchem die Wohnungen mehrerer Lehrer und der Schüler sich befinden, ist in den Jahren 1803 und 1804 erbaut worden. Im Innern der Pforte befinden sich außer den Schulgebäuden eine ansehnliche Oekonomie mit einem eigenen Backhaus, eine Schmiede, eine Brennerei und Böttcherei, die Lehr-, Speise- und Schlafsäle der Alumnen. Die Zahl der eigentlichen Alumnen ist jetzt auf 180 festgesetzt. Unter diesen haben 140 völlige Freistellen — 20 alte Koststellen zahlen jährlich „25 Meißner Gulden" und 20 neue fundirte Koststellen jährlich 80 Thaler. Endlich sind noch 20 Stellen für „Extraneer" vorhanden, das heißt für Kostgänger, welche jeder der sechs ersten ordentlichen Lehrer — aber der Einzelne nicht über sechs — in sein Haus anzunehmen berechtigt ist. Die Zahl der Extraneer darf gesetzlich nicht über 20 sein, so daß 200 die höchste Zahl sämmtlicher Schüler ist. Diese sind in fünf Classen eingetheilt: Prima, Ober- und Unter-Secunda, Ober- und Unter-Tertia.

Die Alumnen wohnen im Schulhause. Ihre Zimmer — 12 an der Zahl — sind geräumig und freundlich und faßt jedes 12 bis 20 Schüler. Diese sind an einzelne Tische vertheilt und zwar so, daß an jedem Tische ein Primaner als „Obergesell" präsidirt. Derselbe hat aus den unteren Classen einen oder zwei „Untergesellen", die er überwacht und in der „Lesestunde" unterrichtet. Ein Secundaner ist sein „Mitgesell". Die Aufsicht über die ganze Stubengenossenschaft aber liegt dem ältesten Primaner als „Inspector" ob.

Je zwei Stuben haben einen Schlafsaal. Im Sommer-Semester wird halb fünf, im Winter-Semester aber eine halbe Stunde später aufgestanden.

Bei Tische führt der als Inspector hebdomadarius fungirende Lehrer die Aufsicht. Jede Mahlzeit beginnt mit einem von einem Primaner — der Wocheninspector ist — gesprochenen Gebet — worauf vom ganzen Cötus das Gloria angestimmt wird, und schließt auf ein vom Hebdomadarius mit der Klingel gegebenes Zeichen, worauf wieder ein Gebet und zum Schluß der Gesang eines Liederverses folgt. Der Speisesaal, derselbe, wie in der Klosterzeit, ist 85 Fuß lang und 26 Fuß breit, in welchem die Alumnen in zwei langen Reihen an 14 langen Tafeln sitzen. An jeder Tafel besorgen die beiden obersten Primaner das Vorlegen und Austheilen der Speisen, des Weins u. s. w.

In Schulpforta wird gut gespeist, aber auch viel studirt und gearbeitet. In den „Briefen eines wandernden Helvetiers", der im Jahre 1800 die Pforta besuchte, heißt es: „Die Alumnen hatten in einem Monat 1520 Pfund

Rindfleisch, 3250 Pfund Kalbfleisch, 4560 Pfund Brod, 9000 Kannen Bier und 4 Eimer Wein erhalten."

Im Michaelis-Examen des Jahres 1810 sind an Griechischen, Lateinischen und Deutschen Versen 23,980 und vom Jahre 1543 bis 1813 — nach Prof. Dr. Schmidts Berechnung 10,800,000 Verse geliefert worden. In dem Lehrplane der Pforta tritt das classische Element entschieden hervor, indem dem Lateinischen Sprachunterricht in beiden Tertien 14 Stunden, in den beiden Secunden 12, in Prima 10 Stunden, dem Griechischen in den drei untern Classen 5, in den beiden obern Classen 6 Stunden gewidmet sind. Hierzu kommen die täglichen „Lesestunden" der Obergesellen mit den Untergesellen, worin letztere in der Lateinischen und Griechischen Grammatik, im Uebersetzen, in Exercitien und der Lateinischen Verskunst hauptsächlich geübt werden. Der Rector Kirchmann sagt in einem seiner Programme: „In keiner Schule wird vielleicht weniger docirt und mehr gearbeitet und corrigirt, als in dieser."

Die Zucht in Pforta war eine sehr strenge. „Die gebietende Stimme eines Obergesellen," erzählt der Professor Dr. Schmidt, der in Pforta im vorigen Jahrhundert als Alumnus wohnte, war hinlänglich, um augenblicklich die lauteste Menge zum Schweigen zu bringen, und — wie auf ein militairisches Kommandowort — stand in wenig Minuten das ganze Heer, den Lehrer erwartend, in Reihe und Glied."

„Gebetet wird in Pforta viel," sagt ein Mitglied des Frankfurter Parlaments, welcher in den Jahren 1826—1829 der Pforta als Alumnus angehört hat, nicht blos Sonntags, so oft Kirche ist, sondern auch alltäglich früh und Abends und bei jeder Mahlzeit vor und nach Tische. So ist die alte katholische Lehre vom Opus operatum in dieser protestantischen und noch dazu sorgfältig mit Geistlichen streng orthodoxer Richtung versehenen Anstalt lebendig geblieben! Energische Naturen unter den Portensern schlagen häufig, sobald sie der Zwangsjacke entledigt sind, auf der Universität in die extremste Ungebundenheit um."

Nach der alten Schulordnung aus Sächsischer Zeit wird den Lehrern zur Pflicht gemacht, „nicht zu nachsichtig zu sein; jedoch sich bei der Bestrafung eines gerechten und milden Ernstes zu befleißigen. Die Halsstarrigen und Lüderlichen sollen sie mit Schlägen züchtigen." Schläge kommen natürlich jetzt nicht mehr vor, sondern die Strafen bestehen in Verweis, Strafarbeiten, Ausschließung von dem Schulgarten, Carcer, Degradation und — bei wichtigen Vergehen — Exclusion. Eine recht gute Einrichtung ist das seit 1811 durch die Schulconstitution von 1811 gesetzlich angeordnete Institut der „Tutoren". Jeder Alumnus wird nämlich bei seinem Eintritt in die Anstalt einem der zwölf ordentlichen Lehrer als „Empfohlener" besonders anvertraut, so daß derselbe bei ihm als Tutor Vaterstelle vertritt. Der Tutor bekümmert sich nicht allein um sein leibliches Wohl und seine Gesundheit, sorgt für seine Pflege in

Krankheitsfällen, sondern beachtet hauptsächlich auch sein geistiges, wissenschaftliches und sittliches Gedeihen. Er überwacht seinen Umgang, sieht ihn öfters bei sich und „leitet ihn durch väterlichen Rath, ernste Warnung, Tröstung und Ermunterung." Auch übernimmt er die Aufsicht über seine Oekonomie, ertheilt ihm sein „Taschengeld", führt Rechnung hierüber, welche er vierteljährlich den Eltern einschickt, und unterhält mit diesen die Correspondenz über das ganze innere und äußere Wohl und Gedeihen der Empfohlenen.

Aber auch noch heute ist die Disciplin in Pforta eine strenge, und Vieles ist derselben von der klösterlichen Zucht geblieben. Die Erholungen außerhalb der Ferienzeit bestehen in Spaziergängen unter der Aufsicht der Lehrer, in Schwimmen und Baden unter Aufsicht der Schulärzte, Schlittschuhlaufen, Eisfahren und in theatralischen Vorstellungen, in denen nur classische Stücke gegeben werden und die Damenrollen Secundanern ertheilt werden, welche sich noch im Besitz ihrer Discantstimmen befinden. Am Fastnachtstage ist indeß ein Ball, auf dem mit wirklichen Damen getanzt wird. An jedem der drei hohen Festtage sind acht Tage Ferien und von Johannis ab fünf Wochen Schulferien. In den drei Festferien dürfen die Alumnen indeß nur einmal die ganze, oder jedesmal nur die halbe Zeit verreisen. Die im vorigen Jahrhundert erfundenen „Ausschlafetage" sind beibehalten; d. h. in jeder Woche an einem der vollen Lectionstage fällt der gesammte Unterricht aus, und Lehrer und Schüler behalten den ganzen Tag zu ihren Privatstudien. Aber noch heute gilt der §. 22 der Schulgesetze, nach welchem kein Schüler — abgesehen von den gesetzlichen Spaziergängen der Primaner und Extraneer, sich aus den Schulmauern ohne gesetzliche Erlaubniß entfernen darf. Diese Erlaubniß ist dem Hebdomadar zu übergeben, bei dem sich auch jeder Zurückkehrende persönlich zu melden hat. Auch darf kein Alumnus, außer in den Stunden, wo schulgartenfrei ist, ohne Wissen und Willen des Hebdomadars das Schulhaus verlassen. Die Schulzeit der zur Universität abgehenden Primaner schließt mit der sog. „Valediction", einer Sitte, welche noch aus den ältesten Zeiten der Pforte stammt. Die Valediction enthält in der Regel eine wissenschaftliche Abhandlung, meist in Lateinischer Sprache, und am Schlusse die „gratiarum actiones", Danksagung gegen Gott, gegen den König, den Rector, das Lehrercollegium, den Tutor und einzelne Lehrer, endlich an die Pforte und an die Freunde, theils in Prosa, theils in Versen, in verschiedenen Sprachen. Am Valedictionstage betreten dann die Abiturienten, vom Letzten an, der Reihe nach, das Katheder und sprechen ihre Abschiedsworte, während von ihren Untergesellen jedesmal die Glocke geläutet wird. Der nunmehrige Primus Portensis tritt als „Respondent" ihnen gegenüber und spricht im Namen des Cötus das Lebewohl — gewöhnlich in Versen — aus. Nach Tisch begleitet dann der ganze Cötus den Abreisenden bis an's Thor.

Pforta hat gegenwärtig zwölf Lehrer, acht ordentliche mit dem Prädicat Professor und vier Adjuncten. Unter ihnen sind zwei Geistliche, einer der

Ordinarien als Pfarrer und geistlicher Inspector und einer als Diaconus. Mit Ausnahme des Rectors und geistlichen Inspectors haben alle Lehrer abwechselnd eine Woche lang die spezielle Aufsicht auf den Cötus der Alumnen. Außerdem sind Lehrer für Musik, Schreiben, Zeichnen, Tanz und Turnen angestellt. Jeder Lehrer hat einen Famulus, d. h. einen Primaner, der ihm „gewisse Ehrendienste" verrichtet und ihm persönlich näher steht. Zwei Präceptoren stehen dem Sängerchor der Alumnen, ein musikfertiger Schüler dem Orgelspiel in der Kirche, wie im Betsaale vor. Unter den jetzigen Lehrern befinden sich die in der Gelehrtenwelt rühmlichst bekannten Professoren Koberstein, Steinhardt und Keil. Der ausgezeichnete Mathematiker, Professor Jacobi, ist 1856 gestorben. Seinen berühmtesten Lehrer hat Pforta aber jedenfalls in der Person des am 17. September 1834 verstorbenen Rectors Karl David Ilgen gehabt, der am 26. Februar 1763 zu Sena bei Eckardtsberga in Thüringen geboren wurde. „Einfach und antik in seinen Sitten und Gewohnheiten," sagt Kirchner unter Anderem von ihm, „häuslich und arbeitsam in seiner Lebensweise, liebte er im traulichen Zirkel heitere Geselligkeit und fröhlichen Scherz beim Mahle." Seine Consequenz, seine Energie des Charakters und sein Geschick sind in Pforta sprichwörtlich geworden."

Eine zur Seite mit Obstbäumen bepflanzte Chaussee führt in einer halben Stunde nach **Kösen** in die Berliner Kinderstube. Ein halbes Dutzend dieser kleinen Curgäste in einer von Ziegenböcken gezogenen Equipage war natürlich auch das Erste, was mir begegnete, sodann traten wir in den hübsch und geschmackvoll eingerichteten Gasthof zum muthigen Ritter, wo gerade die Table d'Hote begonnen hatte. Berlin war auch hier natürlich in allen Schichten seiner sognannten höhern Gesellschaft vertreten, obschon die eigentliche Saison schon vorüber war. Das Gespräch drehte sich um das Berliner Theater, meistens die einzige und unausbleibliche Conversation in der Berliner Gesellschaft, und um die Darstellungen von Fräulein Fuhr und der genialen Künstlerin Marie Seebach. Wahrhaftig, die Jämmerlichkeit der Berliner Kritik und der Berliner Theaterclique war hier noch sattsam vertreten, wahrscheinlich lasen alle diese Herren und Damen nur Tante Voß und Onkel Speener, und Kossaks scharfe und geistreiche Feder hatte keine Gelegenheit gefunden, ihre geistige Anschauung auf dem Gebiete der dramatischen Kunst zu läutern und auf die richtigen Wege zu führen, es war mir nicht möglich, das dumme Zeug ruhig anzuhören, und so mußte ich, statt den Gerichten des muthigen Ritters und seinem ziemlich guten Rothwein tapfer zusprechen zu können, selbst als ein muthiger Ritter für Fräulein Seebach hier zu Felde ziehen. Ob sie nach meinem Feldzuge überzeugt waren, weiß ich nicht, genug, sie schwiegen oder sprachen von andern Dingen und ließen mir die Ruhe, den Ansprüchen meines durch die mehrstündige Promenade sehr hungrig gewordenen Magens Folge zu leisten und die versäumten Gerichte nachzuholen. Stehen wir nun auf und sehen

uns Kösen an. Alle historischen Notizen in Betreff des Ortes erzählt uns auch hier am gründlichsten und besten Lepsius. *)

Kösen zerfällt in mehrere Anlagen, deren Verbindung und in dem gemeinsamen Ortsnamen liegt, in dem alten Schulvorwerk oder der Schäferei, der Saline mit dem Gasthofe zum muthigen Ritter, die Saal-Floß-Verwaltung, die Mühle und dem Dorf auf beiden Seiten des Flusses, welche durch eine steinerne Brücke mit einander verbunden sind.

Diese Brücke gehört zu den ältesten in Deutschland, besteht aus acht Bogen und hat eine Länge von 288 Fuß. Ihre Erbauung ward in das elfte Jahrhundert gesetzt; gewiß ist, daß sie schon zur Zeit der Erbauung des Klosters Pforta vorhanden war. Besonders merkwürdig sind an dieser Brücke die altdeutschen Spitzbogen, welche bei Brücken selten noch vorkommen.

Kösen gehört zu den ältesten Besitzungen des Klosters Pforta, und zwar das Schulvorwerk, in dem noch jetzt die Pforta'sche Schäferei sich befindet, dasselbe liegt am rechten Saalufer, und die noch vollständig erhaltenen, ganz massiven mit kleinen rundüberwölbten Fenstern des Hauptgebäudes lassen das hohe Alter desselben erkennen. Die Mühle auf dem linken Saaleufer gehörte ursprünglich auch zum Klostervorwerk. Sie ward schon in der Urkunde des Bischofs Udo vom Jahre 1140 unter den dem Kloster überlassenen Gütern mitgenannt. Die ersten Versuche, welche man in Kösen machte, Salzquellen aufzugraben, fanden gegen das Ende des 17. Jahrhunderts statt. Das Unternehmen blieb indeß vor der Hand ohne Erfolg und wurde im Jahre 1686 gänzlich wieder aufgegeben. Erst unter der Regierung des Churfürsten Friedrich August I., des Königs von Polen, wurde das Project zu Kösen ein Salzwerk anzulegen, wieder ins Auge gefaßt und die betreffende darüber mit einer Societät Speculanten, an deren Spitze der Floßmeister Wenzel zu Kösen, Johann Christoph Henning und Johann Justus von Klenau standen, am 26. März 1714 die Urkunde vollzogen. Im Jahre 1730 wurde der verlassene Soolschacht wieder aufgenommen und bis auf 492 rheinische Fuß abgeteuft, indem durch Lehm-, Kalk-, Thon- und Gypsschichten hindurch bis in ein mächtiges Sandsteinlager von grauer und rother Farbe ein Schacht abgesteckt wurde, in welchem die Soole emporstieg. Ein zweiter Schacht wurde 643 Fuß von jenem gegen Südwest, 25 Fuß höher, 514 Fuß tief, bis in den Sandfelsen abgeteuft, worinnen abermals Soole und in noch größerer Menge und Reichhaltigkeit erlangt wurde. Beide Schächte sind durch einen Stollen verbunden, der mit seinen Krümmungen 754 Fuß lang ist, in welchem noch verschiedene und zwar die mächtigsten Salzquellen entspringen.

---

*) Kleine Schriften von Johann Peter Lepsius. Bd. II. Seite 127. Magdeburg 1854. Creutz'sche Buchhandlung.

Ueber den Gehalt und die Bestandtheile der Kösener Brunnensoole giebt die genaue Analyse des königlichen Administrators der Saline zu Schönebeck, Herr Hermann, folgende Resultate:

1. Spezifisches Gewicht bei + 20° Reaum. 1,030.
2. Absolutes Gewicht eines Cubikfußes Soole 68,376 Pfd.
3. Ein Cubikfuß Soole enthält an festen Theilen 3,600 Pfd.
4. Hundert Pfund. Soole enthalten feste Theile 5,300 Pfd.
5. Die Soole war 18grädig d. i. 19 Pfd. Soole enthalten 1 Pfd. aufgelöster Salztheile.

Ein bürgerliches Pfund oder 7680 Gran dieser Soole lieferte:

—	Unzen	5 Quent.	20,060	Gran	reines Küchensalz,
—	"	"	31,680	"	Selenit
—	"	"	4,100	"	kohlensaure Kalkerde,
—	"	"	0,320	"	kohlensaures Eisen,
—	"	"	21,440	"	trockenes Glaubersalz,
—	"	"	0,320	"	schwefelsaure Talkerde,
—	"	"	0,640	"	schwefelsaures Kali,
—	"	"	0,760	"	salzsaures Kali,
—	"	"	5,760	"	salzsaure Talkerde,
—	"	"	0,650	"	Erdharz.

Das Fabrikationsquantum des zu Kösen bereiteten Glaubersalzes bestimmt sich nach den Umständen. Nach Maßgabe der Abgänge von der Salzsiedung können bei günstiger Winter-Witterung 1400 — 1600 Centner Glaubersalz in einem Jahre angefertigt werden. *)

Die Salinenfloßverwaltung ist einer der wichtigsten Bestandtheile des Ortes, sowie auch die hiesige Holzablage und der Floßmarkt zum Entstehen des Dorfes die erste Veranlassung gegeben und noch jetzt zur Nahrung der Einwohner wesentlich beiträgt. Die Saalenflöße gehört überhaupt zu den wichtigsten Culturanstalten hiesiger Gegend. Ueber deren Geschichte besitzen wir nur unvollständige Notizen.

Das Dorf Kösen ist der jüngste Bestandtheil des Ortes. Die erste Veranlassung zu dessen Anbau gab die Saalenflöße durch die Nahrung, welche die Floßarbeiter hier fanden. Im Jahre 1714 waren für die Floßarbeiter bereits 32 Hausplätze angewiesen worden. Nach und nach fanden sich mehr Anbauer, es etablirten sich Handwerker und Gewerbtreibende aller Klassen, welche hier ihre Nahrung fanden, und im Jahre 1826 war das Dorf schon auf 64 Häuser angewachsen. In neuester Zeit hat der Anbau sehr zugenommen, es sind große und prächtige Häuser entstanden, Kösen hat ein großes hübsches Curhaus bekommen, welches indeß mit der Zeit in Betreff seiner Frequenz wohl

*) J. P. Lepsius, Kleine Schriften. Bd. II. Seite 134.

von dem sogenannten Kuchengarten, wegen der hohen und schönen Lage dieses Etablissements überflügelt werden dürfte, Promenaden und Spaziergänge sind angelegt worden, und in dem Gasthof zum muthigen Ritter findet der Curgast bei billigen Ansprüchen jede Bequemlichkeit und jeden Comfort. Zu diesem Aufschwunge, den Kösen in neuerer Zeit genommen hat, trug besonders das dortige Soolbad bei. Es ergießen sich in Kösen zweierlei Heilquellen, nämlich außer der Soolquelle auch eine Mineralquelle am Mühlhofe. Die erstere ist erst seit dem Jahre 1820 als Heilquelle zum Baden gebraucht worden. Der Mineralbrunnen befindet sich in der Kösener Mühle. Er wurde im Jahre 1725 im Flußbette selbst entdeckt, als ein Theil des Stromes zum Anbau einer Mühle abgedämmt werden mußte. Nach der Analyse des Apothekers Kemmler zu Naumburg enthalten 16 Unzen dieses Mühlbrunnens:

Salzsaures Natron	0,200	Gran
Salzsaures Kali	—	"
Salzsaure Kalkerde	0,166	"
Salzsaure Talkerde	0,083	"
Schwefelsaures Natron	—	"
Schwefelsaures Kali	—	"
Schwefelsaure Talkerde	0,500	"
Schwefelsaure Kalkerde	0,500	"
Kohlensaure Kalkerde	0,830	"
Kohlensaure Talkerde	0,166	"
Kohlensaures Eisenoxydul eine geringe Menge und Erdharz	—	"
	2,445	Gran

Ueber die Entdeckung dieses Brunnens und seine damals bemerkten Heilkräfte hat der damalige Schularzt zu Pforta, Dr. J. G. Gerhard eine jetzt sehr seltene Schrift publicirt: „Nachricht von dem zu Kösen entdeckten mineralischen Gesundbrunnen, Naumburg 1726.“ Eine neuere Schrift ist von dem Salinen- und Badearzt Dr. Rosenberger 1842.

Kösen ist nach Schulpforta eingepfarrt. Bis zum Jahr 1786 wurden auch alle Leichen in Schulpforta beerdigt, bis Kösen am 26. November einen eigenen Kirchhof erhielt. Seit 1827 feiert Kösen jährlich ein Brunnenfest zum Andenken an die Gründung seiner Saline. Am 1. Juli 1830 wurde das hundertjährige Jubiläum der Saline festlich begangen.

In der Entfernung von einer halben Stunde von Kösen erheben sich auf felsigem Grunde die Ruinen zweier alten Schlösser, der Rudelsburg und der Saaleck. Der Rudelsburger Felsen auf dem rechten Saaleufer bildet gegen den Fluß zu eine rauhe, kahl und steil emporstrebende Wand und oben einen schmalen Rücken, der gegen Osten zu mit den angrenzenden Höhen zusammen hängt. Ein tiefer Grund trennt beide Schlösser von den gegenüberliegenden Höhen, auf deren Rande sich der Rittersitz Kreipitsch erhebt.

Gegen Westen neigt sich der Felsen in mehreren Abstufungen gegen den Saalecker Schloßberg, der, von allen Seiten sanft aufsteigend, von jenem durch eine tiefe Schlucht, der Kesselgraben genannt, getrennt ist. *)

Die Geschichte der beiden Schlösser Rudelsburg und Saaleck ist sehr dunkel; denn die dürftige Ausbeute der Urkunde bezieht sich nur auf Namen und Jahreszahlen. Eine lange Reihe der Voigte zu Saaleck, die Kastellane zu Rudelsburg, und der Schenken von Vargula, der spätern Gebieter beider Schlösser, sind uns bekannt; aber keine That, keine Erinnerung knüpft sich an diese Namen; nur der edle Schenk Rudolf von Saaleck hat sich in der Geschichte einen die Trümmer seines Schlosses überdauernden Ruhm erworben.

„Ihr Gedächtniß," singt der Dichter, „sank in ihre Grüfte",
„Und vor ihrer Thaten fernen Zeit,
„Schwebt die Wolke der Vergessenheit."

An der Stelle, wo der alte Burgweg, der von Kösen zur Rudelsburg hinaufführt, an der sogenannten Windlücke die Höhe erreicht, lassen sich die Spuren des Grabens, der die Burg hier von dem angrenzenden Bergrücken trennt, heute noch ganz deutlich erkennen. Die tiefeingehenden Höhlungen, in die der Thorriegel zurückgeschoben wurde, in den alten Mauerresten, bezeugen, daß hier das Burgthor war, wenn man nicht aus der Lage des Schlosses von selbst darauf schließen müßte. Daneben erheben sich die kolossalen Ueberreste eines Thurmes, bei dem die alte Bauart, sowie bei dem großen Thurme auf dem Thurmberg zu Camburg noch ganz deutlich zu erkennen ist.

Die äußere und innere Wand des Thurmes oder der Mauer wurde nämlich in behauenen Werkstücken aufgesetzt, dann dieser Raum mit Geröll und kleinen Steinen ausgefüllt und mit Kalk und Sand ausgegossen. Die Mauer um Schloß Rudelsburg ist in ähnlicher Weise aufgebaut worden. Auf der Nordseite, von der Saale her, war der Felsen unersteiglich; dort bedurfte es also keiner Befestigung. Der äußere Burghof hat eine Länge von 600 Fuß. Aus diesem äußeren Burghof geht man über eine steinerne Brücke, welche früher durch eine Zugbrücke ergänzt wurde, über einen Graben in den inneren Burghof, in dem sich der viereckige Wartthurm erhebt. Die steinerne Brustwehr um die kegelförmige Spitze desselben ist noch wohl erhalten. Der innere Raum dieses Burghofes kann nicht groß gewesen sein, denn an den drei Seiten desselben standen Wohngebäude, von denen sich indeß, außer den Kellern unter der Erde, nur ein Gewölbe in der Ecke nach Nordwesten zu erhalten hat. Dort ist ein Fenster, mit einem steinernen Sitze versehen, durch welches man eine schöne Aussicht auf das Saalethal hat.

Die ältesten Nachrichten über die Veste Rudelsburg schöpfen wir aus der Pfortaschen Urkundensammlung. Die ältere Schreibart war Rothelesburch, Rottilsberg u. s. w. Ein Hugo der Rutheleleburch ist der erste,

*) J. P. Lepsius, Kleine Schriften. Bd. II. Seite 1 u. folg.

dessen die Chronik, als eines Dienstmannen, im Jahre 1171 Erwähnung thut. Späterhin finden wir Rudelsburg, unter denjenigen Herrschaften verzeichnet, welche die Markgrafen zu Meißen von den Bischöfen zu Naumburg zu Lehen erhielten. Die Besitzer der Rudelsburg Hugo, Bodo, Günther, Berthold Spiegel, die sich von Rudelsburg schrieben, besaßen das Schloß also nicht in eigenem Namen, sondern als markgräfliche Ministerialen. Im Jahre 1293 gründen drei Burgmänner zu Rudelsburg eine Capelle auf dem Kirchhofe des Naumburgischen Klosters zu St. Moritz zum Heil ihrer Vorfahren. Im Jahre 1319 verschwinden die Burgmannen von Rudelsburg gänzlich aus den Urkunden der Naumburgischen Bischöfe und Pforta'schen Aebte. Was für eine Veränderung nach dieser Zeit mit dem Schlosse vorgefallen, ist bis jetzt nicht aufzuklären gewesen. Die alte Tradition, daß die Rudelsburg eine Raubburg gewesen und von Friedrich mit der gebissenen Wange als solche zerstört sei, hält Lepsius in seinem sehr gründlichen Werke (Bd. 2. Seite 19) nicht für richtig. Erst im Jahre 1348 finden wir wiederum eine Spur von der Rudelsburg. Aus einer Rathskämmerei-Rechnung von Naumburg scheint nämlich hervorzugehen, daß die Rudelsburg und mehrere andere Schlösser von den Naumburger Bürgern, mit denen die Besitzer derselben in Fehde begriffen waren, zerstört wurden. Gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts ward die Rudelsburg als eine Besitzung des Thüringischen Geschlechts der Schenken aus dem Hause Vargula von Neuem genannt. Es führt uns dies nun zuvörderst auf das Schloß Saaleck und dessen Geschichte.

Die Ruine des Schlosses Saaleck liegt niedriger, wie das Rudelsburger Schloß und ist einfacher. Sie hat zwei Thürme, von denen der eine wohl erhalten ist. Der ehemalige Eingang zu denselben war in der Höhe; der jetzige Eingang ist neu durchgebrochen. Die drei Fenster in dem im obern Theil des Thurmes befindlichen alterthümlichen Zimmer sind natürlich ebenfalls neuerdings in die Umfassungsmauer hineingebrochen. Von der Zeit der Erbauung des Schlosses Saaleck ist ebensowenig Sicheres bekannt, als von der Erbauung oder dem Erbauer der Rudelsburg. Ganz ohne Grund ist die Sage, daß Karl der Große das Schloß erbaut habe; ebenso unhaltbar, wie die andere Tradition, daß Kaiser Rudolf von Habsburg der Erbauer der Rudelsburg gewesen sei. Beide Schlösser, die Rudelsburg und Saaleck, haben jedenfalls in der ersten Zeit einen Besitzer gehabt. Ihre nahe Lage neben einander läßt keine andere Vermuthung zu. Nimmt man an, was wohl wahrscheinlich ist, daß die ehemalige Straße von Naumburg nach Erfurt und Frankfurt durch das Thal gegangen, so ist die isolirte Lage der Burgen auch nicht auffallend. Damals war das Dorf Saaleck wahrscheinlich eine Stadt. *)

*) J. P. Lepsius, Kleine Schriften. Bd. II. Seite 10 u. folg.



Gez v Otto Wagner — Gest. v. L. Hoffmeister.

DIE RUDELSBURG UND SAALECK

Die ältesten Besitzer des Schlosses Saaleck hatten eine voigteiliche Gewalt, von der sie sich Vögte, Voigte nannten. Sie erscheinen als Zeugen bei vor dem Kloster Pforta abgeschlossenen und aufgenommenen Urkunden. Sie werden darin zu den Nobiles, also zu dem höhern Adel gerechnet. Thatsachen wissen wir von ihnen gar nicht. Der letzte Voigt zu Saaleck, Hermann, begegnet uns in einer Urkunde des Klosters Pforta vom Jahre 1213. Nun finden wir die Schenken von Vargula als Besitzer des Schlosses. Vargula ist eine Herrschaft in Thüringen, den Namen „Schenk" führten die Herren von Vargula als Erbschenken des Landgrafen von Thüringen. Ihre beurkundete Geschichte beginnt mit Walther, Schenk zu Vargula und seinem Sohne Rudolf, welche zur Zeit der Landgrafen Hermann, Ludwig und Heinrich am landgräflichen Hofe zu Thüringen lebten. Die Schenken von Tautenburg, Apolda, Dornburg, Vibra, Nebra, Rudelsburg sind nur Geschlechtslinien der Schenken von Saaleck. Sie waren getreue Anhänger der Landgrafen von Thüringen, und kamen so in Folge der Thüringischen Fehden zur Zeit des Kaisers Philipp von Schwaben wahrscheinlich in den Besitz der Herrschaft Saaleck. Rudolf von Vargula und Saaleck begleitete den Landgrafen Ludwig im Jahre 1227 auf seinem Kreuzzuge nach Palästina und führte dessen Gebeine in das Vaterland nach Reinhardsbrunn zurück, als der Landgraf zu Otranto gestorben war. Es war es, der sich der Landgräfin Elisabeth gegen ihren Schwager, den Landgrafen Heinrich annahm und denselben zur Anerkennung seines Unrechts vermochte. Sein Todesjahr ist zweifelhaft; jedenfalls hinterließ er mehrere Söhne, welche die Stifter mehrerer Linien wurden und sich in die Güter theilten. Von allen folgenden Schenken zu Saaleck wissen wir nun wiederum kaum mehr als die Namen. Wann die Rudelsburg an die Schenken von Saaleck gekommen ist sehr zweifelhaft. Wir kennen auch hier aus den Urkunden kaum mehr als die Namen und Titel Schenk zu Saaleck, Herr zu Rudelsburg, aus denen wir auf den Besitz der Rudelsburg schließen können. Saaleck wurde im Jahre 1344 mittelst Kaufs eine Domäne der Naumburgischen Bischöfe. Das Naumburger Stift hielt dort einen Rentbeamten und einen Voigt, dem die Burghut und die Verwaltung der Gerichte übertragen war, und der im Kriege die Verpflichtung hatte, seine reisige Mannschaft, als deren Hauptmann, ins Feld zu führen. Als das bischöfliche Vorwerk zu Saaleck mit der Zeit eingegangen war, verfiel das Schloß nach und nach, und wurde mit der Zeit die Ruine, welche wir jetzt vor uns sehen.

Die Rudelsburg hörte später auf eine Schenk'sche Besitzung zu sein, wann? sagen uns die Urkunden nicht. Sie ward unter den Lehngütern des Geschlechts derer von Bünau genannt. Im Jahre 1581 wurde die Besitzung an die Hans Georg von Osterhausen verkauft, und zwar mit den Gütern Kreipitsch und Freiroda. Das Schloß ging seinem Verfall entgegen, als die von Osterhausen ihren Wohnsitz nach Kreipitsch verlegten. Im Jahre 1616 war dasselbe noch wohl erhalten; es wohnte indeß nur ein Hausmann oben.

Höchst wahrscheinlich erfolgte die Einäscherung der Rudelsburg in den stürmischen Jahren des dreißigjährigen Krieges.

Nur eine Poststation von Kösen entfernt liegt die Stadt und das Schloß **Eckartsberga**, deren Entstehung in das neunte Jahrhundert hinaufreicht. Markgraf Eckardt I. zu Meißen und im Osterland, legte zur Stadt und zum Schloßbau im Jahre 998 den ersten Grund. Er war mit einer Tochter des Herzogs Hermann Billung von Sachsen verheirathet, und hatte mit derselben drei Söhne, Eckardt II., Hermann und Günther, von denen ihm die beiden ersten, als Markgrafen von Meißen, in der Regierung folgten, Markgraf Eckardt I. hatte das ganze Land am linken Ufer der Saale, Pleiße und Elbe innen und residirte in Groß-Jena im Unstrutthal. Das Schloß Eckartsberga erbaute er, um sein Land gegen feindliche Einfälle zu schützen. Bekanntlich hatte er große Pläne und dachte ein Königreich Thüringen zu stiften und König von Deutschland zu werden, als er von einem Verwandten ermordet wurde. Seine beiden Söhne starben kinderlos, und so fiel die Stadt und das Schloß Eckartsberga an den Kaiser Heinrich zurück, welcher sie einem Sohne seines Stiefbruders, dem Markgrafen Egbert I. zu Lehn gab. Später kam Stadt und Schloß durch Kauf und Belehnung nacheinander in verschiedene Hände. Beides wurde Naumburgisches Stiftslehn und später Lehngut der Landgrafen von Thüringen, in deren Familie es lange verblieb. Bei der Trennung derselben in die Albertinische und Ernestinische Linie fiel es Albert, dem Stifter der Albertinischen Linie zu, bei welcher es auch bis in die neueste Zeit verblieben ist. Bei der Theilung, welche die Söhne Johann Georg des Ersten vornahmen, erhielt August, Herzog zu Weißenfels, Stadt, Schloß und Amt Eckartsberga. Im Wiener Frieden fiel es bekanntlich an Preußen. *)

In den Kämpfen, welche der Kaiser Adolf von Nassau mit dem Sohne des Landgrafen Albert des Unartigen führte, wurde das Schloß ein ganzes Jahr lang vergeblich von den Truppen des Kaisers belagert. Dann eilte der tapfere Landgraf Friedrich der Freudige herbei und entsetzte das Schloß. Die Schanzgräben und Erdaufwürfe auf dem Schloßberge stammen noch aus der damaligen Zeit. Herzog Wilhelm der Dritte, der bekanntlich mit einer Tochter Kaiser Alberts II. verheirathet war und Catharina von Brandenstein liebte, verbannte seine Gemahlin nach dem Eckartsberger Schlosse. Im Jahre 1457 sperrte er sie dort ein, und hielt sie bis zu ihrem Tode im Jahre 1462 in strenger Haft. Das Zimmer, in dem sie eingeschlossen war, ist nicht mehr vorhanden. Sie war übrigens die letzte Bewohnerin des Eckartsberger Schlosses.

Das Schloß Eckartsberga erhebt sich über die Stadt Eckartsberga auf dem sogenannten Schloßberge. Es bildet ein längliches Viereck, hat zwei hohe Thürme und ist von einer steinernen Mauer umgeben.

---

*) Geschichte des Schlosses und der Stadt Eckartsberga vom Bürgermeister Dr. Emsmann. Halle, bei Carl Aug. Kümmel.

Von dem höchsten Punkt des Schloßberges hat man eine weite und schöne Rundsicht. Nach Osten dehnt sich der Gesichtskreis bis nach Leipzig aus. Man erblickt die Dörfer Hassenhausen, Zeckwar, Kreipitsch, Flemmingen, Auerstädt und Sulza. Wendet man sich nach rechts um, so erscheinen nach einander Reißdorf, Neunheiligen, Rannstädt, die Höhenzüge von Jena und Kahla und die Leuchtenburg. Weiterhin erblickt man den Ettersberg bei Weimar, die Höhen des Thüringerwaldes bei Ilmenau und die Höhen des Schneekopfs und des Inselsberges. Auf der Ebene liegen die Dörfer Seena, Tromsdorf, Thüsdorf, Neustädt, Schwasdorf, Gebstädt, Nirmsdorf, Willerstädt, Rudersdorf, Holzhausen, Herrengosserstädt, Buttstädt, Cölleda und Langensalza. Nach Abend und Mitternacht zu verbergen große Waldungen die weitere Aussicht. So überschaut man von dem Schlosse zu Eckartsberga den größten Theil des Thüringerlandes.

Die Stadt Eckartsberga liegt am Fuße des Schloßberges in nördlicher Richtung vom Schlosse in einem kleinen Thale, welches von dem Schloßberge, dem Sachsenberge und dem Ohrauberge gebildet wird. Die schönste Aussicht auf die Stadt hat man von der sogenannten Windlücke aus, welche übrigens nichts weiteres Bemerkenswerthes bietet.

Ein bequemer Fußweg führt von der Rudelsburg die Thalwand nach Kreipitsch hinauf, einer stattlichen Besitzung, welche indeß an und für sich weder etwas Bemerkenswerthes noch etwas Schönes an Gebäuden oder Gartenanlagen aufzuweisen hat.

Wer von Kösen vielleicht nach Freiburg zurückkehren will, kann einen schönen Fußweg über die den Knabenbergen gegenüberliegende Thalwand einschlagen. Das Saalethal präsentirt sich auf dieser Tour in immer wechselnden, pittoresken Landschaftsbildern, bis die Aussicht vom sogenannten Göttersitz nochmals das Ganze in einem großen Rundgemälde vereinigt. Wir steigen für heute nach Kreipitsch hinauf und gelangen auf einem schmalen Landwege, auf dem man sich immer rechts zu halten hat, ohne indeß die an der rechten Seite dieses Weges sich hie und da zeigenden Dörfer zu berühren, in zwei Stunden nach **Camburg**, einer freundlich und hübsch gebauten kleinen Stadt, deren ganze Ausdehnung man erst überschaut, wenn man zu dem Thurmberg hinansteigt. Camburg liegt nämlich an beiden Ufern der Saale, welche durch eine Brücke mit einander verbunden sind, in einer Thalenge, in welcher sich verschiedene Thalradien treffen. Die einzelnen Straßen der Stadt sind nun in diese Thalradien hineingebaut, so daß man einen Ueberblick über alle Theile der Stadt und über die schöne, fruchtbare Umgebung nur dann hat, wenn man sich auf einem über der Stadt liegenden Höhepunkt, wie hier auf dem Thurmberg, befindet. Auf der Höhe des Hügels erhebt sich ein noch vollständig erhaltener, colossaler Thurm, Ueberbleibsel einer wahr-

scheinlich bedeutenden Veste, welche hier einstmals stand. Die Bauart desselben ist eine ähnliche, wie die des Thurmes auf der Rudelsburg. Auch diese Veste muß ehemals einen weit bedeutendern Umfang gehabt haben; jetzt sind außer dem gedachten Thurme nur noch wenige Reste eines zweiten ähnlichen Thurmes zu entdecken, von einem dritten Thurme ist auch jede Spur verschwunden. Von dem Ursprung oder der Geschichte der Veste ist uns nichts bekannt, als daß sie ebensowohl wie die Stadt im elften Jahrhundert zu den ausgebreiteten Besitzungen des Wettinschen Hauses gehörte, und von Gero, Dietrichs II. Sohne, auf Wilhelm, Grafen von Camburg, der zu den Mitstiftern des Naumburger Doms gehört, und um das Jahr 1078 lebte, nach dessen Tode aber auf Conrad den Großen, Markgrafen von Meißen und dessen Nachfolger übergegangen ist.*) Die Grafschaft Camburg gehört jetzt zu dem Herzogthum Meiningen.

Die Chaussee, welche den Reisenden, wenn er fährt, wozu hier jedenfalls zu rathen ist, in einer Stunde nach Dorndorf führt, bietet zur rechten Hand manche hübsche Aussichtspunkte in das Saalethal. Dorndorf, ein aus wenigen Häusern bestehender Flecken mit einem ziemlich guten Wirthshause, liegt am Fuße der steil abfallenden Felswand, auf dem sich die drei Schlösser der **Dornburg** erheben, diesseits der Saale, eine bedeckte Brücke führt über den Fluß, und auf einem sehr bequem angelegten Stufenwege steigt man zu der Höhe des Felsens und zur Terrasse des Schlosses empor.

Stand auf diesem so steil nach der Saale hinabsteigenden Felsen nun einstens die kaiserliche Pfalz Dornburg oder Thornburg, wo die Kaiser aus dem Sächsischen Hause so oft Hof gehalten, und deren die Chronisten aus der Periode der Sächsischen Kaiser so oft erwähnen? Da sich nirgends über die Lage dieses Platzes eine bestimmte Bezeichnung findet, so sind die Meinungen darüber sehr getheilt. Oder ist hiermit Dornburg an der Elbe gemeint? Kaiser Karls des Großen Sohn, Karl, erbaute sie im Jahre 806 gegen die Slaven. Otto der Große erneuerte sie 937, und nach dem Brande vom Jahre 971 wurde sie im Jahre 980 wieder hergestellt. Sie lag bei der Stadt Barby. Die Fluthen der Elbe und der Zeit haben sie zerstört und kaum sieht man noch etwas von ihrem Mauerwerk. Schwabe (Historisch-antiquarische Nachrichten von der kaiserlichen Pfalzstadt Dornburg a. d. Saale, 1825) ist der erstern Meinung. Lepsius**) nimmt es dagegen als unzweifelhaft an, daß hiermit Dornburg an der Elbe gemeint sei, obschon auch das Alterthum der Thüringischen Stadt Dornburg sehr weit hinaufreicht. Die richtige Sonderung

*) Lepsius, Kleine Schriften. Bd. II. Seite 8.
**) Lepsius, Kleine Schriften. Bd. II. Seite 212 u. folg.



Gez. von O. Wagner.

Gest. von J. Carter

DORNBURG.

der in den ältesten Quellenschriften enthaltenen Nachrichten ist deshalb eine außerordentlich schwierige und von einer ganz bestimmten Entscheidung kann wohl nicht die Rede sein. Bechstein läßt die Sache ganz für sich bestehen und will den Namen der Dornburg von dem Skandinavisch-Germanischen Thor ableiten, erzählt auch, daß hier einst eine Grenzveste gegen die benachbarten Sorbenwenden gestanden habe, und Dornburg eine der ältesten Kirchen in Thüringen hatte, der Tradition nach schon von Bonifacius gegründet.

Jetzt besteht die Dornburg aus drei einzelnen, schloßähnlichen, nicht großen Gebäuden, welche mit einander durch eine sehr schön arrangirte Terrasse, von der man einen wundervollen Blick in das Saalethal hat, verbunden sind. In dem nach Jena zu liegenden Gebäude wohnte häufig Göthe und der Großherzog Karl August von Weimar. Das Meublement in den Götheschen Zimmern ist außer den Gemälden noch das alte; es ist mehr, wie einfach. Das andere vordere Gebäude hat sich der jetzige Großherzog von Weimar zur Wohnung herrichten lassen. Auch hier ist die Einfachheit überwiegend. Das mittlere Gebäude dient zu Beamtenwohnungen, gerichtlichen und administrativen Zwecken. Der moderne Anstrich der hinter den Schlössern auf dem Rücken des Berges gebauten kleinen Stadt, datirt vom Jahre 1717, in welchm ein großer Theil von Dornburg abbrannte.

Beim Verlassen der Dornburg sage ich mit Bechsteins Worten: „Ich glaube in das Gedächtniß des Wanderers kein besseres Blatt über Dornburg niederlegen zu können, als indem ich Göthe's klassische Schilderung dieser Gegend mittheile, die er in einer Zeit schrieb, in welcher er gern den sonnigen Strahl des rings waltenden Naturfriedens in sein verdüstertes Innere aufnahm, das der wahrhafte Schmerz über den Tod des fürstlichen Freundes erfüllte. Göthe schrieb damals:*)

„Da seh ich vor mir, auf schroffer Felskante, eine Reihe einzelner Schlösser hingestellt, in den verschiedensten Zeiten erbaut, zu den verschiedensten Zwecken errichtet. Hier, am nördlichen Ende, ein hohes, altes, unregelmäßig weitläufiges Schloß, große Säle zu kaiserlichen Pfalztagen umschließend, nicht weniger genugsame Räume zu ritterlicher Wohnung; es ruht auf starken Mauern zu Schutz und Trutz. Dann folgen später hinzugestellte Gebäude haushälterischer Benutzung des umherliegenden Feldbesitzes geweiht."

„Die Augen an sich ziehend, aber steht weiter südlich auf dem solidesten Unterbau, ein heiteres Lustschloß neuerer Zeit, zu anständiger Hofhaltung und Genuß in günstiger Jahreszeit. Zurückkehrend hierauf an das südlichste Ende des steilen Abhanges finde ich zuletzt das alte, nun auch mit dem Ganzen vereinigte Freigut wieder, dasselbe, welches mich so gastfreundlich einlud."

---

*) An den Generaladjudant und Kammerherrn, Oberst v. Beulwitz. S. Dr. C. Vogel: Göthe in amtlichen Verhältnissen. Jena, 1834.

„Auf diesem Wege nun hatte ich zu bewundern, wie die bedeutenden Zwischenräume, einer steil abgestuften Lage gemäß, durch Terrassengänge zu einer Art von auf- und absteigenden Labyrinth architektonisch auf das Schicklichste verschränkt worden; indessen ich zugleich die sämmtliche, über einander zurückweichenden Localitäten grünen und blühen sah. Weithin gestreckte, der belebenden Sonne zugewendete, hinabwärts gepflanzte, tief grünende Weinhügel aufwärts an Mauergeländern, üppige Reben, reich an reifenden, genußzusagenden Traubenbüscheln; hoch an Spalieren sodann eine sorgsam gepflegte, ausländische Pflanzenart, das Auge nächstens mit hochfarbigen, am leichten Gezweige herabspielenden Glocken zu ergötzen versprechend; ferner vollkommen geschlossen gewölbte Laubwege, einst in dem lebhaftesten Flor durchaus blühende Rosen höchlich reizend geschmückt, Blumenbeete zwischen Gesträuch aller Art."

„Von diesen würdigen, landesherrlichen Höhen sehe ich ferner in einem anmuthigen Thale so Vieles, was dem Bedürfnisse der Menschen entsprechend weit und breit in allen Landen sich wiederholt. Ich sehe zu Dörfern versammelte, ländliche Wohnsitze, durch Gartenbeete und Baumgruppen gesondert; einen Fluß, der sich vielfach durch Wiesen krümmt, wo eben eine reichliche Heuernte die Ameisen beschäftigt; Wehre, Mühlen, Brücken folgen auf einander, die Wege verbinden sich auf- und absteigend. Gegenüber erstrecken sich Felder, an wohlgebauten Hügeln bis an die steilen Waldungen hinan, bunt anzuschauen, nach Verschiedenheit der Aussaat und des Reifegrades. Büsche hie und da zerstreut, dort zu schattigen Bäumen zusammengezogen. Reihenweise, auch den heitersten Anblick gewährend, sehe ich große Anlagen von Fruchtbäumen; sodann aber, damit der Einbildungskraft nichts Wünschenswerthes abgehe, mehr oder weniger aufsteigende, alljährlich neuangelegte Weinberge."

„Das Alles zeigt sich mir, wie vor fünfzig Jahren, und zwar in gesteigertem Wohlsein, wenn schon diese Gegend von dem größten Unheil mannichfach und wiederholt heimgesucht worden. Keine Spur von Verderben ist zu sehen, schritt auch die Weltgeschichte, hart auftretend, gewaltsam über diese Thäler. Dagegen deutet Alles auf eine emsig folgerechte, klüglich vermehrte Cultur eines sanft und gelassen regierten, sich durchaus mäßig verhaltenden Volkes."

Drei Stunden von Sulza in nordwestlicher Richtung liegt die alte Stadt **Sulza** an der Ilm, nicht weit von deren Einfluß in die Saale, von der Thüringischen Eisenbahn berührt, die Station zwischen Kösen und Apolda. Die Stadt wird bereits im zehnten Jahrhundert genannt und hat ihren Namen von den dort entspringenden Salzquellen. Ob das, was Tacitus von den Kriegen der Katten und Hermunduren um die salzreichen Ufer eines nicht genannten Stromes auf der Grenze beider Völkerschaften, auf die Thüringische



Gez. v. Otto Wagner. Gest. v. H. v. Herzer.

JENA

oder auf die Fränkische Saale zu beziehen sei, ist jedenfalls sehr zweifelhaft. Reichard und Lepsius sind der erstern Meinung, daß nämlich die Salzquellen von Sulza zu denen gehörten, um welche der blutige Kampf gekämpft wurde.*)

Die Gegend war schon in sehr früher Zeit stark bevölkert und angebaut. Altgermanische Ueberreste, welche ganz in der Nähe von Sulza, auf dem Sonnenberge, gefunden wurden, machen dies unzweifelhaft. Sehr wahrscheinlich ist es, daß die alte Burg Sulza, welche in der Folge an die Pfalzgrafen von Sachsen aus dem Hause Goseck kam, auf dem Berge, wo jetzt das Berggut Sulza steht, gestanden habe. Später wurde dort vom Pfalzgrafen Friedrich II. eine Probstei angelegt und dem Apostel St. Peter geweiht. Von den Pröbsten, die seit der Gründung des Stiftes bis zur Reformation demselben vorgestanden haben, kennen wir nur wenige. Der erste und der merkwürdigste ist jedenfalls Friedrichs IV. zweiter Sohn, der letzte Zweig der Pfalzgrafen aus dem Hause Goseck. Mit der Reformation wurde auch die Säcularisation und gänzliche Auflösung des Stifts herbeigeführt.

Die Straße aufwärts von Dornburg über Vorstendorf nach Jena berührt die Dörfer Zwätzen und Löbstädt. Ersteres war früher, sowie Vorstendorf, der Sitz einer Komthurei, welche jetzt Eigenthum des Großherzogs von Weimar ist und zugleich in ihrer Oeconomie zur praktischen Belehrung der Scholaren des landwirthschaftlichen Instituts von Jena dient. Der Gasthof von Löbstädt ist ein beliebter Versammlungsort der Jenenser. Rechts von Löbstädt zieht sich das berühmte Defilée hinauf, welches 1806 die Franzosen forcirten und dadurch die Preußische Armee umgingen. Dies Defilée heißt das Rauthal, ein besonderer, versteckter Theil desselben das Schlägerplätzchen, weil dort bis zur Einführung des Hiebcomments von den Jenenser Studenten ihre Duelle auf Stoßwaffen ausgefochten wurden. Links über der Saale zeigen sich auf einem hohen Felsenvorsprung die Ruinen der Kunitzburg, von denen man einen herrlichen Anblick auf das Saalethal hat. Am Fuße des Felsens liegt das Dorf Kunitz, bekannt dadurch, daß sich seine männlichen Bewohner nicht Bauern, sondern „Männer von Kunitz" nennen, noch mehr aber durch die köstlichen Eierkuchen, welche in dem freilich sehr ländlich eingerichteten Gasthofe billig gespendet werden.

Auf der Straße bei Löbstädt erblickt man zuerst die Thürme der alten Universitätsstadt **Jena**, welche man, entweder der Straße folgend, oder auf einem hübschen Wiesenwege in einer halben Stunde erreicht. Die Stadt gewährt für den frühern Jenenser Studenten einen sehr veränderten Anblick; denn haben sich auch die Vorstädte nicht eben wesentlich verändert, so ist doch seit mehreren Jahren der die innere Stadt umgebende Wallgraben durch Nieder-

*) Lepsius, Kleine Schriften. Bd. II. Seite 67 u. folg.

reißen der alten Stadtmauern, durch Ausfüllung und Bepflanzung mit Bäumen in eine schöne, grüne Promenade verwandelt worden. In der Nähe derselben liegt der botanische Garten, mit welchem der Prinzessinnengarten — der frühere Griesbachsche Garten — in unmittelbare Verbindung gebracht ist. Aus demselben hat man einen schönen Blick in das Gemptenthal, welches zur linken Hand von dem Jenzigberg, zur rechten vom Hausberg begrenzt wird. Auf dem letztern erhebt sich der bekannte Fuchsthurm, das einzige Ueberbleibsel von drei Burgen, welche früher den Rücken jenes Berges schmückten. Der Fuchsthurm ist seit neuerer Zeit besteigbar gemacht worden, und man hat aus einem in demselben eingerichteten Zimmer eine weite Rundsicht; denn man erblickt im Süden die Höhenzüge oberhalb Schleiz, im Westen den Thüringerwald und, wenn auch in nebliger Ferne, die Umrisse des Brockens, im Norden den Petersberg bei Halle; gegen Morgen hin ist die Aussicht beschränkter. Im Süden erblickt man auch das ehemals durch seine Stöcke so bekannt gewordene Ziegenhain, von dem man, entweder über die Kegelberge steigend, oder am Fuß derselben zwischen Feldern und Obstbäumen an steilen Abhängen heimwandernd, nach dem in einem stillen Waldthal gelegenen Fürstenbrunnen geht. Von Wöllnitz führt der Weg dann an den Ufern der Saale hin nach dem Städtchen Lobeda mit einer alten zum Theil noch bewohnten Burg im Orte selbst und einer ganz verfallenen Ruine auf einem der nahen Berghöhen. In der Nähe liegt das durch seinen Gerstensaft und die Ausflüge der Jenenser Studenten bekannte Lichtenhain. Zur rechten Seite des Mühlthals dehnt sich jene Hochebene aus, auf welcher im Jahre 1806 das Schicksal Preußens entschieden wurde. Jedem unbefangenen Beobachter erscheint es unbegreiflich, wie es den Franzosen möglich war, aus der Tiefe der einmündenden Schluchten die Höhen zu forciren und dadurch die Schlacht zu gewinnen.

Kehren wir von diesem Rundblick nun zu der Stadt selbst zurück. Diese hat sich, mit Ausnahme der in Gartenanlagen verwandelten Ringmauern und Gräben in den letzten zwanzig Jahren wenig verändert. Wir finden fast durchgängig die alten Häuser wieder, einige nur mit einem neuen Kleid versehen. Unter den wirklichen Neubauten sind nur die Universitätsbibliothek, diese am botanischen Garten außerhalb der Stadt und das Stoysche Knabeninstitut zu nennen. Zu den bemerkenswerthesten Gebäuden der Stadt gehört noch die schöne Hauptkirche mit ihrem hohen Thurm; die übrigen Kirchen, die Universitätskirche, die Gottesackerkirche und die katholische Kirche haben wenig Bemerkenswerthes, und die vor der Stadt belegene Hospitalkirche ist sogar ein gänzlich geschmackloses Gebäude. Die Universitätsgebäude nehmen zwar einen großen Raum ein, waren aber für die jetzigen Verhältnisse nicht ausreichend, so daß jetzt die Bibliothek verlegt und die zu derselben bisher benutzten Lokalitäten bedeutend vergrößert und zu andern akademischen Zwecken verwendet

werden sollen. Die Gasthöfe Jenas zeichnen sich vor allen übrigen Gebäuden Jenas dadurch aus, daß die neueste Zeit sie modernisirt hat. War früher der Gasthof zur Sonne als der einzige zu betrachten, der billigen Anforderungen entsprach, so sind jetzt neben ihm der Gasthof zum Bär und das Deutsche Haus — der frühere halbe Mond — als mächtige Rivalen aufgetreten. Die übrigen sechs Gasthöfe sind untergeordneten Ranges und zum Theil nur Bierwirthschaften. Eigentliche Bierwirthschaften giebt es drei, die Rose, das Stadthaus und das Ballhaus. In den Räumen desselben sieht man zu allen Jahres- und Tageszeiten vom frühen Morgen bis in den späten Abend Studenten und Jenenser aller Stände gemüthlich mit einander verkehren, und nur selten entstehen unter so verschiedenen Elementen Zwistigkeiten, welche zu Thätlichkeiten führen könnten; denn die frühere Spannung zwischen Studenten und Philistern ist im Strome der Zeit untergegangen. Eigentliche Weinwirthschaften existiren, außer der im Rathhause befindlichen Zeise und dem Burgkeller nicht; jedoch wird von den den Weinbau betreibenden Bürgern von Zeit zu Zeit ein Getränk verzapft, zu welchem, um es nur erträglich schmeckend zu finden, ein bedeutender Spezialpatriotismus erforderlich ist. Wirkliche geschlossene Gesellschaften, in denen neben Biergenuß, Karten- und Kegelspiel auch geistige Unterhaltung gefunden werden soll, sind nur zwei in Jena, die Erholung und der Bürgerverein. Letzterer ist wirklich ein Verein aller Stände, während ersterer, auch wenn nicht nach den Statuten, jedoch thatsächlich mehr exclusiv ist. Das akademische Museum ist ein Leseverein, der zwar keine bestimmte Lokalität hat, aber meist im häuslichen Leben — durch Circulation von Zeitschriften — benutzt wird.

Die gewerblichen Verhältnisse Jena's sind nicht sehr blühend, wie überhaupt die Industrie nur spärlich ist. Eine Wollspinnerei auf der Schneidemühle, zwei Cigarrenfabriken, die städtische und die akademische Brauerei und eine Cigarrenfabrik sind die einzigen Repräsentanten der Jenenser Industrie. Durch die Universität und das Oberappellationsgericht für die Thüringischen, Anhaltischen und Reußischen Staaten ist dem Jenenser Bürger eine Gelegenheit geboten, auf leichte Weise einen, wenn auch nur mäßigen Erwerb zu erzielen.

Die Universität zu Jena hat ihren Glanzpunkt gehabt. Wollen wir auch nicht den Glanz der Universitäten nach der Zahl der Studenden feststellen, so müssen wir doch zugestehen, daß die seit etwa dreißig Jahren stetig gewordene Abnahme der Studirenden in Jena einen tiefern Grund haben müsse. Die Verbote des Besuches aus den zwanziger Jahren, das Entstehen anderer Universitäten, die Eingriffe in die so genannten akademischen Freiheiten können auch nicht als Gründe dieser Erscheinung gelten; sondern der Verfall der Universität ist in andern Dingen und andern Verhältnissen zu suchen. Der eine

Grund ist finanzieller Natur. Die Universität ist die Gesammtuniversität für die Sächsischen Herzogthümer und deshalb größtentheils von den Geldverhältnissen verschiedener Staaten abhängig, wenn sie auch mehrere Güter als Eigenthum besitzt. Der Ertrag dieser Güter und die Zuschüsse, welche von den Staaten geleistet werden, mögen sich im Anfange dieses Jahrhunderts als ausreichend erwiesen haben, können es aber jetzt nicht mehr sein, und die Stände der Thüringischen Staaten dehnen ihr Sparungssystem auch auf die Universität aus. Es ist deshalb schon aus finanziellen Gründen kaum möglich, geistige Capacitäten durch Gewährung der andern Universitäten entsprechenden Gehalte in ausreichender Zahl zu fesseln oder anzuziehen. Die eigenthümlichen, anziehenden Verhältnisse, welche zur Regierungszeit Karl Augusts in Jena walteten, sind verschwunden. Dieser Fürst wußte durch seine bekannte Neigung zu den Wissenschaften und durch seine Liebenswürdigkeit gegen die Vertreter derselben, diese so zu fesseln, daß sie die pecuniären Verhältnisse ihrer akademischen Stellung nicht beachteten und die Wirksamkeit in Jena jeder andern, wenn auch weit einträglicheren, vorzogen. Männer, wie Grießbach und Schott in der theologischen, Kieser, die beiden Starke in der medicinischen, Oken, Fries, Luden, Döbereiner in der philosophischen Fakultät, wären die Zierden jeder andern Universität gewesen. Mit Ausnahme Kiesers sind sie sämmtlich gestorben, und die entstandenen Lücken konnten nur zum Theil ausgefüllt werden, eben weil die Männer der Wissenschaft größere Ansprüche machen und bei den gesteigerten und theuren Lebensbedürfnissen machen müssen. Neben Schleiden, Lehmann und einigen andern bekannten Männern sind an der Universität eine große Zahl Lehrer thätig, welche durch die für sie günstigen Verhältnisse mit der Länge der Zeit in die ordentlichen Professuren eingerückt sind.

Noch eine andere Thatsache hat jedenfalls auf den Verfall der Universität mit eingewirkt, ich meine die Errichtung des pharmaceutischen und landwirthschaftlichen Instituts zu Jena. Die Stellung der Mitglieder dieser Institute ist eine abnorme; denn sie sind bei der Universität zwar als Studirende immatriculirt und genießen alle Vortheile und Privilegien der übrigen Studenten, brauchen aber nicht durch einen Examen die Universitätsreife darzuthun. Sind nun unter den Institutsmitgliedern solche — und nie hat es an solchen gefehlt, — welche in den Besuch der Universität die weitausgedehnteste Ungebundenheit suchen, so können sie dies ohne sonderliche Gefahr thun; denn trifft sie die Strafe der Relegation, so gehen sie in die Praxis ihres Faches zurück. Diese, gewöhnlich bei Institutsmitgliedern durch einen höhern Geldzuschuß begünstigte Ungebundenheit ist bei der Jugend zu verlockend, als daß sie nicht bei andern Studenten Nachahmung und Theilnahme finden sollte, die dann durch die Strafen in ihrem Lebensziel gestört werden.

Die Individualität des Studententhums hat sich in der Reihe der Jahre wesentlich verändert. War der Jenenser Student in den zwanziger und in den dreißiger Jahren durch seine Nonchalence bekannt, und fand er es nicht unpassend, in zerrissenen Kleidern oder im Schlafrock ohne Inexpressibles mit der langen, bequasteten und mit schön bemalten Köpfen gezierten Tabakspfeife seine Spaziergänge zu machen, die Commilitonen zu bekneipen, das Wirthshaus zu besuchen und selbst die Collegia zu frequentiren, so sehen wir ihn heute modern gekleidet, selbst nicht selten mit Hut, Handschuhen und Regenschirm, den früher ihn characterisirenden Ziegenhainer durch ein feines Spazierstöckchen, die Pfeife und den am Stockknopfe hängenden Tabaksbeutel durch Cigarren und Etui ersetzt. Namentlich sind es die Corpsstudenten, welche, trotz des, ihrem Verbindungswesen innewohnenden conservativen Principes, der Modernität unserer Zeit Rechnung tragen. Das Verbindungswesen der Jenenser Studenten hat sich auch wesentlich verändert, denn die in den zwanziger Jahren den drei Landsmannschaften gegenüberstehende allgemeine Burschenschaft trennte sich bereits im Jahre 1830 in die Arminia und Germania und nach einer neuen kurzen Vereinigung wiederum in gleichnamige Verbindungen, aber mit Wechselung des vorherrschenden Princips. In den vierziger Jahren finden wir sogar eine vierfache Spaltung der Burschenschaft in Germania, Teutonia, Arminia und eine vierte Verbindung, deren Mitglieder, als Inhaber der alten Burschenschaftskneipe, des Burgkellers, „die Burgkellerleute" genannt wurden. Die alten Landsmannschaften Saxonia, Franconia und Thuringia vermehrten sich in den zwanziger Jahren durch die Rhenania, Teutonia und Constantia, welche sich jedoch bald wieder auflösten. In den vierziger Jahren, wo sich die Landsmannschaften bereits in Corps umgeändert hatten, kamen zu jenen drei alten Verbindungen die Westphalia hinzu. Die Burschenschaft der Burgkellerleute und die Arminia, sowie das Corps Westphalia existiren aber jetzt nicht mehr. Trotzdem nun in neuester Zeit die Verbindungen gestattet worden sind, hat sich die Mitgliederzahl derselben sehr vermindert; denn, während es in den zwanziger Jahren bei einer Gesammtzahl von fast 700 Studirenden nur etwa 100 sogenannte „Finken" oder „Wilde" gab, finden wir jetzt bei einer Mittelzahl von 450 Studenten zwei drittel außerhalb der Verbindung.

Die wesentlichste Umänderung des Jenaer Studententhums zeigt sich aber in der meines Wissens im Jahre 1842 stattgefundenen Umänderung des althergebrachten Stoßcomments in den Hiebcomment, eine Umänderung, welche gleichzeitig dadurch eine factische Autorisation erhielt, daß die in den akademischen Gesetzen auf Hiebduelle bestimmten Strafen gemindert, dagegen die auf Stoßduelle verschärft wurden. Waren früher die Duelle auf Stoß schon wegen der größern Anzahl der Verbindungsstudenten und wegen der Leichtigkeit, mit der die Stoß- und Schutzwaffen herangeschafft oder nöthigen-

falls auf den Ruf „Dorschel kommt", „Kahle kommt" *) beseitigt werden konnten, sehr häufig, und wurden sie mit Strenge verfolgt und bestraft; so wird das Duellgesetz wenigstens in Betreff der Verhinderung der Duelle jetzt nicht strenge gehandhabt und die Gefahr des sogenannten „Abfassens" ist eine weit geringere geworden.

Eine andere Veränderung des Jenenser Studententhums, in specie des Verbindungswesens habe ich auch in Betreff der sogenannten „Exkneipereien" gefunden. Seit Jahren hat nämlich jede Verbindung auf einem benachbarten Dorfe eine Localität, welche die Mitglieder wöchentlich einmal oder zweimal zu besuchen haben, um sich hier durch burleske Titulaturen und durch spaßhafte Nachahmung der Staatseinrichtungen, als Kaiserreiche, Herzogthümer, Republiken, so wie auch durch humoristische Vorlesungen, in denen oft Mitglieder in ihren absonderlichen Gewohnheiten besprochen werden, und durch chevalereske Aufzüge zu vergnügen, besonders aber, um ihr Talent als Biertrinker zu zeigen. Letztere Uebung artete nun früher leider oft stark aus, und es war häufig genug erstaunenswerth anzusehen, welche enorme Quantitäten Bier einander vor- und nachgetrunken wurden, oder nach ritterlicher Manier durch „Lanzen und Pariser" oder durch „Humpen" gegenseitig „ausgemacht wurden. Die dabei gebräuchliche Sitte war, und ist auch noch heute durch den sogenannten „Biercomment" geregelt, ist aber jetzt in ihrer Excentricität als beinahe verschwunden zu betrachten. Die sogenannten „Bierherrschaften" und die Sitze derselben „die Burgen" bestehen zwar noch, aber mit einem mindern Zwang und mehr der geselligen Unterhaltung der Verbindungsmitglieder wegen. Nur, wenn auswärtige Studenten zum Besuch kommen, werden die alten Sonderbarkeiten nochmals wieder aufgefrischt.

Der Jenenser Student liebt insbesondere noch das Fahren nach benachbarten Städten, um dort, wie in Weimar, das Theater zu besuchen, oder, wie in Camburg, Eisenberg, Roda, Kahla, die Freuden des Vogelschießens, oder besonderer Bälle zu genießen, oder endlich, um die Qualität des Bieres zu prüfen, eine sogenannte Bierreise anzustellen, welche in der Regel nicht eher beendigt ward, als bis alles Geld und Geldeswerth ausgegeben und ein tüchtiger Pump angelegt worden ist. So „gehen Spritzfahrten" über die Dörfer Winzerle, Göschwitz und Maua nach Rothenstein, welches seinen Namen von der rothen Sandsteinwand hat, von der sich ein schwedischer Trompeter im siebenjährigen Kriege vor den ihn verfolgenden Kroaten durch einen kühnen Sprung seines Pferdes in die Saale rettete, aber am Ufer angekommen und das Lied „Nun danket alle Gott" blasend von einer tückisch nachge-

*) Dorschel und Kahle waren Pedelle damaliger Zeit, bekannte Persönlichkeiten, welche sich hauptsächlich mit dem Abfassen der Duelle beschäftigten, und deshalb scherzhafter Weise von den Studenten „die Kriegsminister" genannt wurden.



gez. von O. Wagner. gest. von E. Patten.

DIE SORBENBURG BEI SAALFELD.

schickten Kugel ereilt und getödtet wurde, oder nach **Kahla**, am linken Saaleufer belegen, einer kleinen, aber gewerbreichen Stadt, welche einen nicht unbedeutenden Handel mit Holz treibt, zu dem die benachbarten Waldungen das Material liefern. Eine halbe Stunde von Kahla erhebt sich auf hohem Bergesgipfel die Leuchtenburg, von wo man eine weite, prächtige Rundschau hat. Leider ist dies alte Schloß zu einem Zuchthause und Strafanstalt der altenburgischen und reußischen Lande und zum Irrenhause umgewandelt.

Naschhausen liegt südlich von Kahla an demselben Ufer der Saale. Rechts von Naschhausen erhebt sich auf steil abfallendem Felsen das Städtchen **Orlamünde**, so benannt von dem dort stattfindenden Einfluß der Orla in die Saale und geschichtlich bekannt als Sitz eines alten mächtigen Grafengeschlechts und als Zufluchtsort des Bilderstürmers Karlstadt, welcher von der Bürgerschaft von Orlamünde gegen die Angriffe Luthers in Schutz genommen wurde. Zwei Stunden im Orlagrund aufwärts liegt Buchau, bekannt durch sein vortreffliches Lagerbier, und zwei Stunden von Buchau **Saalfeld**, jene alte und merkwürdigste Stadt Thüringens, gewöhnlich das äußerste Ziel der Jenenser Ausflüge. Die Sorbenburg, von der noch heute mächtige Trümmer zu sehen sind, ließ, wie wenigstens die Sage erzählt, einst Karl der Große zum Schutz des Städtchens gegen die Sorben und Wenden erbauen. Jedoch war sie nicht im Stande, den über Thüringen hereinbrausenden Strom der Völkerwanderung lange aufzuhalten. Die Slawen unterjochten die dortigen Landstriche und die dort häufig noch jetzt vorkommenden Ortsnamen mit der Endung „itz“ sind Zeugnisse ihrer Besitznahme und ihrer Niederlassungen. Nach mehreren Jahrzehenden wurde Saalfeld, als sich Ludwig der Deutsche dieser östlichen Provinzen bemächtigte, königliche Villa, und dort theilten Ludwigs Söhne ihr Vatererbe. Kaiser Heinrich der Erste, den man in der Geschichte auch alberner Weise den „Vogelsteller“ oder den „Finkler“ genannt hat, befestigte die Stadt durch Mauern und Gräben, und oft hatten die Deutschen Könige dort ihre Pfalz. Später wechselte Saalfeld durch Schenkung, Kauf- und Erbverträge häufig seine Besitzer. Nacheinander herrschten dort der Pfalzgraf von Aachen, die verwiesene Polenkönigin Richza, der Erzbischof Hanno von Cöln, der Kaiser Friedrich Barbarossa, wiederum der Erzbischof von Cöln und der Thüringer Landgraf Herrmann der Sängerfreund. Sie wurde nochmals erstürmt und niedergebrannt. Der Kaiser Otto der Vierte erklärte sie für eine freie Reichsstadt. An die Grafen von Schwarzburg verpfändet, gehörte sie lange Zeit zu Besitzthümern dieses mächtigen Grafenstammes, wurde dann markgräflich meißnisch, hiernach erst churfürstlich, dann herzoglich-sächsisch und wechselte überhaupt vielfach die Herrscher aus dem Sächsischen Regentenhause, bis das Land und die Stadt endlich unter einem Sohne Ernst des Frommen ein selbstständiges Herzogthum wurde. Nach den Verheerungen des dreißigjährigen und siebenjährigen Krieges wurde es auch während der Napoleonischen Feldzüge der Kriegsschauplatz. Der Prinz Louis

Ferdinand von Preußen verlor dort bekanntlich die Schlacht und das Leben gegen die Franzosen. Später, nach dem Sturz der Fremdherrschaft, bildete es einen wesentlichen Theil des Herzogthums Sachsen=Coburg=Saalfeld, und wurde durch den Theilungsvertrag zu Hildburghausen vom 12. November 1826 mit dem Herzogthume Meinigen=Hildburghausen vereinigt.

Saalfeld liegt an einem der reizendsten Punkte des Saalethals, stattlich von dem Schlosse mit hohem Thurme überragt. Im Umfange der Ringmauern der Stadt erheben sich die uralten Trümmer der Sorbenburg. Die Stadt selbst hat einen alterthümlichen Character. Ihre schönste Zierde ist die ganz im gothischen Styl aufgebaute St. Johanniskirche. Besonders kunstvoll ist das westliche Portal. Die Chorfenster zeigen eine prächtige alte Glasmalerei. Dort ist auch noch die Steinkanzel zu sehen, auf der Tezel den Ablaß verkündigte. Die alte Barfüßerkirche, die sogenannte Münzkirche, ist das höchste Gebäude der Stadt. Einen besonders schönen Aussichtspunkt auf die Stadt, das Schloß, auf die Stiftskirche vom heiligen Grabe und auf die malerischen Ufer des Stromes hat man auf der Brücke.

Siebentes Kapitel.

Von Freiburg nach dem Kyffhäuser.

Schloß und Stadt Freiburg. Goseck. Groß-Jena. Zscheiplitz. Burgscheidungen. Nebra. Vitzenburg. Memleben. Wendelstein. Roßleben. Artern. Der Kyffhäuser und die Rothenburg.

Practische Notizen: Fußwege und Gasthofsangaben im Text des Kapitels.

Das Schloß zu Freiburg und die unmittelbar unter demselben ganz nahe an der Unstrut, am Fuß des Schloßberges, des Schlifter- und Spittelsberges gelegene Stadt **Freiburg** bekunden die Ostgrenze des Thüringerlandes. Burg und Warte ruhen auf einem kalksteinartigen Flötzgebirge, dessen Massen, kühn hervortretende Bergkegel, nach Westen schroff und steil, nach Norden allmählig abfallen. Der südliche, höchste dieser Bergkegel ist der Haineberg; ihm folgen der Schloßberg, die Haldecke, der Schlifterberg, der waldbekränzte Spittelsberg, die vom Scheitel bis zur Sohle mit Weinbergen bedeckten Marienberge und zuletzt der sich nördlich terrassenartig abflachende Windberg, Vorberge einer bewaldeten Bergplatte, welche sich, ohne irgend einen aufgesetzten Kegel, östlich gegen die Saale hinabflacht.

Stadt und Schloß erbaute vor fast acht Jahrhunderten Landgraf Ludwig der Springer. In welchem Jahre? darüber sagen die aus jener Zeit übrig gebliebenen schriftlichen Dokumente nichts Bestimmtes. Von einander abweichend geben die Chroniken die Jahre 1062, 1065, 1070, 1072, 1075 und 1076 an, von denen die Zeit von 1062—1065 und 1067 wohl das Meiste für sich haben möchte. Das Schloß nannte Landgraf Ludwig die Neuenburg, die Stadt Freiburg, die Namen lassen sich am einfachsten und ohne alle Schwierigkeit aus den Begriffen der ersten Silben beider Worte erklären. Sprechen wir zuerst vom Schloß und hernach von der Stadt.

Von Freiburg windet sich den Schloßberg hinauf ein an der Vorderseite des Berges durch Felsen gehauener, ziemlich breiter Fahrweg und ein durch gelegte Stufen hie und da bequemer gemachter und mit Linden überschatteter

Fußweg. Der untere südliche Abhang des Berges ist mit Weinreben bedeckt, Kirschbäume und Lindenreihen schmücken seine nördliche Seite. Was die Bauart und die Lage des Schlosses selbst anbelangt, so sieht man ganz deutlich, daß es von Zeit zu Zeit An-, Nach- und Umbaue erhalten hat. Anfänglich mag die Neuenburg aus einem einzigen, in eirunder Form fort- und umlaufenden Hauptgebäude bestanden haben, und der südliche Flügel in späterer Zeit höher geführt worden sein, wobei er zugleich seine jetzige Gestalt erhielt, mit dem Anbaue, unter dem der westliche Durchgang — das westliche Thor — angebracht ist, versehen, und ein zweiter Eingang in den innern Schloßhof überwölbt wurde. Die Jahreszahlen 1557 und 1673, sowie die dabei angewendeten Steine aus den Weißenfelser Steinbrüchen lassen die ungefähre Entstehung und die wiederholte Erneuerung des südlichen Eingangs vermuthen. Jedenfalls führte nur ein Eingang in den eigentlichen innern Schloßhof, der nach Art der damaligen Zeit so versteckt wie möglich liegen mußte, und dies war ohne Zweifel das noch jetzt zu findende östliche Thor, früher ein Doppelthor. Vor demselben durchschnitt ein ehemaliger Graben, wahrscheinlich mit einer Zugbrücke, mehrmals die östliche Fläche, und umlief die östliche Seite des Schlosses. Der ursprüngliche Haupteingang, zu dem unstreitig auch eine Zugbrücke führte, war das noch zu sehende, sehr versteckt liegende Thor zwischen dem angebauten Zeughause und dem jetzigen Schaafstalle.

In den äußern Schloßhof gelangt man von Freiburg aus, durch das westliche und von der entgegengesetzten Seite durch das östliche Thor. Ueber dem letzteren befindet sich folgende Inschrift: „Viam hac Porta perviam Sereniss. Princeps. Dominus, Dmn. Christianus Dux Sax. I. Cl. Mont. ac W. etc. Ao. Dni. MDCCXIX. f.“ Eine Treppe von einigen Stufen führt durch ein hohes Eingangsthor, über dem sich ein Kopf mit weitaufgesperrtem Munde, befindet, in den südlichen Flügel, welcher während der letzten Jahre vollständig restaurirt wurde. Leider sind bei dieser Restauration die kleinen Thürmchen, welche sich an der äußern Mauer befanden, abgebrochen worden. Der nördlich neben dem Thore stehende Seitenflügel, die sogenannte Thorwärter- oder Brunnenwärter-Wohnung, ist wohl der älteste Theil des Schlosses, und zeichnet sich durch dieselbe Byzantinische Bauart aus, wie die Kapelle und der Wartthurm. Man sieht dort noch Reste der kleinen, runden, halbbedeckten Fensterchen, welche diesem Baustyl eigenthümlich sind. Bemerkenswerth ist ein im Laufe der Zeit in der Außenseite der Mauer angebrachtes steinernes, heidnisches Götzenbild.

Das Schloß umfaßte früher die Fürstenwohnung, die Landeshauptmannswohnung, die Bettmeisterei und die Küchenmeisterei. Letztere ist in Ställe und Scheunen umgewandelt, von der Bettmeisterei sind nur noch einige Mauerreste vorhanden. Die Fürstenwohnung bewohnt jetzt der Oberforstmeister, die Landeshauptmannswohnung der Rentmeister.

In den Jahren 1853—1856 hat eine Restauration der Kapelle und des sogenannten Rittersaales stattgefunden, ich sage, des sogenannten Rittersaales, weil der Saal, welcher als solcher gezeigt wird, eigentlich nicht der Rittersaal war, sondern der Zech- oder Bankettsaal. Der Rittersaal war eine große, von fünf Pfeilern getragene Halle in den untern Räumen des südlichen Flügels. Die Spuren dieses Rittersaales kann der Beschauer in den Fensternischen und in theils eingemauerten, theils noch frei dastehenden Pfeilern noch ganz deutlich erkennen. Was soll ich aber von der Restauration der Kapelle und des Zechsaales sagen? Es sind dabei Verstöße gegen die ehemalige historische Einrichtung und gegen die Schicklichkeit und den guten Geschmack vorgekommen, welche fabelhaft sind. Die Kapelle war mit einer Masse Schnörkeleien und abgeschmackten Verzierungen überladen, welche man mit Recht fortgeschafft und in der sogenannten Jägerstube aufgehäuft hat; aber man hat einige von diesen Schnörkeleien zur Decoration des Rittersaales ungeschickter Weise verwandt und den Sims über der Eingangsthür, sowie die geschmacklos gestrichenen Seitenwände desselben mit geflügelten Engelsköpfen ausgestattet. Aber noch nicht genug, man hat die hölzerne Orgel der Pfeifen beraubt, als Schenktisch oder Buffet in einer Ecke des Bankettsaales aufgestellt, und, um dem Dinge diese Gestalt zu geben, dasselbe mit einem ganz geschmacklosen Untersatz ausgestattet. Noch mehr. In der der Eingangsthüre gegenüberliegenden Wand befindet sich auf einer Tafel mit vergoldeten Buchstaben folgende Inschrift:

„Was die hohen Ahnen bauten
„Liebte Herzog Christian
„Als ein Zweig der Sachsen Rauten
„Dem dies Land ist unterthan.
„Darum hat er, was ihm ergötzet,
„Hier zur Zierde hergesetzet."
M. D. C. C. XIX.

Oberhalb dieser Tafel hat man eine weiß angestrichene Holzfigur, aus den Schnörkeleien der Kapelle stammend, aufgestellt. Mich wundert nur, daß man die große broncirte Thür auf der andern Seite nicht auch ähnlich herausstaffirt hat. Die Wände des Saales sind ganz kahl, nur an der einen Seite ist ein lebensgroßes Bild des Königs August des Starken aufgestellt. Den Anstrich der Wände hat unbedingt ein Freiburger Maurergeselle gemacht. Das einzige Passende und Geschmackvolle sind die Wappenschilder an der Decke, obschon sie etwas zu klein gerathen sind.

Steigen wir auf der neugebauten Wendeltreppe aus dem innern Hofe nun in die Kapelle und betrachten uns erst die restaurirte Eingangsthür. Abgesehen davon, daß sie in schiefer Richtung unter den über derselben befindlichen Fenstern steht, daß der Bogen über der Thüre zu klein ist, und die ganze Thüre deshalb gedrückt aussieht, so sind die Kapitäler der zweiten Säulen nur vorn und nicht einmal an den Seiten ausgeführt. Die Wendeltreppe ist schön und kunstvoll, der untere Theil ist alt, der obere neu ausgeführt. Steigen wir hinauf

und treten wir in die obere Kapelle. Daß die Malerei der Decke gegen die Wände zu dunkel gehalten ist, ist eine Sache des Geschmackes; aber der historische Charakter der Kapelle total durch einen Umbau verwischt worden, der die Schönheit der Kapelle wahrhaftig nicht gefördert hat. Die beiden dem Altar gegenüber liegenden Gemächer waren Betstuben der herzoglichen Familien. Man betrat diese Betstuben durch den Rittersaal. Der Eingang in die Kapelle für den Geistlichen und das Hofpersonal war links von den herzoglichen Betstuben, durch eine Thüre. Bei der Restauration hat man — es klingt fast unglaublich — diesen Eingang zugemauert und die Wände der beiden Betstuben ausgebrochen und darin Aufgangstreppen angelegt. Wenn man sich diese beiden Treppen und die Räume, zu denen sie führen, ansieht, begreift man wirklich gar nicht, wozu diese Räume gedient haben, wenn man es sich nicht von dem Cicerone erklären läßt. Der Taufstein im untern Theil der Kapelle ist uralt, es soll der Taufstein des heiligen Kilian, eines Vorgängers des Bonifacius, sein.

Was soll ich noch weiterer Ungehörigkeiten bei der Restauration dieses alten, so berühmten Schlosses gedenken, eines Schlosses, welches geschichtlich eben so merkwürdig ist, wie die Wartburg! Soll ich noch anführen, wie die große Freitreppe verunstaltet ist, welche in die ehemalige Fürstenwohnung führt, oder soll ich des geschmacklosen Schlafzimmeranstrichs der so schön gelegenen Erkerstube erwähnen! Ich werde mich nicht weiter darüber ärgern, sondern öffne die Fenster, setze mich auf den einfachen Holzstuhl, auf dem einst im Jahre 1806 die schöne Königin Louise ausruhte, und schaue in's grüne Unstrutthal, auf die so malerisch in ihrem Bergkessel gelegenen alten Häuser und Thürme der Stadt Freiburg und auf die blumengeschmückte Terrasse des hübschen Landhauses hernieder, welches einst ein in seinen Ideen und in seinem Geiste alt gewordener Mann baute, wo jetzt mein Freund Gustav Rawald wohnt, und wo ich einen Theil dieser Blätter schrieb. Dies Landschaftsbild bleibt ewig jung und ewig schön. Seine Farben und Tinten, mag der grüne Frühling, der gelbe Herbst oder der weiße Winter den Pinsel und die Palette in die Hand nehmen, sind immer schön und immer mit dem Charakter der Landschaft im Einklang und kein ungeschickter Bauführer oder Anstreicher kann darin Verunstaltungen vornehmen, da die Natur hier die Meisterin ist, welche das Bild allein malt und sich niemals Pfuschereien schuldig macht.

Der Wartthurm der Neuenburg steht an der nordwestlichen Ecke derselben, und ist, wie schon erwähnt wurde, eben so alt, wie die Kapelle. Der untere Theil des Thurmes — eine bis zum Schieferdache gehende Mauer-Runde — ist gegen 80 Rheinl. Fuß hoch, die Dicke der Mauer beträgt 9 Fuß 3 Zoll. In der Mitte dieser Mauer führen, zwischen der äußern Wand, welche 3 Fuß 1 Zoll, und zwischen der innern, die 2 Fuß 9 Zoll mißt, einige 60 steinerne Stufen in die Höhe und werden weiterhin durch hölzerne Stufen fortgeführt. Der Durchmesser des Thurmes beträgt 44 Fuß 10 Zoll. Der obere, mit Schiefer

bedeckte Theil mißt, vom obern Ende der Mauer bis zur Durchsicht, gegen 40 Fuß. Die ganze Höhe des Thurmes beträgt 147 Fuß. Die Rundsicht ist bei der Höhe des Schloßberges und des Thurmes nach allen Seiten hin eine sehr weite, an einem hellen Tage erblickt man mit unbewaffnetem Auge den Petersberg, die Thürme von Halle, Landsberg, Merseburg, die Sternwarte von Leipzig, Lützen, Weißenfels, Hohen-Mölsen, die Glaitzburg, den Landgrafen- und den Fuchsthurm bei Jena, einen Ausläufer der Finne, den Eckartsberg, Burkersrode, den Kyffhäuser und den Brocken.

Nahe am Fuße des Thurmes nach Osten zu erblickt man ein großes Kleefeld von länglicher Gestalt. Es ist der in der Thüringischen Geschichte so bekannt gewordene Edelacker, auf dem der Landgraf Ludwig der Eiserne den Widerstand seiner Vasallen brach. Wir entnehmen die Erzählung von demselben aus dem vortrefflichen Werke der Gebrüder Grimm: „Deutsche Sagen"; dieselbe lautet dort (Seite 333—336, Th. II.) also:

„Zu Ruhla im Thüringerwald liegt eine uralte Schmiede, und sprüchwörtlich pflegte man von langen Zeiten her einen strengen, unbeugsamen Mann zu bezeichnen: er ist in der Ruhl hart geschmiedet worden.

Landgraf Ludwig zu Thüringen und Hessen war anfänglich ein gar milder und weicher Herr, demüthig gegen jedermann; da huben seine Junker und Edelinge an stolz zu werden, verschmähten ihn und seine Gebote; aber die Unterthanen drückten und schatzten sie aller Enden. Es trug sich nun einmal zu, daß der Landgraf jagen ritt auf dem Walde, und traf ein Wild an; dem folgte er so lange, daß er sich verirrte, und ward benächtiget. Da gewahrte er eines Feuers durch die Bäume, richtete sich darnach und kam in die Ruhla, zu einem Hammer- oder Waldschmiede. Der Fürst war mit schlechten Kleidern angethan, hatte sein Jagdhorn umhangen. Der Schmied frug: wer er wäre? — „Des Landgrafen Jäger." — Da sprach der Schmied: „Pfui des Landgrafen! Wer ihn nennt, sollte allemal das Maul wischen, der barmherzige Herr!" — Ludwig schwieg und der Schmied sagte zuletzt: „herbergen will ich dich heunt; in der Schuppen da findest du Heu, magst dich mit deinem Pferde behelfen; aber um deines Herrn willen, will ich dich nicht beherbergen." — Der Landgraf ging beiseit, konnte nicht schlafen. Die ganze Nacht aber arbeitete der Schmied, und, wenn er mit dem großen Hammer das Eisen zusammenschlug, sprach er bei jedem Schlag: „Landgraf, werde hart, Landgraf, werde hart, wie dies Eisen," und schalt ihn und sprach weiter: „Du böser, unseliger Herr! was taugst du den armen Leuten zu leben? siehst du nicht, wie deine Räthe das Volk plagen und mähren dir im Munde?" Und erzählte also die liebe, lange Nacht, was die Beamten für Untugend mit den armen Unterthanen übten. Klagten dann die Unterthanen, so wäre niemand, der ihnen Hülf thäte; denn der Herr nähme es nicht an, die Ritterschaft spottete seiner hinterwärts, nannten ihn Landgraf Metz, und hielten ihn gar

unwerth. „Unser Fürst und seine Jäger," sprach er, „treiben die Wölfe in's Garn, und die Amtsleute die rothen Füchse in ihren Beutel." —

Mit solchen und andern Worten redete der Schmied die ganze, lange Nacht zu den Schmiedegesellen; und wenn die Hammerschläge kamen, schalt er den Herrn, und hieß ihn hart werden, wie das Eisen. Das trieb er bis zum Morgen; aber der Landgraf faßte alles zu Ohren und zu Herzen, und ward seit der Zeit hart, scharf und ernsthaftig in seinem Gemüth, begundte die Widerspenstigen zwingen und zum Gehorsam bringen. Das wollten etliche nicht leiden, sondern bunden sich zusammen, und unterstunden sich gegen ihren Herrn zu wehren."

„Als nun Ludwig der Eiserne seiner Ritter einen überzog, der sich gegen ihn verbrochen hatte, sammelten sich die andern, und wolltens nicht leiden. Da kam er zu streiten mit ihnen bei Naumburg an der Saal, bezwang und fing sie zu der Burg; redte seine Nothdurft und strafte sie hart mit den Worten: „euren geleisteten Eid, so ihr geschworen und gelobet, habt ihr böslich gehalten. Nun wollte ich zwar eure Untreu wohl lohnen; wenns ich aber thäte, spräche man vielleicht: „ich tödtete meine eigenen Diener;" sollte ich euch schatzen, spräche man mir auch nicht wohl; und ließe ich euch aber los, so achtet ihr meines Zornes fürder nicht." Da nahm er sie, und führte sie zu Felde, und fand auf dem Acker einen Pflug; darin spannte er der ungehorsamen Edelleute je vier, ahr (riß, ackerte) mit ihnen eine Furche und die Diener hielten den Pflug; er aber trieb mit der Geißel, und hieb, daß sie sich beugten, und auf die Erde fielen. Wenn dann eine Furche geahren war, spannte er vier andere ein, und ahrte also einen ganzen Acker, gleich als mit Pferden, und ließ darnach den Acker mit großen Steinen zeichnen, zu einem ewigen Gedächtniß, Und den Acker machte er frei, dergestalt, daß ein jeder Uebelthäter, wie groß er auch wäre, wenn er darauf käme, daselbst solle frei sein; und wer diese Freiheit brechen würde, sollte den Hals verloren haben; nannte den Acker den Edelacker, führte sie darauf wieder zur Nannburg. (Neuenburg). Da mußten sie ihm auf ein neues schwören und hulden. Darnach war der Landgraf im ganzen Lande gefürchtet; und so die, so im Pflug gezogen hatten, seinen Namen nennen hörten, erseufzeten sie, und schämten sich. Die Geschichte erscholl an allen Enden, in deutschen Landen, und etliche scholten den Herrn darum, und wurden ihm gram: etliche scholten die Beamten, daß sie so untreu gewesen; etliche meinten auch, sie wollten sich eh' haben tödten lassen, denn in den Pflug spannen, etliche auch demüthigten sich gegen ihren Herrn, denen that er gut, und hatte sie lieb. Etliche aber wolltens ihm nicht vergessen, stunden ihm heimlich und öffentlich nach Leib und Leben. Und wenn er solche mit Wahrheit hinterkam, ließ er sie hängen, enthaupten und ertränken, und in den Stöcken sterben. Darum gewann er viel heimliche Neider von ihren Kindern und Freunden, ging derohalben mit seinen Dienern stetig in einem eisernen Panzer, wo er hinging. Darum hieß man ihn den eisernen Landgrafen."

Der Edelacker hat einen Flächeninhalt von 5 Magdeburger Morgen und 38 Quadratruthen; er liegt rechter Hand an dem Wege, der von der Neuenburg nördlich den Windberg hinunter auf die von Freiburg nach Merseburg führende Frankenstraße geht. Daß derselbe mit einer Mauer umgeben gewesen, kann man noch heute deutlich erkennen. Die Steine von der Mauer sind, wie zu Freiburg allgemein bekannt ist, nach und nach heimlich in die Weinberge getragen und Steinbänke davon errichtet worden. Der Acker genoß wirklich in früherer Zeit das Privilegium, daß Verbrecher, die das Leben verwirkt hatten, sobald sie ihn betraten, nicht bestraft wurden.

An die Neuenburg und Freiburg knüpft sich manches Blatt der Thüringischen Geschichte. In den Kämpfen der Söhne Ludwig des Springers mit dem Deutschen Kaiser wurde Stadt und Schloß von den Truppen des Kaisers eingenommen, von Ludwig dem Dritten aber, während der Kaiser in Italien war, wiedererobert. Ludwigs des Dritten Nachfolger im Besitz der Neuenburg und Freiburg war Ludwig, der eiserne Landgraf. Er bewohnte die Neuenburg, wenn auch nicht ununterbrochen, so doch oft auf längere Zeit. Er war bekanntlich der Schwager des Kaisers Friedrich Rothbart, den er auf mehreren seiner Kriegszüge begleitete. Auf der Rückkehr von einem dieser Kriegszüge war es, wo Kaiser Friedrich ihn auf der Neuenburg besuchte und der eiserne Landgraf in einer Nacht die „lebendige Mauer" baute. In den Deutschen Sagen der Gebrüder Grimm wird die Sage (Th. II. S. 333—336) folgendermaßen erzählt:

„Einmal führte der eiserne Landgraf den Kaiser Friedrich Rothbart, seinen Schwager, nach Neuenburg auf's Schloß. Da ward der Kaiser von seiner Schwester freundlich empfangen, und blieb eine Zeitlang bei ihnen. Eines Morgens lustwandelte der Kaiser, besah die Gebäude und ihre Gelegenheit, und kam hinaus auf den Berg, der sich vor den Schloß ausbreitete, und sprach: „Eure Burg behagt mir wohl, ohne, daß sie nicht Mauern hier vor der Kemnate hat, die sollte auch stark und veste sein." Der Landgraf erwiederte: Um die Mauer sorge ich nicht, die kann ich schnell erschaffen, sobald ich ihrer bedarf. Da sprach der Kaiser: „Wie bald kann eine gute Mauer hier umgemacht werden?" — „Näher denn in drei Tagen," antwortete Ludwig. Der Kaiser lachte und sprach: „Da wäre ja Wunder, und, wenn alle Steinmetzen des Deutschen Reiches hier zusammen wären, so möchte das kaum geschehen." — Es war aber an dem, daß der Kaiser zu Tische ging, da bestellte der Landgraf heimlich mit seinen Schreibern und Dienern, daß man von Stund an Boten zu Roß aussandte, zu allen Grafen und Herren in Thüringen und ihnen meldete, daß sie zur Nacht mit wenig Leuten in der besten Rüstung und Geschmuck auf die Burg kämen. Das geschah. Früh Morgens, als der Tag anbrach, richtete Landgraf Ludwig das Volk also an, daß ein jeder auf den Graben um die Burg trat, gewappnet und geschmuckt in Gold, Silber, Sammet, Seide und den Wappenröcken, als man zu streiten ausgeht; und jeder

Graf oder Edelmann hatte seinen Knecht vor ihm, der das Wappen trug, und seinen Knecht hinter ihm, der den Helm trug; so daß man deutlich jedes Wappen und Kleinod erkennen konnte. So standen nun alle Dienstmannen rings um den Graben, hielten bloße Schwerter und Aexte in Händen, und, wo ein Mauerthurm stehen sollte, da stand ein Freiherr oder ein Graf mit dem Banner. Als Ludwig alles dies stillschweigend bestellt hatte, ging er zu seinem Schwager, und sagte: die Mauer, die er sich gestern gerühmt hätte, zu machen, stehe bereit und fertig. Da sprach Friedrich. „Ihr täuschet mich". — Und segnete sich, wenn er es etwa mit der schwarzen Kunst zuwegen gebracht haben möchte. Und als er auswendig zu dem Graben trat, und soviel Schmuck und Pracht erblickte, sagte er; „Nun habe ich köstlicher, edler, theurer und besserer Mauer seit meines Lebens noch nicht gesehen; das will ich Gott und Euch bekennen, lieber Schwäher. Habt immer Dank, daß ihr mir solche gezeigt habt."

Ludwig dem Eisernen folgte in der Regierung sein ältester Sohn Ludwig, als Landgraf der Dritte, in der Familie jedoch der Fünfte, mit dem Beinamen aber der Fromme oder der Milde. An ihn kam auch mit der Stadt Freiburg die Neuenburg, welche sein Bruder Herrmann zu seiner Residenz erwählte, während Ludwig der Fünfte auf der Wartburg residirte. Ludwig der Fünfte starb bekanntlich auf einem Kreuzzuge im gelobten Lande auf der Insel Cypern ebenso wie sein Oheim, der Kaiser Friedrich Barbarossa, Landgraf Hermann war sein einziger Erbe und zog nun nach der Wartburg. Es war derselbe Landgraf Hermann, unter dessen Regierung der Dichterwettstreit, der sogenannte Sängerkrieg auf der Wartburg stattfand. Sein zweiter Sohn Ludwig der Sechste, als Landgraf Ludwig IV., der den Beinamen des heiligen erhält, wohnte wiederum auf der Neuenburg. Nach der Meinung von Vulpius soll er, und nicht Ludwig der Springer, der Erbauer der Kapelle auf der Neuenburg sein. Ludwig der Heilige schätzte den Besitz der Neuenburg sehr hoch. Dorthin berief er seine Landstände, dort besuchte ihn seine Schwester Jutta und sein Schwager, der Graf Poppo der Dreizehnte von Henneberg, dort mußten ihm auch, als Vormund des unmündigen Markgrafen von Meißen, die Meißnischen Edelleute Gehorsam geloben, nachdem er sie im Kampfe unterworfen hatte. Als ihm einer seiner Ritter wegen der zu großen Freigebigkeit seiner Gemahlin Elisabeth Vorwürfe machte, erwiederte er ihm: „Lasset Mir meine liebe Elisabeth den armen Menschen nur Gutes thun. Was sie um Gotteswillen den armen Menschen zu Gute thut, da sage Niemand was darwieder, wenn sie nur Wartburg, Eisenach und Neuenburg nicht verschenkt." Nach seinem Tode zu Otranto im gelobten Lande, wohnte seines Vaters Bruder, der Landgraf Heinrich Raspe auf der Neuenburg. Heinrich Raspe starb kinderlos; er wurde mit Helm und Schild begraben; denn mit ihm erlosch der Stamm der Thüringischen Landgrafen, die ihren Ursprung von Kaiser Karl dem Großen ableiteten.

Nach dem Aussterben der Thüringischen Landgrafen hörte die Neuenburg auf, das Residenzschloß der über Thüringen herrschenden Fürsten zu sein, und im Laufe der Zeit verminderte sich deshalb das Ansehen dieser Burg. Nach der Beendigung der blutigen Erbstreitigkeiten, welche endlich Thüringen von Hessen löſten, Meißen mit Thüringen vereinigten, und so die Thüringische Selbstständigkeit beendigten, fielen Neuenburg und Freiburg an den Markgrafen von Meißen, der bekanntlich seine Länder unter seine beiden Söhne, Albrecht der Unartige und Dietrich theilte. Während des Streites und der Kämpfe Albrechts mit seinen Söhnen Friedrich mit der gebissenen Wange und Diezmann verpfändete Albrecht die Neuenburg und Freiburg an den Bischof von Merseburg und verkaufte sie später mit dem ganzen Thüringischen Lande an den Kaiser Adolf von Nassau. Friedrich willigte indeß nicht in diesen Verkauf, sondern besetzte Stadt und Schloß, welches von den kaiserlichen Truppen belagert wurde. Freiburg wurde mit Sturm genommen, geplündert und verbrannt. Dasselbe Schicksal hatte die Neuenburg, als sie durch Verrätherei einiger Freiburger Bürger den kaiserlichen Heerhaufen in die Hände fiel. Landgraf Friedrich war indeß ein tapferer Herr. Er verlor den Muth nicht, schlug das Heer des Kaisers aus dem Lande, und es gelang ihm, vom Kaiser Heinrich den Siebenten in den Besitz der Landgrafschaft Thüringen und der Markgrafschaft Meißen von Neuem bestätigt zu werden. So kam auch die Neuenburg und Feiburg wieder an sein Haus, und er baute Stadt und Schloß von Neuem auf.

Nach Friedrichs Tode fand zwischen seinen Erben eine Erbtheilung statt, in welcher die Neuenburg und die Stadt Freiburg an die drei Söhne seines Sohnes Wilhelm fielen, eine neue Theilung brachte Schloß und Stadt in den Besitz Wilhelms des Reichen. Unter seinen Nachfolgern fanden neue Theilungen und neue Erbfolgen statt, und Neuenburg und Freiburg gehörten nach einander dem Herzog Wilhelm dem Tapfern, von dem es in der Geschichte heißt: „Wenn Herzog Wilhelm seine Sporen anlegt und über den Hof zu Weimar geht, so hört man ihn durch ganz Thüringen,“ welcher zuweilen auf der Neuenburg wohnte und sich die Verbesserung des Schlosses sehr angelegen sein ließ, den Prinzen Ernst und Albrecht, an denen, als sie noch Kinder waren, in der Nacht vom 7. zum 8. Juli 1455, auf dem Schloße zu Altenburg der Prinzenraub verübt wurde, Georg dem Bärtigen, der während des Bauerkrieges auf der Neuenburg wohnte, Heinrich dem Frommen und dem Herzoge Moritz, welcher 1548 Churfürst von Sachsen wurde und in der Schlacht bei Sievershausen fiel.

Dem Churfürsten Moritz folgte sein Bruder August, der seine Residenz nach Weißenfels verlegt hatte, die Neuenburg mehrmals besuchte und zur Erhaltung und Verschönerung derselben viel beitrug.

Während des dreißigjährigen Krieges war der Churfürst Johann Georg I. Besitzer der Neuenburg und der Stadt Freiburg. Die Tillischen Truppen

nahmen am 27. August 1631 Freiburg ein und verwüsteten und plünderten die Stadt in der den Tillyschen Schaaren gewöhnlichen schrecklichen Weise. Weitere Brandschatzungen fanden im Jahre 1632 und 1636 Seitens der Schweden statt, und der Friede zu Osnabrück und Münster war den Freiburger Bürgern gewiß ein ebenso ersehnter Moment, wie irgendwo im Deutschen Reiche.

Mit dem Tode des Churfürsten Johann Georg I. beginnt für die Neuenburg abermals eine glänzende Periode, denn von da ab kam sie an die Herzöge von Sachsen-Weißenfels und Querfurth, und wurde von diesen als herzogliches Lust- und Jagdschloß sehr in Ehren gehalten. Den tiefen Brunnen hat auf der Neuenburg, um den Mangel an trinkbaren Quellwasser zu begegnen, der Herzog August, der Coadjutor des Erzbischofs Magdeburg war, erbauen lassen. Besonders oft hielt sich, um den Vergnügungen der Hirschjagd nachzugehn, der Herzog Christian von Weißenfels, auf der Neuenburg auf.

Die Statue auf dem Freiburger Markte ist seine Statue. Er hatte sie bereits bei seinen Lebzeiten auf dem Freiburger Schloß schon aufstellen lassen. Nach seinem Tode wurde sie von seinem Nachfolger mit vielen andern Dingen öffentlich verkauft und von einem Bürger der Stadt Freiburg mit 2 Thlr. 20 Sgr. erstanden. Sie wurde neu vergoldet und Seitens des Magistrats und der Bürgerschaft auf dem Markte feierlichst aufgestellt. Nach dem Tode des letzten Herzogs von Sachsen-Weißenfels fielen sämmtliche Lande dem Churhause anheim, also auch Schloß, Stadt und Amt Freiburg. Damals regierte in Sachsen Friedrich August II., als König von Polen August III. genannt.

Durch die am 18. Mai 1815 abgeschlossenen und am 21. Mai ratificirten Wiener Friedenstractate fielen Freiburg, Stadt und Schloß, bekanntlich an Preußen, und wurden zu dem Regierungsbezirke Merseburg geschlagen. Auf der Neuenburg befindet sich jetzt ein königliches Rentamt, das ursprüngliche Schloß bewohnt jetzt der Beamte des Rentamts, der Rentmeister.

Die Stadt Freiburg liegt auf dem linken Unstrutufer, und zählt 3200 Einwohner, welche vom Handel, Ackerbau und Weinbau leben. Die Stadt umgibt eine alte Ringmauer, auf welcher an den Ecken und an mehreren andern Punkten starke Thürme erbaut sind, welche größtentheils der Zeit Trotz geboten haben. An zwei Thoren stehen hohe, viereckige Thürme, welche ursprünglich zur besondern Vertheidigung dieser Ausgänge dienten. Die Vorstädte sind erst nach dem dreißigjährigen Kriege entstanden. Das Innere der Stadt ist, der Marktplatz mit dem Rathhause, die Straßen und Gassen sind ziemlich regelmäßig gebaut. Die Stadtkirche, die Kirche zu St. Anna genannt, ist eins der bemerkenswerthesten Denkmale der altdeutschen Baukunst. Die verschiedenen Theile, aus denen sie besteht, sind in verschiedenen Zeitaltern aufgeführt.

Das Innere dieser Kirche entspricht ihrem Aeußern durchaus nicht, es ist

kalt und leer. Ueberall sind die Gesimse, Pfeiler, Postamente, Säulen und Kapitäler weggebrochen. Die Eindrücke der alterthümlichen großen Formen sind dadurch ganz geschwächt worden. Offenbar entstellt wird die Kirche aber durch das geschmacklose Orgelchor und durch die ebenso geschmacklosen Emporkirchen und Weiberstühle. Das Taufbecken ist merkwürdig wegen seiner Figuren und Buchstaben, welche noch nicht enträthselt sind.

Am südöstlichen Ende der Stadt in der Schloßgasse steht das Jahnsche Haus, welches zu Ende der dreißiger Jahre der bekannte Professor Dr. Friedrich Ludwig Jahn erbaute. Geboren im Jahre 1778 zu Lenz in der Prießnitz, Sohn des dortigen Predigers, studirte er in Halle Theologie, und kam dann zuerst als Hauslehrer, darauf als Lehrer an einem Privatinstitut nach Berlin. Er wurde dort bekanntlich der Begründer der Turnkunst in Deutschland. Im Jahre 1811 errichtete er die erste Turnanstalt in der Hasenhaide, wo er die bisherigen Grundsätze der Gymnastik ausbildete. Politische Agitation gegen die französische Herrschaft war neben der Ausbildung des Körpers der Hauptzweck dieser Anstalt. Als nun die französische Armee durch die Flammen von Moskau und den Russischen Winter vernichtet war, und sich das Deutsche Volk zum Kampfe erhob, trat auch Jahn mit seinen Turnern unter die Lützowschen Jäger ein, und wurde Führer des dritten Bataillons derselben. Nach dem zweiten Pariser Frieden wurden die Turnübungen von Neuem begonnen, Jahn wurde zum öffentlichen Turnlehrer in Berlin ernannt, und schnell breitete sich das Turnen durch ihn und seine Schüler auf den Deutschen Universitäten und Schulen aus. Als die Reaction in Deutschland im Jahre 1819 die Turnplätze schloß, wurde auch Jahn, der eben einen Ruf als Professor nach Greifswalde annehmen wollte, der Demagogie verdächtigt, zur Untersuchung gezogen und verhaftet. Er war zuerst in Spandau, dann in Küstrin und später in Kolberg inhaftirt. Im Jahre 1825 wurde er durch das Oberlandesgericht zu Frankfurt a. d. Oder freigesprochen, und lebte seit dieser Zeit theils in Kölleda, theils in Freiburg, wo er das gedachte Haus erbaute, in dem er auch gestorben ist. Jahns Verdienste um die Wiederbelebung und die Begründung der Turnkunst in Deutschland sind nicht zu verkennen, mag man nun seine politische Richtung beurtheilen, wie man will. Als Mitglied des Deutschen Parlaments zu Frankfurt bekannte er sich endlich zu den Grundsätzen der äußersten Rechten, und gerieth mit seinen frühern politischen Ueberzeugungen, wenn dieselben überhaupt jemals bei ihm zur Klarheit gekommen sind, in vollständigen Widerspruch. Seine Wähler und das Volk hatten eine andere Wirksamkeit von ihm erwartet. Die politische Bildung eines Volkes steht nicht still, sondern sie schreitet fort, sowie das Volk überhaupt in seiner ganzen Lebens- und nationalen Entwicklung fortschreitet. Dies hatte Jahn nicht begriffen, und darum befand er sich, einst verfolgt und gefeiert, in den Jahren 1848 und 1849 mitten in der Reaction — und wurde mit seiner abgestorbenen Deutschthümelei und seinen Franzosenhaß lächerlich.

Sowie die Jahre in fortschreitender Entwickelung des nationalen und politischen Lebens der Völker das Erbe der Vergangenen antreten, so ist es Jahn auch mit seinem materiellen Eigenthum ergangen. Besitzer des Jahnschen Hauses ist jetzt ein Mann, dessen Ideen und poltische Ueberzeugungen mit denen Jahns ebensowenig Aehnlichkeit haben, wie das Jahrzehent von 1848 bis 1858 mit dem Jahrzehent von 1815 bis 1825. Gustav Rawald, der bekannte politische Agitator aus Halle, der Gefangene von Magdeburg und Silberberg, bewohnt jetzt das Haus, wo vor wenigen Jahren der conservativ-constitutionell monarchische Jahn sein langes Leben beendete, welches er zehn Jahre früher hätte beschließen sollen. Die früher kleinen und engen Zimmer sind geschmackvolle Salons geworden und der früher Jahnsche Küchengarten hat sich in eine blumengeschmückte Terrasse verwandelt, zu deren Füßen sich das grüne Unstrutthal, von Weinbergen begränzt, von den alten Schlössern Zscheiplitz und der Neuenburg überragt, und von der Unstrut durchrauscht, ausdehnt. In den Räumen, wo ehemals Jahn von dem Wiederaufstehen Kaiser Friedrich Barbarossas träumte, werden jetzt die großen Principien der neuen Zeit verhandelt. Rawald beschäftigt sich dort mit industriellen Zwecken, mit der Gründung und Errichtung der neuen Champagnerfabrick, welche sich drüben auf dem Bergrücken der Schwaigenberge erhebt und das alte Schloß der Landgrafen von Thüringen anschaut, eine Fabrik, welche für Freiburg und das Unstrutthal von großer Bedeutung sein wird, und der bekannte Chemiker, Dr. Döbereiner, fabrizirt dort das Wasserglas, jene weitgreifende Erfindung von Fuchs, welche wie so manches, was Döbereiners berühmter Vater erfand, die Deutschen vergessen und verträumt haben, damit es, wie so Vieles, in Frankreich zu seiner Bedeutung komme. Der alte Jahn, wenn er aus seinem Grabe auf dem Freiburger stillen Friedhofe aufstehen könnte, würde ebenso verwundert die Menschen und ihre Ideen anstaunen, welche Besitz von seinem Hause genommen haben, wie das Deutsche Volk über ihn erstaunte, wie er in der Paulskirche zu Frankfurt vom Deutschen Kaiserthum im Styl seiner vergessenen Schriften fabelte.

Eine Stunde von Freiburg in westlicher Richtung in derselben Höhe, wie die Neuenburg, liegt das Rittergut Zscheiplitz auf terrassenförmigem Berge, von dem man eine schöne Aussicht auf Freiburg, Naumburg, das Unstrutthal, auf Balgstädt und das Hasselthal genießt. Es führt dorthin ein hübscher bequemer Fußweg zwischen der Unstrut und den Weinbergen des Schwaigenberges, nur der letzte Aufstieg ist etwas unbequem. Wir erwähnen der Besitzung indeß nicht sowohl der malerischen Aussicht halber, als besonders der historischen Reminiscenzen wegen, welche sich an die alten Mauern des Schlosses knüpfen. Zscheiplitz war nämlich zu Ludwig des Springers Zeiten die geschichtlich bekannte Weißenburg und gehörte damals dem Pfalzgrafen Friedrich III. von Sachsen aus dem Hause Goseck. Der Pfalzgraf wohnte mit seiner schönen Gemahlin Adelheid auf dem Schlosse und

wurde nicht weit von demselben in einem Gehölz, die Reißen genannt, nach der Straße von Querfurt zu belegen, erschlagen. Dort steht noch heute, zur Bezeichnung der Todesstätte, ein Denkstein. Als Mörder des Pfalzgrafen Friedrich bezeichnet die Sage den Landgrafen Ludwig den Springer.

Wenn man diese Sage übrigens mit der Fackel der Kritik beleuchtet, so wird ihre Wahrheit sehr zweifelhaft, obschon sie im Volksleben zu einer fast unzweifelhaften Thatsache geworden ist. Das Chron. Gozec. weiß nichts davon, als daß Ludwig Adelheid geheirathet habe, die Umstände von Friedrichs Tode erzählt es ganz anders und nennt als seine Mörder die Brüder von Dedenleibe und Reinhard von Rinestide. Die Inschrift der Kirche zu Sangerhausen: „Suscipe, sancte, domine, quam vinctus compedi vovi" beweist auch nichts für die Wahrheit obiger Erzählung, denn diese Kirche wurde bereits vor dem Tode Friedrichs III. erbaut. Der Sprung vom Giebichenstein in die Saale ist an und für sich, bei der großen Entfernung des Schlosses vom Flusse, für Jeden, der den Ort kennt, eine Unmöglichkeit. Aber noch eine Täuschung muß ich hartherzig vernichten, wenn ich auch mancher jungen Dame, welche das Schloß Zscheiplitz besucht, damit wehe thue. Die beiden großen Oelgemälde, welche man im Saale des Schlosses zeigt, sind nicht die Portraits des Pfalzgrafen und der schönen Adelheid — die Französische Tracht beider Personen sollte schon Jeden stutzig machen, abgesehen davon, daß die Abstammung beider Bilder aus einer bekannten Gemäldesammlung erwiesen ist —, sondern die Portraits des Prinzen Johann Adolf von Sachsen-Weißenfels und seiner zweiten Frau, Fräulein Christiane Wilhelmine von Bünau. Auch rief mit dem langen Sprachrohr von Blech niemals Adelheid ihrem Geliebten, dem Landgrafen Ludwig auf der Neuenburg zu, Herr von Tettenborn, der jetzt Zscheiplitz bewohnt, redet nur durch dasselbe zu seinen Knechten, wenn sie auf den Wiesen mehr lungernd in das Weite starren, als sich um ihre Feldarbeit bekümmern.

Groß-Jena, ein kleines Dorf und ein stattliches Rittergut, auf dem linken Ufer der Unstrut, ist eine halbe Stunde von Freiburg und eine Stunde von Naumburg entfernt, und bietet in mehrfacher Beziehung ein historisches Interesse. Der Ort ist uralt. Lange Zeit vor Einführung des Christenthums war er unzweifelhaft bereits angebaut und nicht ohne Bedeutung. Den Beweis für diese Behauptung liefern die in Menge hier vorkommenden Begräbnißüberreste aus vorchristlicher Zeit, welche man noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts besonders an dem sogenannten Todtenhügel hier vorfand, Urnen mit Aschen- und Knochenresten, Waffenstücke, Armringe, Handringe und allerlei Geräthschaften von Bronze und Eisen, ganze Skelette mit Armringen und verschiedenem Schmuck. Die gefundenen Todtenurnen zeichneten sich oft durch höchst geschmackvolle Form, saubere Arbeit und Feinheit der Masse aus. Von jener Zeit ist übrigens nichts übrig geblieben, wie diese stillen, ewig stummen Denkmäler. Die beurkundeten Nachrichten über Groß-Jena reichen

nur bis zum neunten Jahrhundert hinauf. Damals gehörte der Ort in der Eigenschaft einer Stadt zu den Edelgütern des Thüringischen Markgrafen Eckard I., und zwar als dessen Stammsitz. Ihre Burg lag auf der Anhöhe zunächst dem Dorfe Groß=Jena, welche noch jetzt den Namen Hausberg führt. Markgraf Eckard I. hatte hochstrebende Pläne. Er strebte nach der Deutschen Königskrone. Er wollte deshalb, um seinem Hause mehr Glanz zu verleihen, seinen Stammsitz von Groß=Jena fort verlegen und erwählte sich zu dem Bau einer neuen und großen Burg den Platz, wo jetzt das Obergerichtsgebäude zu Naumburg steht. So wurde er der Stifter der Stadt Naumburg, welche von seiner neuen Burg den Namen erhalten hat, und gründete das St. Georgen=kloster, welches er zum Begräbnißort seiner Familie bestimmte. Im Jahr 1002 wurde er zu Pölde von seinen Söhnen ermordet und im St. Georgenkloster begraben.

Herrmann und Eckard II., Eckards I. Söhne, vollendeten den Bau des Klosters St. Georg, und veranlaßten die Verlegung des Zeitzer Bisthums nach Naumburg, was die Ursache des allmähligen Verfalls und des gänzlichen Unterganges der alten Stadt Groß=Jena wurde. Der Bischof Cadalus ließ sich nämlich angelegen sein, den neuen Bischoffitz auf jede Weise zu heben und in Flor zu bringen. Zu dem Ende erließ er eine Bekanntmachung des Inhalts, daß allen denjenigen Handel= und Gewerbtreibenden zu Jena, die sich nach Naumburg wenden würden, Befreiung von allen Abgaben und bei ihrem auswärtigen Verkehr alle möglichen Begünstigungen zu Theil werden sollten. So ging die Stadt Jena ihrem gänzlichen Untergange entgegen. Burg und Kloster verfielen mit dem Hinwegziehen der Herrschaft. Mit dem Tode Herrmanns und Eckards II., welche ohne männliche Erben starben, fiel der Stammsitz Groß=Jena an ihre Schwester Mechthildis, Gemahlin Dietrichs II., Grafen zu Wettin. Bei diesem Hause blieb die Besitzung bis zum Jahre 1271, wo Markgraf Dietrich zu Meißen dieselbe dem Kloster St. Georgen zueignete. Der letzte Abt des Kosters Groß=Jena war Thomas Hebenstreit, nach dessen Ableben Kurfürst August im Jahr 1548 damit seinen Oberhofmeister Hans von Willrecht belieh. Durch Kauf ging später das Gut an Hans von Sondersleben, dann an Sixtus Braun, Bürgermeister von Naumburg, und später, im Jahre 1720, an die Familie von Streitwitz über.

Zwei Stunden von Freiburg erhebt sich an dem linken Saaleufer auf einem Felsenvorsprunge, der Ruine des Schlosses Schönburg am andern Ufer gegenüber, das alte Schloß Goseck, jetzt dem Grafen von Zech=Burkersrode gehörig. Es führt von Freiburg ein bequemer Fußweg über den Schloßberg und Podelitz dorthin, der wegen der Aussicht in das Unstrutthal dem durch das Thal führenden Fußwege vorzuziehen ist. Von der sehr geschmackvoll arrangirten Terrasse des Schlosses hat man eine schöne Aussicht auf das Saalethal, deren landschaftlicher Charakter fast derselbe ist, wie der des Bildes, welches sich vor dem auf der Dornburger Terrasse Stehenden aufrollt.

In der Domkirche von Goseck war bis vor wenig Jahren in der Decke ein Gemälde angebracht, welches sich jetzt in der Schloßkirche befindet und aus der Blüthezeit der Deutschen Schule stammt. Das Bild ist ganz wohl erhalten und stellt eine Hinrichtung dar. Ein schönes Mädchen erwartet in knieender Stellung den Todesstreich. Der neben ihr stehende Mann hat das Schwert hoch erhoben. Im Hintergrund sieht man einige Männer, unter ihnen einen hochbejahrten Greis, der großen Antheil an der Handlung zu nehmen scheint, neben ihm, zu seiner Linken Jemanden, der ihm zuzusprechen scheint, der Dritte ist bewaffnet und legt die Hand an's Schwert. Zeichnung, Stellungen, Colorit dieses vortrefflichen Gemäldes sind aus der Schule von Lucas Cranach, obschon der Maler des Bildes wohl schwer zu ermitteln sein dürfte. Eine wichtigere Frage ist jedensfalls die: „Was stellt das Bild dar?“ Sturm meint: Die Opferung der Tochter des Jephtha.*) Lepsius hält es für die Darstellung einer christlichen Legende, nämlich für die Tödtung der heiligen Barbara durch ihren Vater Dioscorus. Die Entscheidung ist sehr zweifelhaft; denn die Gründe, welche Lepsius für seine Meinung anführt, sind sehr schwach. Möge der Beschauer selbst entscheiden. Von der heiligen Barbara lautet die Legende also: „Sie war die Tochter eines vornehmen Römers, Namens Dioscorus, und neigte sich in früher Jugend schon zum Christenthum hin. Um sie davon ab und zur Anbetung der Götter zurückzuführen, versuchte der Vater alle Zwangsmittel, doch erfolglos. Sie blieb bei allen Mißhandlungen, die sie erdulden mußte, standhaft, worüber ihr Vater sich so sehr erzürnte, daß er sie vor den Richter schleppte, und nachdem das Todesurtheil über sie ausgesprochen, dieses mit dem Schwerte selbst an ihr vollzog.

Goseck ist wahrscheinlich von dem Pfalzgrafen Friedrich dem Dritten zu Sachsen erbaut worden. Er bewohnte dasselbe, bis er nach der Weissenburg im Unstrutthal zog, und machte dann aus dem Schlosse, welches bis dahin Pantzig hieß, ein Benedictinerkloster, welches er Gotteseck nannte, woraus später Goseck wurde. Der Pfalzgraf Friedrich starb eines gewaltsamen Todes, wenn es auch mehr als zweifelhaft ist, daß Ludwig der Springer der Urheber desselben gewesen. Die über diesen Vorfall in die Welt gegangene Sage, so verbreitet sie auch ist, hält vor der Kritik nicht Stich. Seine Wittwe ließ den Leib ihres getödteten Mannes in Goseck in dem dortigen Erbbegräbniß beisetzen.

Wenn man das Unstrutthat von Freiburg aufwärts wandert, berührt man, über Balchstädt gehend, zuerst die kleine Stadt Laucha, ein ziemlich gut gebautes, sonst unbedeutendes Städtchen mit einem alten Rathhause und einer großen alten Kirche. Eine Stunde hinter Laucha erweitert sich das

*) Goseck und seine Umgebungen von C. A. Sturm. Naumburg, 1844.

Thal zu einem grünen Kessel, aus dem sich, von Gesträuch und Gebüsch umgrünt, ein Hügel erhebt, von dem ein stattliches Schloß herabschaut. Es ist Burgscheidungen, einst Thüringens Troja, jetzt Besitzthum der gräflich von der Schulenburgischen Familie, welches der bekannte General Graf von der Schulenburg in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erbaute und im Geschmack jener Zeit ausschmückte. Die Rückseite des Schlosses ist von einer langen, wohlgepflegten Terrasse umgeben, von deren Höhe man eine schöne Aussicht über das Unstrutthal, sowohl aufwärts wie abwärts hat. Die schöne und prächtige Fronte des Schlosses liegt nach dem terrassenförmig, nicht großem, aber geschmackvoll angelegten und schattigen Parke zu. Nach Attilas Tode in der großen Hunnenschlacht schüttelten die Thüringer das fremde Joch wieder ab und zum zweitenmal sah die Weltgeschichte ein Königreich Thüringen. Dem Könige Basinus folgte sein Sohn Irminfried, der die Tochter des großen Ostgothenkönigs Dietrich von Bern, heirathete. Mit Hülfe des Ostgothenkönigs, seines Schwiegervaters, erschlug er seine Brüder, aber Theodorich nahm das Erbe für sich in Anspruch und rief, als Irminfried sich weigerte, die Sachsen und seinen Bruder, den Frankenkönig Chlotar, zur Hülfe. In der Nacht vom 1. auf den 2. October 524 wurde Burgscheidungen von den Sachsen erobert und verbrannt, und die ganze Besatzung und mit ihr die Königin Amalberga, welche sich in dem Schlosse befand, getödtet. Nach einigen Chronikenschreibern fand auch Irminfried in den Flammen seiner letzten Veste seinen Tod, nach andern war er schon vorher in der Veste Zülpich im Jülicher Lande von einem seiner Diener ermordet worden.

Will man nicht über Laucha und Burgscheidungen nach Nebra gehen, so kann man auch einen Weg über die Höhen, welche die linke Thalwand des Unstrutthals bilden, über die Orte Mönchenrode, Karsdorf nach Nebra einschlagen. Man läßt alsdann Gleina links liegen, und hat auf dem ganzen Wege einen Ueberblick über das Thal. In Reinsdorf, welches man berührt, wenn man nicht direct von Karsdorf nach Nebra geht, sondern erst zu dem Schlosse der Schulenburgischen Familie, zu der Vitzenburg hinaufsteigt, steht eine uralte Klosterkirche, im Byzantinischen Kreuzstyl erbaut. Auf diesem Wege erhält man in der Gemeindeschenke zu Karsdorf ein gutes Mittagessen. Nebra ist ein am Abhange der rechten Thalwand des Unstrutthals schön gelegener Ort, mit den Trümmern eines alten Schlosses. Der goldene Anker ist ein gutes Wirthshaus. Der Weg von Nebra nach Memleben führt entweder am Fuße der Steinbrüche vorüber oder über die Höhe der rechten Thalwand des Unstrutthales, von der man einen schönen Rückblick auf die Häuser von Nebra, auf das Schloß Vitzenburg und auf den untern Theil des Thales hat. Dann steigt man zu den Ufern des Flusses hernieder, und erreicht in zwei Stunden, zuerst durch einen Laubwald, dann über fruchtbare Wiesen



gez. v. O. Wagner. gest. v. J. Appleton.

MEMLEBEN.

und Aecker wandernd, das große Dorf Memleben. Nichts verräth in der Ferne das Dasein der imposanten Ruine. Ein Kirchthurm aus neuerer Zeit ragt über Scheunen, vielen Häusern und über Getreidefelder empor. Memleben ist ein classischer Ort in der deutschen Geschichte. Hier war es, wo die deutschen Reichsfürsten dem Herzog Heinrich von Sachsen die deutsche Königskrone anboten und ihn am Vogelheerde beschäftigt fanden. Die fromme Mathilde, seine Gemahlin, gründete hier ein Benedictiner Nonnenkloster. In der Krypta der alten Klosterkirche fand der große und tapfere Fürst seine Ruhestätte. Auch sein Sohn, Kaiser Otto der Erste, weilte häufig hier. Als er im Jahre 973 nach Merseburg zum Reichstage ziehen wollte, beging er in Memleben das Pfingstfest. Nach der Messe erkrankte er und starb am Pfingstdienstage. Kaiser Otto der Zweite erhob das Kloster zur Abtei. Auch sein Lieblingsaufenthalt war Memleben.

Rechts von der Straße, auf welcher man in das Dorf eintritt, liegen die Ruinen der alten Klostermauern und der Klosterkirche zwischen den Gartengebüschen und den Oekonomiegebäuden eines Pachthofes versteckt. Durch ein hohes und weites Thor tritt man in einen großen Hof, welcher noch an einzelnen Stellen von Trümmern der Klostermauern umgeben ist. Durch einen Flügel des Oekonomiegebäudes führt der Gärtner desselben den Wanderer in einen kleinern Hof, noch einige Schritte, und staunend steht er im Schiffe der Klosterkirche zwischen den wohlerhaltenen, mächtigen Säulenreihen, deren Dach jetzt das Blau des Himmels ist. Die grünen Wipfel der Bäume und rothe Dächer schauen über die hohen Pfeilerbogen hinein, und Moos und Gesträuch bedeckt die Steinplatten des Bodens. Der Stein, aus dem diese Säulen, diese Bogen und diese Kapitäler erbaut sind, hat sich wunderbar gut erhalten. Zwischen den Pfeilern zeichnen sich die wenigstens in ihren Conturen noch ganz deutlich zu erkennenden Freskobilder der Ottonen und ihrer Gemahlinnen auf den Steinen ab, hier Heinrich der Erste, ihm gegenüber seine Gemahlin Mathilde, dort Otto der Große, gegenüber seine Gemahlin Editha, dann Otto der Zweite, gegenüber seine Gemahlin Theophania. Die Gesichter sind ernst, die Männer in der Rüstung mit Schwert und Schild, die Frauen in der Tracht der damaligen Zeit, Alle mit der Krone auf dem Haupte. Wenn man die Bilder mit Wasser besprengt, treten sie noch deutlicher hervor; indessen ist dies seit mehreren Jahren untersagt, weil die fast ganz schon verblichenen Farben dadurch nur noch mehr leiden würden. Das Chor der Kirche ist durch die Steinplatten, womit jetzt der Fußboden desselben zur Erhaltung der darunter befindlichen Krypta bedeckt ist, etwas entstellt. Ein schmaler, kurzer, dunkler Gang und einige Stufen führen in die unter dem frühern Hochaltar befindliche kleine unterirdische Kirche, zu der Krypta. Auch diese ist wohl erhalten. Die Verzierungen an den Säulenkapitälern, welche verschieden sind und einige Bilder verschiedener Vögel darstellen, sind noch ganz

deutlich zu erkennen. Die Fenster von gemalten Glase sind natürlich neueren Ursprunges.

Der Weg von Memleben nach Roßleben ist ziemlich reizlos. Er führt meist immer an den Ufern der Unstrut entlang. Auf dem halben Wege, eine halbe Stunde von Memleben ragen am andern Ufer der Unstrut auf einem Hügel die Trümmer des Schlosses Wendelstein auf, ein mächtiger schiefstehender Thurm erhebt sich an der nach dem Ufer der Unstrut steil abfallenden Felswand. Einst war der Wendelstein eine starke und stattliche Veste. Ueber die Zeit ihrer Erbauung und über ihre frühere Geschichte fehlen uns alle urkundliche Nachrichten. Nach den Mauertrümmern zu schließen, muß der Umfang der Veste ein bedeutender gewesen sein. Im dreißigjährigen Kriege wurde das Schloß von den Schwedischen Generalen Wrangel und Königsmark belagert und niedergebrannt. Jetzt sind zwischen den alten Mauern große Oekonomiegebäude erbaut. Uebrigens erscheint die Burg in der Nähe nichts weniger, als schön. Roßleben ist nur eine halbe Stunde von hier entfernt, ein großes Dorf mitten in einer weiten und fruchtbaren Ebene, zu der das Unstrutthal sich hier erweitert. Es ist hier eine berühmte Klosterschule, welche dreißig Freistellen und dreißig Koststellen hat. Ehemals war in Roßleben ein reich dotirtes Augustiner Nonnenkloster, welches im zwölften Jahrhundert gestiftet wurde. Das Kloster wurde im Bauernkriege verbrannt und zerstört, und von dem Besitzer des Klosterguts, Heinrich von Witzleben, später zeitgemäß in einer der sächsischen Fürstenschulen ähnliche Gelehrtenschule umgewandelt. Noch zweimal wurde dieselbe verheert, einmal durch die Verwüstungen des Krieges und durch eine in Roßleben ausgebrochene pestartige Krankheit, hernach durch die Flammen eines Brandes, welche den größten Theil des Dorfes, die Schulgebäude, die Kirche, die Bibliothek und das Archiv verzehrten. Jedesmal erhob sich indeß die Schule, wie ein Phönix aus der Asche, größer, schöner und bedeutender. Sie erlangte einen hohen Grad der Berühmtheit, und bedeutende Männer, wie der Mineralog Voigt, der Geolog von Trebra, Ernesti und von Thümmel empfingen hier in ihrer Jugend eine klassische Bildung. In der Schule befindet sich eine Sammlung deutscher Alterthümer, Urnen und Funde aus in der Umgegend entdeckten germanischen Gräbern, welche manche werthvolle und merkwürdige Gegenstände enthält.

Der gerade Weg von Roßleben nach Artern und zum Kyffhäuser geht über die Dörfer Schönewerda und Kalbsrieth, wo sich die Helme in die Unstrut ergießt. Zur linken Hand erblickt man auf einem Bergrücken die Trümmer der beiden Sachsenburgen, Alt-Sachsenburg und die neue Sachsenburg. Beide Vesten sollen von den Sachsen im Jahre 524 oder 525 nach Christi Geburt erbaut worden sein. Sie hatten dem Frankenkönige in seinem Feldzuge wider den letzten Thüringischen König, Hermannfried, Hülfe geleistet, und als Belohnung wies er ihnen einen Strich Landes zwischen dem Harz und der Unstrut als Wohnsitz an. Zum Schutz ihrer neuen Wohnsitze



Gez. v. Otto Wagner. Gest. v. Varrall.

DER KIFFHÄUSER.

bauten sie Sondershausen und die Sachsenburgen. Johann Bange erzählt in seiner Thüringischen Chronik über die Sachsenburgen Folgendes: Als der letzte thüringische König Hermannfried in der Festung Zülch oder Züllpich im Jülicher Lande von seinem ungetreuen Diener, Heringen, auf Anstiften Theodorichs ermordet wurde, haben die Sachsen das hohe Schloß auf dem Finischen Gebirge, die Sachsenburg und andere Festungen im Thüringerlande erbaut. Die Sachsenburg gaben sie dem Ritter Hacken als Lehn, der ihnen den Rath gegeben hatte, daß sie bei Nacht die Burg Scheidungen, die letzte Veste des Thüringischen Königs Hermannfried erstürmen, und erobern sollten. Dies geschah und in der Nacht vom 1. auf den 2. October des Jahres 524 wurde Burg Scheidungen erobert und verbrannt und die ganze dortige Besatzung niedergehauen. Beide Schlösser wurden späterhin Raubburgen und von Kaiser Rudolf von Habsburg erobert und geschleift.

Die Trümmer der alten Schlösser Kyffhausen und Rothenburg erheben sich zwischen Frankenhausen und Kelbra auf einem hohen, ganz bewaldeten Bergrücken, von dem man einen großen Theil Thüringens und die fruchtbare Ebene der goldenen Aue bis zu den waldbedeckten Höhen des Harzes überblickt. Kommt man von Roßleben über Artern, welches außer seiner Saline nichts Merkwürdiges hat, so ist es gerathen, bis Tilleda zu fahren und von dort auf einem ziemlich bequemen, oft von Stufen unterbrochenen Fußpfade, zu den Trümmern des alten Kyffhäuser Schlosses hinanzusteigen. Mann kann auch von Artern über Frankenhausen, und über das Rathsfeld fahren. Der Fahrweg führt dann zuerst bei der Rothenburg vorüber fast bis auf die Höhe des Berges bis zu einer Granitpyramide, von der ein nicht leicht zu verfehlender Fußweg nach links zu den Trümmerresten des Kyffhäuser führt.

Wer der Erbauer des Schlosses Kyffhäuser gewesen, darüber fehlen uns alle urkundliche Nachrichten. Alte Chronisten erzählen: Drusus, der Stiefsohn des Römischen Kaisers Augustus, habe hier bei seinen Feldzügen im nördlichen Deutschland eine Römermansion erbauen lassen. Andere nennen als Erbauer Julius Cäsar. Thüringische Geschichtsschreiber sagen, in Tilleda habe eine Kaiserpfalz gestanden, welche Kaiser Otto der Zweite seiner Gemahlin Theophania zum Witthum verlieh, und zu deren Schutz er die Veste baute. Wahrscheinlich ist der Ursprung des Schlosses aber weit älter. In der erwähnten Pfalz wohnten häufig die Deutschen Kaiser aus dem Sächsischen und Fränkischen Stamme. Der Kaiser Heinrich der Sechste und der tapfere Herzog Heinrich der Löwe söhnten sich im Jahre 1191 dort aus. Nach der Schlacht am Welfesholze wurde Kyffhausen während drei Jahren belagert, und endlich erobert und verbrannt. Unter der Regierung Kaiser Rudolfs von Habsburg war es Reichsveste und wurde von ihm den Grafen von Beichlingen Rothenburg zu Lehn gegeben. Später ging es durch Kauf in das Eigenthum der Grafen von Schwarzburg über. Diese bauten dort eine Kapelle, zu der Tausende wallfahrteten, um sich Ablaß für ihre Sünden ertheilen zu lassen.

Die Kapelle stand in dem Rufe besonderer Heiligkeit. Es wurden dort besondere Begräbnisse eingerichtet, deren Trümmer heute noch zu erkennen sind und in welcher sich fromme Wallfahrer eine Ruhestätte erkauften. Aber als auch die Kapelle bereits verödet und verlassen war, wanderten noch Hunderte an den Pfingst-, Himmelfahrts- und Johannistagen zu der heiligen Stätte, und suchten dort heilende Kräuter und Schätze. Sagen von Bergentrückung, Bergessegen und wunderbaren Erscheinungen rankten sich überall an den Mauerresten empor und bevölkerten die Trümmer mit wunderbaren Schatzgräbern, Köhlern, Hirten, Wunderblumen und Schätze verkündenden Springwurzeln. Den Kaiser Friedrich Barbarossa versetzt die Volkspoesie in die Tiefen des alten Kyffhäuser Schlosses. Mit einer schönen Tochter und mit seinem ganzen Hofstaat ist er dort verzaubert. Er sitzt an einem steinernen Tische, halb schlafend, halb wachend, und blinkt dann und wann mit den Augen, fragend, ob die Raben noch immer um den alten Warttthurm fliegen. Einst soll er auferstehn und das Deutsche Kaiserthum in all seiner Herrlichkeit und seinem frühern Glanze wieder aufrichten.

In den aus rothem Sandstein erbauten Trümmern des alten märchenhaften Schlosses, dessen Namen zu ebensoviel Zweifeln Anlaß giebt, wie die Nachrichten über die Erbauung desselben, hat sich eine Wirthschaft angesiedelt, welche bei mäßigen Ansprüchen dem Wanderer Mittag- oder Abendessen und auch ein Nachtquartier bietet. Die Ruinen der R o t h e n b u r g erheben sich auf dem andern Ende des Bergrückens, in der Entfernung von einer Stunde vom Kyffhäuser. Sie bestehen aus wenigem Mauerresten und dem untern Theile eines ganz verfallenen Wartthurmes. Der Weg dorthin durch den Wald, immer auf der Höhe des Bergrückens, ist durch die Aussicht in das tiefe, grüne, ganz bewaldete Thal zur Linken und über die Ebene der goldenen Aue, von der der Graf Botho von Stollberg, als er im Jahre 1493 aus dem gelobten Lande zurückkehrte, sagte: „O, mit dem gelobten Lande, ich nehme die goldene Aue dafür," bis zu den Vorbergen des Harzes, außerordentlich schön. Die Nachrichten über die Erbauer des Schlosses Rothenburg oder über die Zeit der Erbauung sind ebenso ungewiß, wie die Nachrichten über den Kyffhäuser. Es sollen dort die Grafen von Beichlingen, welche sich auch Grafen von Rothenburg nannten, gewohnt haben, welche zur Zeit Kaiser Heinrichs des Vierten in großer Macht und in großem Ansehn standen, von denen wir indeß nichts wissen, als von einigen die Namen, welche in Urkunden als Zeugen aufgeführt werden. Auch über die Zeit der Zerstörung des Schlosses sind keine Nachrichten auf uns gekommen. In der vorchristlichen Zeit soll auf der Rothenburg das Götzenbild gestanden haben, welches der Püstrich genannt und im Naturaliencabinet von Sondershausen aufbewahrt wird. Das Bild ist von Metall, von der Höhe einer Elle, und stellt ein häßliches, knabenhaftes Wesen dar. Die rechte Hand ruht auf dem Kopfe, die Finger der linken Hand befinden sich auf dem linken Knie. Der Bauch ist sehr stark und inwendig hohl,

wie überhaupt das ganze Bild, die Füße fehlen, der Leib ruht auf dem verstümmelten rechten Beine, das linke Bein ist etwas emporgezogen. Anstatt des Mundes ist ein Loch vorhanden, sowie auch eine Oeffnung von der Stärke eines Daumens in dem Kopfe befindlich ist. Ist das Bild slavischen Ursprungs oder ein germanisches Götzenbild? Die Deutsche Gelehrtenweisheit ist darüber ebensowenig zu bestimmten Resultaten gekommen, wie über den Namen des Bildes selbst.

Du altes Schloß, wie bist du still geworden,
Und schallst so laut einst von der Lust Accorden;
Wie ist der helle Schmuck dir abgefallen,
Und glänztest wie die Herrlichste von allen.

Hier fanden sonst zu Spiel und lustgem Feste,
In buntem Schwarm sich hundert edle Gäste,
Kein hoher Wandrer zog vorbei die Stätte
Der unter deinem Dach geruht nicht hätte.

Nun umspielen in des Windes leisem Kosen,
Hollundersträuche nur und wilde Rosen,
Und nur der Sonne, und des Mondes Schimmer,
In deinen Hallen rasten sie noch immer.

Hier stürzte sich in raschen Melodien,
Trompetenjubel von den Galerien,
Die Schleppen rauschten und die Sporen klangen,
Wenn sich im Fackeltanz die Paare schwangen.

Jetzt hörst du nur das Lied der Nachtigallen
Aus den umbuschten Mauerblenden schallen,
Leuchtkäfer lassen märchenhaft im Dunkeln
Dazu den lichten Reigen nächtlich funkeln.

Einst schmückten Scharlachdecken diese Wände
Durchwirkt mit lautern Goldes reicher Spende,
Vom grauen Thurme wehten bunte Fahnen,
Die stolzen Zeichen der erlauchten Ahnen.

Nun läßt das Abendroth die Purpurgluthen,
Im vollem Strom um deine Thürme fluthen,
Und von den Zinnen seh' ich Epheuranken,
Vergangenheit! dein grünes Wappen, schwanken.

Dort vom Altane sah im Abendstrahle
Des Burgherrn ros'ge Tochter oft zum Thale,
Und barg geheimnißvoll im reinen Sinne,
Den ersten süßen Blüthentraum der Minne.

Nun quellen Rosen aus des Söllers Spalten,
Die eben den verschämten Kelch entfalten,
Und Schmetterlinge seh' ich still daneben,
Die Geister jener Liebesträume schweben.

Du altes Schloß, ich kann nicht um dich weinen,
Blüht holdes Leben doch deinen Steinen;
Wie eine Leiche habe ich dich gefunden,
Der man den Sarg mit Blumen schön umwunden. *)

---

*) Gedichte von Emanuel Geibel. Verlag von Alexander Dunker in Berlin.

Achtes Kapitel.

Die Wartburg.

Die Wartburg. Geschichte der Burg. Restauration.

> Du Landeszier am langen Hügelsaume,
> Du Götterburg am grünen Waldgeheg'! —
> Der Pilger sucht in einem Feentraume,
> Noch immer deinen Zauberfelsensteg.
> P. H. Welcker.

Practische Notizen: Wagen von Eisenach auf die Wartburg 20 Sgr. oder 1 Thlr. hin und zurück, und 1½ St. warten 36—40 Sgr. Esel auf die Wartburg 5 Sgr. und 2½ Sgr. Trinkgeld. Entfernung der Wartburg von Eisenach 35 Minuten. Trinkgeld für das Umherführen auf der Wartburg ein für allemal 5 Sgr.

Mitten in einem großen Naturpark mit frischen Waldwiesen, buchenbelaubten Höhen, grünen Thälern, Wasserfällen, Felsen und dunkeln Grotten, in einem Park, imposant und anmuthig, schöner, wie jede Gärtnerkunst ihn herzustellen vermag, schaut von steilem Berggipfel, altersgrau und ehrwürdig die Wartburg hinab auf all diese Thäler und Höhen und auf die regsame und lebendige Stadt, die wohl noch älter ist, als sie selbst. Die Geschichte von Jahrhunderten ist auf jeden Stein des Gemäuers geschrieben und die Sage flüstert und rauscht durch Gänge und Säle, wie das Quellengeriesel da drunten in den Grotten und Thälern. Was hat die alte Veste Alles geschaut! Welche große Männer und schöne Frauen wohnten in ihren Mauern! Wie viel denkwürdige Ereignisse sind an ihr vorübergezogen, oder haben ihre Gemächer mit Schwertergeklirr und Kampfgeschrei, mit Tönen des Minnegesanges, mit Freude und Schmerz, mit Hoffnung und Trauer erfüllt! Ein großer Theil der Geschichte Deutschlands durch so viele Jahrhunderte hindurch hat in diesen Thälern und diesen Räumen gewohnt.

„Wart Berg, du sollst mir eine Burg bekommen," rief einst Landgraf Ludwig der Springer, als er den steilen Berg erblickte, und baute auf dem Wartberg die Burg, und als die Ritter von Mittel- und Frankenstein ihn beim Kaiser und Reich verklagten, daß ihnen der Berg gehöre, ließ er heimlich von seiner Burg Schaumberg Erde hinauftragen, so daß seine Mannen und Eideshelfer schwören konnten, die Wartburg stehe auf dem eignen Boden des Grafen. Dann wohnte das ganze Geschlecht der Thüringischen Landgrafen in ihren Mauern; Landgraf Ludwig, des Springers Sohn, den der Schmied zu Ruhla hart geschmiedet und den die Geschichte „den eisernen Landgrafen" genannt hat, derselbe, der dem Kaiser Friedrich dem Rothbart, seinem Schwager, in einer Nacht die Rittermauer aufführte, Ludwig der Milde, der dritte Landgraf von Thüringen, der die St. Georgenkirche zu Eisenach baute, und in dem Kreuzzuge mit Kaiser Friedrich im heiligen Lande starb. Auch Landgraf Herrmann, sein Bruder, wohnte auf der Wartburg und versammelte um sich Dichter und Minnesänger. Heinrich von Ofterdingen, Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide, Reinhardt von Zwetzen, auch Reimer Zweter genannt, Bitterolf und Heinrich Schreiber, die berühmten Minnesänger damaliger Zeit waren an seinem Hofe. Sie begannen jenen poetischen Wettkampf, in dem der Unterliegende durch die Hand des Scharfrichters fallen sollte. Heinrich von Ofterdingen wandte sich an seinen Meister, den großen Klinsor, der zur Entscheidung des Sängerkrieges aus Ungarn auf die Wartburg kam, die streitenden Sänger versöhnte und dem Landgrafen die Tochter des Königs Andreas von Ungarn als die Gattin seines Sohnes prophezeit. Sie kam als vierjähriges Kind auf die Wartburg, und wurde die Gattin des Landgrafensohnes Ludwig, den die Geschichte den Heiligen genannt hat. Ihr ganzes Leben bestand aus guten Werken und Wohlthun. Die Freskobilder der Galerie, welche zu der Kapelle der Wartburg führt, erzählen uns ihre Thaten, wie sie als vierjähriges Kind auf die Wartburg gebracht wird, wie sich die Brode unter ihrem Mantel, die sie den Hungrigen und Kranken hinuntertrug, in Rosen verwandelten, wie sie am Brunnen in Eisenach, der deshalb der Brunnen der heiligen Elisabeth genannt ist, die Armen und Kranken speiste, wie sie Abschied von ihrem Gemahl nimmt, der zum Kreuzzug in das heilige Land zog, um dort zu sterben, und wie sodann der Bruder des verstorbenen Landgrafen, Heinrich Raspe, sie von der Wartburg austrieb.

Dann sah die Wartburg viel Streit und Jammer. Nach Heinrich Raspe's Tode entstand unter seinen Verwandten ein großer und langer Kampf um das Thüringerland. Heinrich der Erlauchte, Markgraf von Meißen, nahm Land und die Burg in Besitz, bis es ihm von Sophie, Herzogin von Brabant, der Tochter Ludwigs und der heiligen Elisabeth, streitig gemacht wurde. Ein Theil der Ritter und Herren hielt es mit dem Markgrafen, ein Theil mit dem Kinde der Herzogin von Brabant, und in dem langen Erbfolgekriege brannten Städte und Burgen, wurden Dörfer und Felder verwüstet, und viele Gräuel vollbracht.

Damals eroberte der Markgraf von Meißen Eisenach und ließ den Rathsherrn von Velsbach, der die Bürger auf die Seite Sophiens gebracht hatte, mit einem Wurfgeschoß von den Zinnen der Wartburg in das Thal schleudern. Noch in der Luft rief der tapfere Mann mit lauter Stimme die Worte hinüber: „Thüringen gehört doch dem Kinde von Brabant.“

Neun Jahre dauerte dieser Kampf, dann verglichen sich die Kämpfer. Der Markgraf Heinrich behielt Meißen, sein Sohn Albrecht erhielt Thüringen und sein Sohn Diezmann das Osterland. Eine neue Zeit begann, aber wiederum eine Zeit voll von Kampf und Thränen. Der Landgraf Albrecht, ein mächtiger und tapferer Herr, nahm zur Frau die Tochter Kaiser Friedrichs, Margarethe. Sie gebar ihm zwei Söhne, Friedrich und Diezmann. Dann liebte er Kunigunde von Eisenberg und suchte sich seines Weibes zu entledigen. Er dung einen Knecht, sie heimlich zu ermorden. Der Knecht hatte aber ein menschlicheres Herz, wie sein Herr, und gestand der Landgräfin den ruchlosen Plan ihres Gemahls. Da entfloh die Landgräfin mitten in der Nacht von der Wartburg, indem sie an einer Seite der Mauer hinuntergelassen wurde. Vorher nahm sie unter vielen Thränen und tiefbetrübt von ihren Kindern Abschied, von denen das eine anderthalb, das andere drei Jahre alt war, und in ihrem übergroßen Schmerze biß sie ihrem Sohne Friedrich in die Wange, der davon in der Geschichte den Beinamen „Friedrich mit der gebissenen Wange“ erhielt. Der Landgraf Albrecht verheirathete sich dann mit Kunigunden von Eisenberg, mit der er vorher schon einen Sohn erzeugt hatte, welchen die Mutter bei der Trauung heimlich unter ihrem Mantel trug.

Als nun die Söhne Albrechts und Margarethens, Friedrich und Diezmann erwachsen waren, begannen sie die Fehde mit ihrem Vater. Viele Grafen und Ritter des Thüringerlandes hielten zu ihnen und mehrere Jahre währte der Kampf, in dem Friedrich einst von seinem Vater gefangen genommen wurde und ein ganzes Jahr lang in einem Kerker der Wartburg lag, bis seine Freunde ihn heimlich wieder befreiten. Der Haß des Vaters gegen seine Söhne wuchs täglich mehr und die Versöhnung, welche Kaiser Rudolf zu Wege brachte, war nur eine kurzdauernde. Markgraf Albrecht verkaufte sodann das ganze Thüringer Land an den länderarmen Kaiser Adolf von Nassau der sodann sich desselben zu bemächtigen suchte. Aber die jungen Landgrafen Friedrich und Diezmann wehrten sich ritterlich, die Städte und Ritter hielten zu ihnen, und sie schlugen mehrere Male die Heere des Kaisers in die Flucht. In diesen Kämpfen und Gefechten erhielt Friedrich durch seine Tapferkeit und Kühnheit, mit der er die Seinen zur Schlacht führte, den Beinamen des Freudigen.

Kunigundens und ihres Sohnes Apitz Tod war die nächste Veranlassung zur Beendigung der blutigen Fehden. Albrecht nahm sich eine dritte Frau, die Wittwe des Grafen von Arnshaugk, eine fromme und gute Dame. Friedrich der Freudige sah ihre Tochter Elisabeth und verehelichte sich

mit Zustimmung der Mutter mit ihr heimlich auf dem Schlosse Friedensstein bei Gotha, dann gelangte er durch ihre Hülfe in Besitz der Wartburg und nahm seinen Vater gefangen, mit dem er sich, nicht eingedenk all des Bösen, was ihm dieser gethan, verglich. Dadurch war der freudige Friedrich aber noch lange nicht in ruhigem Besitz des Landes und der Burg. Die kaiserlichen Heerhaufen und die Eisenacher Bürger, welche zu der Partei des Kaisers hielten, bedrängten die Burg hart. Da geschah es daß die Landgräfin ihrem Gatten eine Tochter gebar. Um das Kind zu taufen, ritt der Landgraf Friedrich von zwölf Reisigen und der Amme mit dem Kinde begleitet, in einer stürmischen Nacht mitten durch die Feinde nach Reinhardtsbrunn. Unterwegs weinte das Kind und wollte trinken. Die Feinde waren den Reitern aber immer hart auf der Ferse. Da sprach Friedrich: „das Kind muß trinken und koste es das Thüringer Land", und während die Amme das Kind tränkte, schaarten sich die Reisigen um sie her, obschon der Hufschlag der feindlichen Reiter immer näher gehört wurde. Die Flucht gelang; noch vor Anbruch des Tages kam der Landgraf nach Schloß Tenneberg, wo der Abt von Reinhardtsbrunn das Kind taufte. Sodann ritt er zu seinem Schwager, dem Herzog von Braunschweig, und bat ihn um Hülfe. Derselbe zog auch mit großen Heerhaufen heran, aus Osterland kam der tapfere Diezmann zu Hülfe, viele Thüringer Ritter und Edlen erschienen, und während 336 Ritter, alle mit gekrönten Helmen, die kaiserlichen und Eisenacher Heerhaufen zurückschlugen, wurde die Wartburg reichlich mit Proviant versehen und bemannt. Markgraf Diezmann schlug sodann neue kaiserliche Heerhaufen in die Flucht, fiel aber selbst durch Meuchelmord in Leipzig. Den neuen Anstrengungen, welche der Kaiser machte, Thüringen zu erobern, setzte sein Tod durch die Hand des Herzogs von Schwaben ein Ziel. Da entsank auch den Eisenachern der Muth und sie beschlossen ebenfalls, dem Langgrafen Friedrich zu huldigen.

So überwand der freudige Friedrich alle seine Feinde, und vereinigte wieder die Lande Thüringen, Meißen und Osterland. Vor der großen Schlacht bei Lucka, in der er, nach seines Bruders Diezmann Ende, die Schwaben schlug und dessen Land wiedereroberte, sprach er, als der Rüstmeister ihm den Helm aufband, freudig die Worte:

Heute binde ich auf Meißen,
Thüringen und Pleißen,
Und Alles, was meiner Aeltern je gewart,
Gott helfe mir auf dieser Fahrt.

Er starb in seinem 67. Jahre auf der Wartburg. Sein Nachfolger war sein Sohn, Friedrich der Ernsthafte, der dem König Eduard II. von England gegen den König von Frankreich zu Hülfe zog. Der letzte Landgraf von Thüringen war Friedrich IV., der meist zu Weimar und Weißensee wohnte.

Im Jahre 1521 wurde eines Abends von dem Burghauptmann Hans von Berlepsch und mehreren Reisigen ein gefangener Ritter auf die Burg

gebracht. Es wurde ihm ein gutes Gemach angewiesen und zwei Edelknaben zu seiner Bedienung gegeben. Er wurde Junker Jörg genannt und wohnte dort fast ein Jahr. Er schrieb und las sehr viel, ging und ritt auch zuweilen spazieren, aber immer gefolgt von einem treuen Knecht, der ihn nie aus den Augen ließ. Oft ritt er auch mit dem Burghauptmann von Berlepsch auf die Jagd und besuchte auch später die umliegenden Städte und Dörfer. Sonst wurde sein Besuch sehr geheim gehalten, und Niemand, außer dem Schloßhauptmann, wußte, wer er war. Es war der Doctor Martinus Luther, dem der Kurfürst Friedrich aus Besorgniß vor den Folgen der über ihn ausgesprochenen Reichsacht dort ein sicheres Asyl gab. Im Ritterhause der Wartburg wird dem Wanderer noch heute die Zelle gezeigt, in der er seine Briefe „aus der Vogelgegend und aus dem Luftrevier" an seine Freunde schrieb, die Bibel übersetzte und die Anfechtungen durch den Teufel erlitt. Die Geräthschaften in dem Raume sind noch dieselben, deren sich Luther bediente. Der sagenhafte Fleck an der Wand, durch Luthers Tintenfaß veranlaßt, ist, hundertmal aufgefrischt, nun endlich verschwunden.

Der jetzige Großherzog von Weimar läßt die Burg in ihrer ehemaligen Gestalt, soviel wie möglich und soviel man diese kennt, wieder herstellen. Die vorhandenen Baulichkeiten werden überall, wo es thunlich ist, benutzt, die zugemauerten Fenster wieder freigemacht, daß die alten Arcaden hervortreten und der vorhandenen steinernen Wirklichkeit kommt, besonders im Innern und in der Ausschmückung der innern Räume die Erinnerung und die Vergleichung zu Hülfe. Frühere Pläne und Beschreibungen der Wartburg haben sich nicht vorgefunden. Die Restauration kann deshalb nur stückweise, immer durch Vergleichung des Fertigen, fortschreiten. Deshalb sind Zeit und Kosten der Vollendung auch durchaus nicht im Voraus zu bestimmen.

Wenn man durch das alte gewölbte Thor in den innern Hof der Wartburg eintritt, liegt rechts das Ritterhaus. Es ist jetzt die Wohnung des Kastellans, der Aufenthalt der auf der Burg befindlichen Wache, das Gasthaus u. s. w. Treppe und Gang führen in demselben auf einen kleinen Vorsaal, deren Wände mit Sprüchen bedeckt sind und auf welchem sich die alte Thür von Luthers Zelle öffnet. Das Hohe oder Landgrafenhaus liegt an der linken Seite des innern Hofes. Die Restauration desselben ist im besten Fortgange begriffen. Im Erdgeschoß befindet sich die Küche mit einem mächtig großen Kamin; im zweiten Geschoß der Sängersaal und das Landgrafenzimmer, beide mit Freskogemälden von Moritz von Schwind. Das große Wandgemälde in ersterem stellt den Sängerkrieg dar. Die Minnesänger sind versammelt und rufen das Urtheil des Landgrafen und der Landgräfin an, welche auf einem Throne sitzen. Der große Meister Klinsor aus Ungarn tritt gerade ein. Das Landgrafenzimmer enthält eine Reihe Scenen aus der Thüringischen Geschichte: Ludwig den Heiligen, wie er dem Löwen entgegentritt, den eisernen Landgrafen, wie er in der Waldschmiede von Ruhla hart geschmiedet wird, Kunigunde

von Eisenberg, wie sie bei dem Feste des Markgrafen Albrecht des Unartigen erscheint, die Rittermauer des eisernen Landgrafen, das „Warte Berg, du sollst eine Burg bekommen," und aus der Geschichte Friedrich des Freudigen das: „Das Kind muß trinken und koste es das Thüringerland." Die Kapelle mit schöner Glasmalerei und mit tiefblau gehaltenem, mit Sternen geschmücktem Gewölbe ist mit diesen Räumen durch einen Gang verbunden, an dessen Wänden in größern und kleinern Bildern das Leben und die frommen Werke der heiligen Elisabeth dargestellt sind. Im dritten Geschoß befindet sich der große und schöne Rittersaal, in dem wahrscheinlich der Sängerkrieg stattfand. Er ist 120 Fuß lang und 33 Fuß breit. Die Wände sollen mit den Bildern der Landgrafen geschmückt werden. Rings um den Saal läuft eine Galerie und das Gebälk und die Säulen sind mit abenteuerlichen Thiergestalten und Schlingpflanzen geschmückt, an denen überall eine reiche und geschmackvolle Vergoldung hervortritt. Die auf der Wartburg aufbewahrten, theilweise sehr prächtigen Rüstungen und Waffen sind zur Zeit wegen des Ausbaues aller obern Räume in einem ziemlich engen Gemache des Erdgeschosses zusammengestellt. Geharnischte Ritter auf eisenbedeckten Pferden und Rüstungen aus allen Perioden der Thüringischen Geschichte standen mit Lanzen, Morgensternen und Schwertern im engen Raume bunt durcheinander, Rüstungen Ludwig des Springers, Heinrichs des Erlauchten, Markgrafen von Meißen, Ludwigs des Eisernen, Albrechts des Unartigen, seiner zweiten Gemahlin, Kunigundens von Eisenberg und seiner beiden Söhne, Friedrichs des Ernsthaften, Kunz von Kaufungen und der geraubten Sächsischen Prinzen Ernst und Albrecht. Die Rüstung Königs Heinrich II. von Frankreich, der von dem Grafen von Montgommery im Turnier erstochen wurde, überall mit Golde ausgelegt, ist von allen Rüstungen die prächtigste. Die Identität jeder einzelnen Rüstung mag historisch übrigens schwer nachzuweisen sein. Auf geharnischten Pferden befinden sich die Rüstungen Ludwigs des Heiligen, des Gemahls der heiligen Elisabeth, des Landgrafen Herrmann, an dessen Hofe der Sängerkrieg stattfand, des Herzogs Johann von Weimar, der im Jahre 1605 starb, des bekannten Ritters Feige Bomsen, von dem sich auch eine Rüstung in dem Waffensaale der Schwarzburg befindet, und des Papstes Julius II.

Neuntes Kapitel.

Von der Wartburg nach Wilhelmsthal.

Das Annathal. Die hohe Sonne. Wilhelmsthal.

Practische Notizen: Annathal, ¾ St. v. Eisenach. Wilhelmsthal 2 St. v. Eisenach. Wagen von Eisenach auf die hohe Sonne 24 oder 30 Sgr., hin und zurück, und 1½ St. warten, 36 oder 48 Sgr. Wagen von Eisenach nach Wilhelmsthal für 35 oder 40 Sgr. Hin und zurück und 2 St. warten 40—50 Sgr. Führer 5 Sgr. für die erste Stunde, für jede folgende Stunde 2 Sgr. mehr. Für den ganzen Tag 20 Sgr. Der Führer beköstigt sich selbst. Weg von der Wartburg durch das Annathal und über die hohe Sonne nach Wilhelmsthal auch ohne Führer nicht zu verfehlen.

Wenn man aus dem Hofthor der Wartburg hinaustritt, so führt der zur linken Hand steil absteigende Weg nach Eisenach. Rechts steigt man hinunter, wenn man durch das Annathal über die hohe Sonne nach Wilhelmsthal gehen will. Der Weg, ein gebahnter und bequemer Fußweg, führt zwischen Felsen, Gestrüpp und Gebüsch, ziemlich steil hinab. Es war Abend geworden. Auf dem Thurme zu Eisenach schlug es 5 Uhr. Um die Mauern und den Thurm der Wartburg nochmals von der hohen Sonne aus im Abendsonnenschein zu sehen, nahm ich, um keine Zeit zu versäumen, einen von den vor dem Wartburgsthor umherlungernden Buben als Führer mit, der rüstig in die Fels- und Waldschlucht vor mir hinabstieg. Felsen, Gestein und Gebüsch nehmen von der einen Seite und die Blätter und Zweige der an dem steilen Berge hinaufwachsenden Bäume auf der andern Seite den schmalen Fußweg ein und bilden über dem Haupte des Wanderers ein grünes Blätterdach, durch welches die Strahlen der untergehenden Sonne hindurchfallen und rothe, glitzernde Lichter über Steine und Blätter gleiten lassen. Bald theilt sich der Fußweg und ein Weg führt links an der Bergwand hinunter in das Thal. Es ist der Fußweg, auf dem man in das Marienthal hinabsteigt. Kaum bin ich noch hundert Schritt auf dem erstern, obern Weg dahingegangen, als die Bäume links licht werden und ich in das M a r i e n t h a l, einen lieblichen Thalgrund, zu beiden Seiten von Felsen eingeengt, hinabschaue. Auf einem der Felsen

erblicke ich, zur Erinnerung an die Großherzogin Maria von Weimar-Eisenach, nach der das Thal Marienthal genannt wurde, ein colossales M. Drüben über Felsen und Wald ragt einsam der steile Hörseelberg hervor, wie von einem gespenstischen Zauber umgeben. Der weiße Streifen dort unten im Grunde, der sich durch grüne Matten hinzieht, ist die Chaussee nach Wilhelmsthal. Der Fußweg führt weiter durch einen kleinen Tannenwald immer an der linken Seite des Berges hinuntersteigend, zu einem kleinen Plateau, von dem man wiederum das Marienthal durchblickt. An der Bank sind die Worte: „den Sängern" und die Jahreszahl „1847" eingehauen, eine Erinnerung an die Sängergesellschaft, welche in diesem Jahre von Eisenach her durchs Marienthal auf die Wartburg zog. Ein steiler Felsensteig, zur Erinnerung an jene Sänger seit damaliger Zeit der „Sängersteig" genannt, führt von der Bank auf dem kleinen Felsplateau zur Chaussee und zum Eingang in das Marienthal. Der Steig ist ganz ungefährlich und sogar bequem, doch rathe ich, mehr auf die einzelnen Felsstufen, als auf das hübsche Landschaftsbild im Grunde zu schauen, will man nicht bei dieser Gelegenheit einige Stufen hinabpurzeln.

Unten auf der Landstraße steht ein Wegweiser, der links in die Landgrafenschlucht zeigt, und mir gerade gegenüber, wenn ich mich auf die Chaussee nach dem Annathal hinwende, sehe ich, zur Erinnerung an den 1851 verstorbenen Oberforstrath von König, der diese schönen Waldwege schuf, auf denen man jetzt so bequem nach der Wartburg aufsteigt und über die hohe Sonne nach Wilhelmsthal spaziert, dessen Namenschiffren oben in einem der am Wege sich erhebenden Felsen. Doch bevor ich von der Landgrafenschlucht spreche und in das Annathal, diese natürliche, grünbelaubte Felsengrotte, hinabsteige, kehre ich nochmals in der Erinnerung in das Marienthal zurück. Dem Felsen, auf dem das colossale M prangt, gerade gegenüber, an der entgegengesetzten Thalwand, ist das verfluchte Jungfernloch, zu welchem der Eingang hinter dem Gasthof von Marienthal, der Fantasie, befindlich ist. Von dieser Höhle erzählt die Sage folgendermaßen:

„Vor vielen, vielen Jahren lebte zu Eisenach eine sehr schöne Jungfrau, aber sehr eitlen und stolzen Herzens. Sie brachte den ganzen Tag damit hin, sich zu putzen, vor dem Spiegel zu stehen und ihr langes goldenes Haar zu kämmen. Alle Bitten und Ermahnungen ihrer frommen Mutter waren vergeblich. Die Tochter wurde alle Tage auf ihre Schönheit eitler und hoffärthiger, und vergaß über ihren Putz und ihre Eitelkeit Gott und seine Gebote. Da gerieth die Mutter, als alle Ermahnungen einst wieder vergeblich waren, außer sich und verwünschte ihre stolze und hoffärthige Tochter in die Höhle im Marienthal. Dort ist sie heute noch, auf Erlösung harrend."

„Alle sieben Jahre ist es ihr vergönnt, einmal in der Mittagsstunde einem Sterblichen zu erscheinen. Sie sitzt dann, mit goldenem Schmuck und mit prächtigen, seidenen Kleidern angethan, auf dem Platz vor ihrer Höhle, auf

dem heute noch kein Gras wächst. Das lange, reiche goldgelbe Haar umwallt ihr blasses, schönes Gesicht, aus ihren blauen Augen fließen Thränen, und ihr Mund klagt und jammert. Wenn dann ein Sterblicher sie sieht und zu ihr zwölfmal „Helf Gott“ sagt, dann wird sie erlöset werden und ihre Seele in das Himmelreich eingehen.“

„Eines Tages zog gerade um diese Zeit ein Fuhrmann mit seinem Gespann die Straße durch's Marienthal nach Eisenach. Als er nun an dem verfluchten Jungfernloch vorüberkam, hörte er oben nießen, und rief deshalb hinauf: „Helf Gott.“ Da nießte es zum zweitenmal und der Fuhrmann rief wiederum sein „Helf Gott,“ dann zum dritten- und so bis zum elftenmal. Immer rief der Fuhrmann wieder sein „Helf Gott.“ Als es aber nun zum zwölftenmale nießte, glaubte er, es wolle ihn Jemand zum Besten haben, und er rief deshalb hinauf: „Ei, so dir Gott nicht hilft, so möge dir der Teufel helfen.“ Da hörte er oben einen ganz tiefen Seufzer ausstoßen und vernahm dann weiter nichts.“

„Rund um die Höhle ist es nicht geheuer, und um Mitternacht hat mehrere Male ein Wanderer, der spät die Straße durch's Marienthal nach Eisenach ging, einen großen schwarzen Hund dort umhergehen sehen. Auch hört man es oft rauschen und brausen in der Höhle, wie von einem über Felsen niederfallenden Wasser. Und dazwischen ertönt dann ein tiefes Stöhnen und Seufzen. Es sind die Klagen der verfluchten Jungfrau, die immer noch auf Erlösung harrt.“

Der andere Fußweg nach der hohen Sonne führt durch die Landgrafenschlucht, ein enges Felsenthal, von hohen Bäumen überschattet, von einer Quelle durchrieselt und von Felsen eingeengt, auf den Karlstein, ein Aussichtspunkt, bei der Landgrafenbuche vorüber, über eine kleine Brücke, immer rechts in die Höhe zu dem Landgrafenberg. Man halte immer den rechts führenden Weg ein, der in die Höhe steigt, denn die links abgehenden Wege führen durch das Thal nach Eisenach zurück. So gelangt man zu einem Wegweiser auf einem Fahrwege. Derselbe weist rechts nach der Hohen Sonne. Der Weg links führt über den Drachenstein nach demselben Ziele. Er zieht sich auf eine Anhöhe hinauf, auf der er links weiter läuft. Steigt man nun rechts weiter hinauf, so gelangt man in einer kleinen Viertelstunde zu dem Aussichtspunkt des Drachenstein, einer Felswand, von der sich der Weg in südwestlicher Richtung zur hohen Sonne hinabzieht. Der Weg durch die Landgrafenschlucht über den Landgrafenberg und über den Drachenstein zur hohen Sonne erfordert von dem Weg auf der Chaussee, von dem man sich rechts nach dem Annathal hinwendet, einen Zeitraum von zwei Stunden, ist also ungefähr ½ Stunde länger, als der Weg von der Wartburg durch das Annathal nach der hohen Sonne, den man von der Wartburg aus in 2 Stunden zurücklegt.

Von dem Landgrafenloch erzählt die Sage also:

Der Landgraf Albrecht von Thüringen nahm sich, nachdem seine zweite Frau, Kunigunde von Eisenberg und deren Sohn Apitz gestorben waren, die Wittwe des Grafen von Arnshaugk, Adelheid, zum Weibe. Dieselbe hatte eine schöne Tochter, Elisabeth, welche sie mit in die Ehe brachte, und war selber eine gute und fromme Dame. Friedrich mit der gebissenen Wange, oder Friedrich der Freudige, wie er auch genannt wird, der ein Sohn Albrechts aus erster Ehe mit der Landgräfin Margaretha war, sah die schöne Stieftochter seines Vaters und entbrannte zu ihr in Liebe. Weil er nun dachte, daß sein harter Vater ihm, wenn er dies erführe, entgegen sein würde, entführte er sie an einem Tage, wo sie von der Wartburg hinunterging, um die Messe in einem nahgelegenen Orte zu hören, und brachte sie nach Gotha, auf den Grimmenstein. Dort gab der Abt von Reinhardsbrunnen sie ehelich zusammen. Friedrich schrieb sodann seiner Stiefmutter einen freundlichen Brief, bat sie um ihren Segen und theilte ihr mit, daß er nur deshalb die Tochter entführt habe, weil er gefürchtet, daß sein Vater ihm hinderlich sein würde. Frau Adelheid, eine fromme und friedfertige Dame, war der vielen und langen Fehden ihres Mannes mit seinen Söhnen herzlich überdrüssig, glaubte auch, daß in der Verbindung Friedrichs mit ihrer Tochter ein Pfand zukünftigen Friedens und zukünftiger Ruhe liege, und gab zu dem Geschehenen gern ihre Zustimmung. Als aber Landgraf Albrecht dies erfuhr, entbrannte er wiederum von Neuem in heftigem Zorn gegen seine Söhne und nun auch gegen seine Gemahlin, und wollte von Frieden und Versöhnung nichts wissen. Frau Adelheid liebte ihren tapfern Schwiegersohn aber immer mehr und sandte ihm eine heimliche Botschaft, daß sie ihm helfen wolle, sich der Wartburg und seines Landes wieder zu bemächtigen.

In einer dunkeln Nacht nun kam Friedrich der Freudige heimlich mit fünfzehn tapfern Rittern von Gotha. Während des folgenden Tages verbargen sie sich in der dunkeln Landgrafenschlucht, welche von daher ihren Namen erhalten hat, und als es nun Abend geworden war, stiegen sie an dem Berge, auf dem die Wartburg liegt, an der hintern Seite hinauf. Oben wurden ihnen Leitern über die Mauern geworfen, worauf sie diese ohne Mühe und Gefahr erklommen und sich der Burg und ihres Vaters ohne Schwertschlag bemächtigten. So kam die Wartburg wieder in die Gewalt des jungen Landgrafen, der seine Schwiegermutter bei sich behielt und mit seinem Vater einen Vertrag schloß, nach welchem dieser die Burg räumte und sich nach Erfurt begab.

Also erzählt die Sage von der Höhle im Marienthal, das verfluchte Jungfernloch geheißen, und von der Landgrafenschlucht, und durchhaucht das Flüstern der Bäume und das Rieseln des Baches mit der Poesie zarter Minne und dem Rauschen der Harnische und der Schwerter aus lang hingeschwundenen Jahrhunderten, und dunkle Schatten huschen an den grünbemoosten Felswänden vorüber. Ich aber wende mich dem frischen frohen Leben zu, der goldenen

Sonne, welche so freudig die Felsen und das junge grüne Laub bestrahlt, und steige an dem kleinen Teiche vorüber, zur Rechten der Landstraße durch den geöffneten Zaun, in eines der schönsten und anmuthigsten Thäler hinab, wie ich es je gesehen. Es ist dies eigentlich kein Thal, sondern eine lange Grotte, von der Natur aus bemoosten Felswänden, aus grünem Laubwerk, aus Buchenblättern und Silberwellen gebildet, kühl und duftig, waldesfrisch und einsam, von oben durch die Sonnenstrahlen erleuchtet, welche durch die grünen Zweige und Blätter fallen und die Moosfelsen mit tausendfach gebrochenen Lichtern überstrahlen, unten durch silberhelle Wellen des Baches überrieselt, welche ihr Murmeln mit dem frischen Hauch der Blätter und dem Wehen der Lüfte mischen. Ein zauberisches Thal, wie aus einem Arabischen Zaubermährchen oder wie sie uns Wieland als Aufenthalt der Feenkönigin Titania und leichtgeflügelter Sylphen und Elfen beschreibt. Dann treten zu beiden Seiten die Felsen ganz enge aneinander, Laub und Bäume haben keinen Platz mehr zu grünen und zu wachsen und der Bach rauscht nicht mehr zu unserer Seite hin, sondern unter unsern Füßen, wir gehen nicht mehr auf Moos und Sand dahin, sondern auf einem künstlichen Boden, der den Bach bedeckt, immer enger wird der Weg, die Felsen lassen kaum den Sonnenstrahlen und dem Licht Raum und nur mühsam drängen wir uns durch die engen Spalten. Fernes Rauschen eines Wasserfalles, wir sind in der Drachenschlucht, wo einst ein riesiger Drache hauste, welcher Feuer spie, und athmete, daß man es Stunden weit hörte. Nun wird das Thal wieder weiter und heller, Bäume, Laub und Bach kehren wieder, grün ist der Weg eingefaßt, ein großes A ist auf einen Felsen geschrieben, der Waldpfad windet sich allmählig in die Höhe und führt immer im Thal aufwärts auf ein grünes Bergplateau, die hohe Sonne, auf dem ein Forsthaus steht. Der Name soll daher rühren, weil hier früher ein Schlößchen stand, dessen Thurm eine Sonne trug. Dem Forsthause gegenüber, in welchem Reisende übrigens nicht übernachten, sondern nur eine Erfrischung haben können, ist ein kleines Gärtchen mit einigen Blumenpartien, Bänken und Tischen angelegt. Noch war es nicht zu spät. Die schöne Jungfrau mit ihren goldenen langen Haaren in ihrer Höhle in Marienthal und die Elfen- und Sylphengrotte, welche die Menschen das Annathal getauft haben, hatten mich nicht so lange gefesselt, daß darüber die Sonne untergegangen war. Dort sehe ich durch den Durchhau des Waldes den Thurm der Wartburg auf seiner steilen Höhe in den Abendsonnenstrahlen erglühen. Es sind nicht mehr diese alten Mauertrümmer, wie ich sie vor zehn Jahren sah, sondern Wartthurm und Landgrafenhaus erscheinen mir neu und verjüngt mit Dächern und Zinnen, sowie der Graf Ludwig sie einst baute. In dem grünen Rahmen zeichnet sich das ferne Bild in scharfen Umrissen auf dem blauen Wolkenhintergrunde ab und die Abendsonne färbt Thurm und Zinnen mit einem zauberischen Duft. Alte Erinnerungen wurden in mir wach, wie ich die altersgraue Burg so jugendlich und herrlich vor mir sah, hingeschwundene Jahrhunderte wurden

mir zur Gegenwart, ich träumte mich weit in die Vergangenheit zurück und die hohen Gestalten ihrer Helden zogen vor mir vorüber. Da sah ich den eisernen Landgrafen in seinem Stahlharnisch auf seinem großen, eisengeschirrten Pferde. Dann saß im teppichbehangenen Rittersaale mit der prächtigen Galerie und den vergoldeten Thiergestalten, der Landgraf Herrmann auf seinem Throne. Um ihn herum standen Ritter und Sänger und herein trat Meister Klinsor von Ungarland, um den Sängerkrieg zu entscheiden. Auch Margarethens, der Tochter Kaiser Friedrichs, blasses schönes Gesicht sah ich, von Thränen umflossen und von Schmerz durchzuckt, Abschied nehmend von ihren Kindern, dann ihren Sohn, den freudigen Friedrich, wie er, von Reisigen umgeben, mit seiner Tochter den steilen Berg gen Reinhardsbrunn hinunterritt. Auch den tapfern Heinrich von Velsbach sah ich auf der Wurfmaschine durch die Luft in das Thal von Eisenach hinunterschleudern und es war mir, als wenn der Wind mir seine Worte zuwehte: „Thüringen gehört doch dem Kinde von Brabant." Wieder wechselte das Bild, und Doctor Martinus Luther saß im Ritterhause in seiner einsamen Zelle, über die Bibel gebeugt. — — „Aber, Herr, jetzt haben Sie das alte Schloß schon eine ganze Stunde angesehen, und es ist ganz dunkel geworden, zur Nacht können Sie auf der hohen Sonne nicht bleiben," hörte ich es plötzlich hinter mir, und ich erwachte aus meinem Traume. Es war die Stimme meines Führers, der schweigend dagestanden hatte, und sich wohl schier verwundern mußte, wie ich in die jetzt ganz dunkle Luft hinausstarrte, da weder vom Wartthurm noch vom Landgrafenhaus mehr das Mindeste zu sehen war. Ich sah nach der Uhr, wirklich, es war 8 Uhr, und schon um 7 Uhr waren wir auf der hohen Sonne angekommen. Dort unten aus der Tiefe des Thals hörte ich die Schloßuhr von Wilhelmsthal schon ein Viertel schlagen. Schleunigst gingen wir deshalb rechts am Hause vorbei, dann bei der Bank über die Landstraße auf einem Fußweg, der kaum noch zu unterscheiden war, in das Dunkel des Tannen- oder Buchenwaldes hinein — die Dunkelheit ließ die Bäume kaum unterscheiden. Der Weg senkte sich immer hinab, dann kamen wir auf einen geebneten Platz. Hohe Felsen stiegen an der einen Seite im Halbkreise empor und bildeten eine ungeheure Grotte — die Hochwaldsgrotte. „Wenn wir das alte Schloß da drüben nicht so lange angesehen hätten," sagte mein Führer, „so müßten wir hier neben der Grotte in die Höhe steigen, dann kämen wir auf den Hirschstein, von wo Sie Wilhelmsthal liegen sehen könnten, aber nun ist es dazu zu finster geworden." Und so stiegen wir weiter abwärts, und standen nach wenigen Minuten vor einem großen Gebäude, an welchem ich bei dem Schein einer Stallaterne, mit der ein Mensch die Treppe herunterkletterte, die Worte: „Gasthof zum Auerhahn" las, dem Zielpunkte für den heutigen Tag.

Zehntes Kapitel.

Von Wilhelmsthal über Ruhla nach Altenstein und Liebenstein.

Wilhelmsthal. Ueber den Wachstein nach Ruhla. Ruhla. Der Gerberstein. Luthersbuche. Schloß und Park zu Altenstein. Schweina. Bad Liebenstein.

Practische Notizen: Von Wilhelmsthal nach Liebenstein 3½ St. Von Wilhelmsthal über den Wachstein nach Ruhla 3 St. Von Ruhla über den Gerberstein und an der Luthersbuche vorüber nach Altenstein 3 St. Von Altenstein nach Liebenstein ½ St. Besuch der Ruine Liebenstein und des Felsentheaters 1½—2 St. Ruhla: Gasthof zur Traube. Preise der Bäder in Ruhla: Fichtennadeldampfbad 12½ Sgr.; Balsambad 10 Sgr.; Mineralbalsambad 10 Sgr.; warmes Mineralbad 5 Sgr.; Kaltwasserbad 2½ Sgr.

Wilhelmsthal bildet mit seinem Park, seinen Teichen, seinen weißen Schloß- und Oekonomiegebäuden, umgeben von Buchen- und Tannenwäldern und grünen, frischen Wiesen eine schöne Gruppe in dem großen Landschaftsbilde des Thüringerwaldes. Schon Herzog Johann Wilhelm von Eisenach baute hier in den Jahren 1699 bis 1719 ein Schloß und ließ im Jahre 1706 den See anlegen. Seine jetzige Gestalt verdankt Wilhelmsthal dem Großherzog Karl August von Weimar, der gern und häufig mit Göthe hier weilte. Der Gasthof wurde bereits 1735 durch den Herzog Wilhelm Heinrich gebaut. Das Schloß dient noch heute dem Hofe zu Weimar als Sommeraufenthalt und Park und der ziemlich gute, auch nicht theure Gasthof werden vielfach aus der ganzen Umgegend besucht.

Wer den Weg nach Ruhla über den Wachstein nehmen will, wozu vier kleine Stunden erfordert werden, der gehe links aus dem Gasthofe zum Auerhahn ungefähr zehn Minuten auf der Landstraße fort, und schlage dann bei einer Wiese mit zwei Teichen den Wiesenweg ein, der dort sanft in die Höhe steigt. Bald läuft der Weg auf einen Holzweg aus, der in den Wald

gehauen ist. Auf diesem gehauenen Wege schreite man immer fort, nicht rechts und nicht links abweichend, so viel Wege auch dazu verlocken, bis man auf der Höhe an einen Wegweiser kommt (3/4 St.) Der Wegweiser zeigt nach Ruhla über den Wachstein. Auf diesem Wege gehe man dann noch 1/4 Stunde weiter und man kommt auf einen freien Platz mit mehreren Bänken und einem Grenzstein. An dem Platze geht ein Weg für denjenigen, der von dem Wegweiser hinaufkommt, rechts, ein anderer links in's Holz. Der Weg links führt gerade aus in zehn Minuten zu dem Felsabhange, welcher der Wachstein heißt. Warum an einem solchen Punkte von den Ortsbehörden kein Wegweiser aufgestellt ist, da doch der untere Wegweiser über den Wachstein nach Ruhla zeigt, ist unbegreiflich, wenn man den Grund nicht darin finden will, daß der Fremde veranlaßt werden soll, sich einen Führer zu nehmen, um den Bewohnern der Gegend ein Erwerbsmittel zu geben. Es hat dies allerdings einen Sinn. Auch in der Schweiz fehlen die Wegweiser aus diesem Grunde. Wer sich indeß einen Führer auf Bergwanderungen nehmen will, nimmt ihn auch ohne Rücksicht darauf, ob Wegweiser aufgestellt sind, oder nicht. Der Mangel an Wegweisern wird also nur dem empfindlich, der entweder die Ausgabe für den Führer nicht machen will, oder der daran Geschmack findet, allein zu wandern, und der gedachte Zweck wird also nicht erreicht. Wenn auf dem untern Wegweiser der Weg nach Ruhla über den Wachstein angegeben wird, so müßte doch wahrhaftig consequenterweise, wo von dem Wege nach Ruhla nun der Weg nach dem Wachstein abgeht, nochmals ein Wegweiser stehen, und der Reisende durch das Fehlen desselben nicht veranlaßt werden, wenn er, statt den Weg links, den Weg rechts einschlägt, in der Irre im Walde umherzulaufen. Dies kann nicht einmal durch jenen suppeditirten Grund entschuldigt werden.

Man gehe also auf dem links abgehenden Holzwege fort und man wird in 10 Minuten eine Felsgruppe mit Zacken und Klippen von düsterm Charakter vor sich sehen. Einige Bänke auf dem Gipfel des Felsens bieten dem Wanderer einen Platz zu ruhen und mit Muße auf die Landschaft hinabzuschauen. Die sonderbar geformten Felsen in nächster Nähe, vor uns der Röthelstein, links von demselben der Hirschstein, rechts von ihm der Drachenstein, dazwischen Wald und Buschwerk, geben dem Landschaftsbilde einen eigenthümlich wilden und düstern Charakter, und bilden zu den Dörfern und Wiesen im Grunde, der durch die Häuser und Thürme von Moosbach, Settelstädt, Mechterstädt und Asbach belebt wird, einen ganz eigenthümlich schönen Vordergrund. Die Beleuchtung ist heute der Aussicht ganz angepaßt. Die Wolkenmassen, welche der starke Wind am Himmelsgewölbe vorüberjagt, werfen flüchtige, große Schatten über die Ebene, zwischen denen dann abwechselnd einzelne Partien im hellsten Sonnenlicht hervortreten. Die düstern Felsen und Gebüsche im Vordergrunde sind überschattet und contrastiren dadurch nur desto mehr zu der Dorf- und Wiesen-Idylle im Mittelgrunde. Die Wartburg tritt

auf ihrem steilen Felsgipfel bald hell leuchtend in der Morgensonne hervor und ist dann wieder von einem Wolkenschatten umhüllt. Hell schimmern in diesem unaufhörlich wechselnden Landschaftsbilde in nordöstlicher Ferne die weißen Mauern und die colossalen Thürme des Friedenstein. Den Hintergrund bildet eine lange Reihe blauer, bald in heller, bald in tieferer Färbung hervortretender Berge, links das Rhöngebirge, nach Rechts in weiter Ferne, fast wie ein dunkler Schatten auf dem Wolkenhintergrunde, eine Berghöhe im Schillingswalde, weiter rechts, wieder mehr hervortretend, der lange Bergrücken des Meißner, dann wieder, weiter zurücktretend, der Harz. Jetzt wird die nordöstliche Ferne durch scharfe Sonnenlichter erleuchtet, und unter dem Friedenstein in der Ebene treten die Häuserreihen von Gotha deutlich hervor. Daneben erscheinen auf Höhen drei Burgtrümmer. Es sind die gebrochenen Mauern und Thürme der drei Gleichenschlösser. Weiter rechts dann noch eine Ruine — der Scharfenberg.

Um nach Ruhla zu kommen müssen wir auf den Platz mit dem Grenzstein und den Bänken zurück, und dann den alten Weg wieder einschlagen. Derselbe führt über von Bergwänden umgebene frische Thalwiesen in einer kleinen Stunde zu einer umzäunten Wiese. Wir gehen hier nicht den Weg gerade aus, sondern rechts an der Umzäunung hinab, und bald hören wir den Erbstrom rauschen und erblicken das schöne, grüne Thal, in welchem **Ruhla** oder die Ruhl, wie man in Thüringen sagt, in einer fast eine halbe Stunde langen Häuserreihe sich ausdehnt. Das Thal ist tief und eng, und die Bergwände hoch. Grüne Matten bedecken dieselben bis zum Gipfel. Der Erbstrom rauscht im Grunde, die Räder der Wasserwerke klappern, und ein leichter Rauch, das Zeichen der herangekommenen Mittagsstunde, ist über das ganze Dorf wie eine feine, weiße Wolke ausgebreitet. Unten hört man's hämmern und klopfen, und von der auf einem kleinen Hügel mitten in diesem engen Thal hoch gelegenen Kirche trägt der frische Ostwind die Klänge der alten Thurmuhr zu uns herüber. Mit Ruhla treten wir bereits in das romantische Sagengebiet des Inselsberges. Der Ringberg, der Breitenberg, der Bremberg oder Bermberg, der Dornsenberg, der Wasserberg, der Kirchberg, der Häsel, der Mühlrain und der Nesselrain steigen dort von allen Seiten in das Thal hinab, und in diesen Bergen und Schluchten, in diesen Thalklüften und Höhlen hat sich die Sage angesiedelt. Doch ist sie hier eine andere, wie um Eisenach und die Wartburg herum. Hier klirren keine Ritterschwerter und eiserne Harnische, hier läuten keine Klosterglocken, und kein Horagesang frommer Mönche tönt durch den Morgennebel, aber Spukgestalten erscheinen auf Kreuzwegen und an öden Bergplätzen, unbekannte Männer von fremdartigem Aussehen und in fremden Gewändern schreiten durch das Thal und berühren mit Zauberruthen die Erde, um nach Schätzen zu suchen, und in Berghöhlen hausen gespenstische Hunde und jagen auf einsamem Waldgebiet um Mitternacht. Der Alp schleicht durch's Schlüsselloch, Wundermänner und

Propheten leben in den Hütten auf den Bergen und Gestalten aus dem dreißigjährigen Kriege spuken noch heute durch die ganze Ruhl.

Ludwig Bechstein sagt in seinem vortrefflichen Werke: „Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerwaldes" mit Recht: „Es sprach ein Ruhlaer Mann zu mir: Es wären wohl Bücher zu füllen mit all unsern Geister-, Gespenster-, Bergschätze- und Hexensagen." Deshalb und weil dies Buch kein Sagen-, sondern ein Reisebuch sein soll, kann ich von vielen Sagen hier nur die bedeutenden erzählen. Wer davon noch mehr wissen oder wer in der Ruhl selbst verborgene Schätze suchen will, dem kann ich nur rathen, einige Wochen im Sommer dort zuzubringen. Jedes Kind wird ihm davon erzählen. Der Sage vom Schmied zu Ruhla und dem eisernen Landgrafen habe ich bereits bei der Beschreibung des Edelackers bei der Neuenburg gedacht.

Die Sage vom Pfarrer Feuchter.

In der Ruhl war vor vielen, vielen Jahren ein Pfarrer, Feuchter, und wohnte auf der Eisenachischen Seite. Als seine Frau starb, schwur er bei der Seligkeit seiner Seele, er wolle niemals wieder heirathen. Nach einiger Zeit that er es aber dennoch. Als er nun starb, hatte seine Seele wegen des Schwures, den er gethan, keine Ruhe, sondern sie mußte auf der Erde umherwandeln, und spukte in der Kirche, auf dem Grabe und in der ganzen Ruhl. Da ließ der Pfarrer Brandenburg, welcher auf der Gothaischen Seite wohnte, einen Geisterbanner kommen und ging mit diesem und der Wittwe in die Kirche. Die Wittwe rief ihren verstorbenen Mann bei Namen, dann erschien er auf der Kanzel und geberdete sich sehr zornig. Der Geisterbanner zwang ihn aber, herunterzukommen und in einen Sack zu kriechen, in dem er in die Gallert getragen wurde. Als er aber auch dort noch spukte und tobte, kam der Geisterbanner noch einmal und bannte ihn in das alte Schloß Liebenstein.

Die Sage vom Tolljungferstein.

Wenn Jemand in der Ruhl sich recht unsinnig geberdet, so sagt man von ihm: Er geberdet sich wie die tolle Jungfer. Ursache zu dieser Redensart hat der Tolljungferstein gegeben, ein Felsen in der Nähe von Ruhla, von dem die Sage geht, daß in dem Felsen eine Jungfrau verwünscht sei. Sie kommt zuweilen aus dem Felsen heraus, trägt ein Bund Schlüssel am Gürtel, ist in einen weißen Schleier gehüllt, und wandelt ganz traurig um den Felsen. Dann geberdet sie sich plötzlich ganz unsinnig, rasselt und klappert mit den Schlüsseln und springt wie toll umher. Darauf verschwindet sie wieder in den Stein.

Die Sage von Hans Leinweber.

Als der dreißigjährige Krieg Deutschland verwüstete, lebte in Ruhla ein großer Wundermann, Hans Leinweber geheißen, dem waren die Geister dienstbar. Einen Geist hielt er in einer Feile gebannt und der Geist förderte die

Feile so, daß ein Lehrjunge mehr als drei Gesellen damit arbeiten konnte. Einen andern Geist hielt er in Gestalt eines schwarzen Staars in einem Käfig neben dem Fenster. Mehrere Male schützte er die Ruhl vor Brand und Plünderung durch die feindlichen Soldaten, indem er dieselben durch Geistererscheinungen und dadurch, daß er den Weg durch große Wasser und Felsen ungangbar machte, zurückschreckte, und als die Pest durch die Kroaten in die Ruhl getragen wurde, bannte er dieselbe in einen hohlen Baum. In einem Gefecht, welches am 9. October 1636 zwischen den Kroaten und den Einwohnern von Ruhla vorfiel, tödtete er den Anführer der feindlichen Soldaten, einen Fürsten von Hessen-Homburg, indem er die Kugeln desselben mit seinem Hute auffing und einen halben Schreckenberger in sein Gewehr lud, womit er den Fürsten vom Pferde schoß. Die in diesem Gefecht gebliebenen Kroaten spuken noch heute in der Ruhl.

Als Hans Leinweber nun im hohen Alter starb und die Leichenbegleiter und seine Befreundeten vor seinem Hause versammelt waren, um den Todten in seinem Sarge auf den Friedhof zu tragen, sahen sie Hans Leinweber zu ihrer großen Verwunderung plötzlich im Fenster des Hauses liegen und sie lächelnd anschauen. Voll Grauen und Entsetzen trugen sie dennoch den Sarg in die Kirche, aber als der Deckel nochmals vom Sarge gehoben wurde, so lag der todte Hans Leinweber nicht darin, obschon er im Hause darin gelegen hatte, sondern der Sarg war voll Steine. Jetzt stand man natürlich von dem Begräbniß ab und stellte den Sarg auf dem Kirchhofe neben der Kirche in einem Gewölbe nieder, wo er noch hundert Jahre später gesehen worden ist. Hans Leinwebers Geist spukt aber noch heute in der Ruhl.

Soviel von Ruhlaer Geisterspuk und Gespenstern. Das Dorf selbst ist in den letzten zehn Jahren, wo ich es nicht sah, ein ganz anderes geworden, und kaum wieder zu erkennen. Es ist fast noch einmal so groß geworden, eine Menge neuer Häuser, viele von modischem und recht hübschem Aussehen, sind gebaut und die alten haben einen neuen und hellen Anstrich bekommen. Es ist dort ein Fichtennadel- und Dampfbad angelegt, und Ruhla ist ein moderner Badeort geworden. Noch weitere zehn Jahre, und es wird in Ruhla einen Cursaal, Logirhäuser und wahrscheinlich auch eine Spielbank geben. Die Gasthöfe und die Privathäuser haben mit den Preisen aufgeschlagen, und ein Theil der sehr gewerbthätigen Einwohner, welche sich früher nur mit der Fabrikation von Messern und Pfeifenköpfen beschäftigten, lebt von dem Fremden- und Badegästenverkehr. Die Liebe zu den Blumen und zu den Singvögeln ist den Leuten in der Ruhl aber geblieben. Blumentöpfe und Blumen in Vasen sah ich heute, wie damals, überall in den Fenstern, und die Vögel sangen in ihren Käfigen fröhliche Weisen. Auch manches hübsche Mädchen begegnete mir noch in der eigenthümlich schönen Ruhlaer Nationaltracht, obschon auch hier die städtische Mode dieselbe vielfach verdrängt hat. Die Ruhlaer Mädchen sind

vor allen Mädchen auf dem Thüringerwalde von zarter und zierlicher Gestalt und feinen Gesichtszügen. Sie tragen das hier meistens rothe oder bunte Kopftuch nicht, wie es sonst in Thüringen geschieht, vorn um den Kopf geschlungen, so daß es das Haar und einen Theil der Stirn verbirgt, sondern der Kopf ist frei, und das Kopftuch bedeckt nur den Zopf, der am Hinterkopf aufgesteckt wird. Der kurze Rock und die weißen Strümpfe sehen so zierlich aus, und der noch kürzere, faltenreiche Mantel, der vorn herübergeschlagen wird, hebt die feine Taille vortheilhaft hervor. Besonders Berlin ist während der Sommermonate in Ruhla vielfach vertreten. Ruhla ist ein Modebadeort für die Berliner Burgeoisie geworden, und man kann nicht mehr Anekdoten von den Engländern am Rhein und in der Schweiz erzählen, wie man jetzt in Ruhla und der Umgegend von den Bewohnern des Spreestrandes hört. Da steigt ein Berliner Rentier auf den Inselsberg, um das Schauspiel eines Gewitters unter sich zu haben. Er hat die Blitze nun an der Spree so lange und so oft über seinem Kopfe gesehen, er will nun auch einmal wissen, wie es aussieht, wenn sie die Wolken unter seinen Füßen durchzucken. Hartnäckiger, wie jener Engländer auf dem Rigi, hält er es oben vierzehn Tage aus, ohne seinen Wunsch erfüllt zu sehen. Verzweifelt kommt er in Ruhla an, und am ersten Tage seiner Ankunft hüllen sich die Berghäupter in Wolken, und es bricht ein Gewitter los, wie man es seit Jahren nicht so heftig in der Ruhl gesehen. Die Tochter eines Berliner Geheimraths, ob eines wirklichen oder eines nicht wirklichen, weiß ich nicht, erkundigt sich, nachdem sie ein Gericht Forellen verzehrt und ihr dieselben sehr gut geschmeckt haben, nach den nähern Lebensumständen dieser hübschen Fische. Endlich fragt sie, wo diese Thiere während des Winters bleiben, wenn es kalt wird und eine Eisdecke über Bäche und Teiche gelagert ist, und ist ganz verwundert, als der Ruhlaer Gastwirth ihr erwiedert: „In dem Bache." Ach, ich meinte, erwiedert das Fräulein ganz naiv, die Forellen gingen alsdann an einen wärmern Ort, sowie wir nach Berlin, oder wie die Zugvögel über's Meer. Eine Gesellschaft will eines Tags den Inselsberg besteigen. Unterwegs verlangen sie Forellen, und zwar lebendige. Hierzu wird ein kleiner Zuber und eine Brause gekauft, der Führer muß den Zuber mit den Forellen tragen und einer der Herren geht mit der Brause nebenher, um die Forellen dann und wann mit frischem Wasser zu begießen, damit sie lebendig auf den Inselsberg gelangen. Wahrscheinlich soll dann später beim Thee in Berlin an einem Winterabende erzählt werden, man habe auf dem Inselsberg lebendige Forellen gefangen und verspeist. Natürlicherweise ist oben, als man nach tagelangem Marsche ankommt, von den Fischen kein einziger mehr am Leben.

Ich könnte ebensoviel Anekdoten von Berliner Curgästen erzählen, wie Sagen von Ruhlaer Spuk und Erscheinungen, und damit wären Bände zu füllen, meint Ludwig Bechstein. Wenn man die Ruhlaer Bade- und Frem-

denliste in die Hand nimmt, man kann immer darauf rechnen, bei Dreiviertel der anwesenden Personen liest man: „aus Berlin." Spaziert man den Waldweg zum Jubeltempel hinauf, alle hundert Schritt begegnet man Jemandem, den man Vormittags zwischen 12 und 1 Uhr unter den Linden trifft, und der dort seinen Morgenspaziergang macht, um sich Appetit zum Essen zu holen, oder seine Uhr nach der Normaluhr an der Akademie unter den Linden zu stellen.

Der Gerberstein liegt links von der Chaussee von Ruhla nach Altenstein, während die directe Straße zwischen beiden Orten 1½ Stunde erfordert, ist der Weg über den Gerberstein und an der Luthersbuche vorüber, die an derselben Seite liegt, eine Stunde länger. Der Weg ist leicht und ohne Führer zu finden, und der Gerberstein ist jedenfalls ein so hübscher Punkt, wie die Lutherbuche ein Platz von historischer Bedeutung auf einer schönen Waldwiese, daß man für den Umweg von einer Stunde hinreichend entschädigt wird. Man geht also durch Ruhla die lange Straße immer fort bis zum Schlagbaum, wo die Straße sich in zwei Arme theilt. Man schlage den Weg rechts ein, welcher an Waldwiesen, auf denen eine Menge Felsblöcke zerstreut liegen, vorüber führt, und gehe auf demselben weiter bis zum Wegweiser. Bei demselben angekommen, gehe man auf der Straße nach Gotha und Winterstein ungefähr 100 Schritt fort. Man sieht dort bereits die bemoosten Felsgipfel des Gerbersteins vor sich. Sodann verlasse man diese Straße und gehe rechts einige 40 Schritt gerade in die Waldung hinein, und man wird in einen Tannendurchhau kommen, der direct auf den Gerberstein losführt.

Die Felsenkuppe des Gerberstein besteht aus ungeheuren Granitblöcken, die, mit Moos und Gesträuch bewachsen, in wilder Zertrümmerung umherliegen. Der Gipfel erhebt sich 2147 Fuß über die Meeresfläche und bietet eine großartige Aussicht in einen großen, von hohen Bergen umgebenen Thalkessel. Die zur rechten Seite liegenden, mit grünen Matten und Wald bedeckten nähern Höhen geben dem Bilde einen sehr mannigfaltigen Charakter. Mitten im Thalkessel liegt die alte Stadt Schmalkalden mit ihrer stattlichen Kirche, zur Linken der Stahlberg, nach rechts hin dann der hoch emporragende Gipfel des Steinberges, den der Inselsberg, das Häuschen auf seiner Spitze, noch überragt. Rechtshin der langgedehnte Rücken der Hohenheide, vor demselben die Hohenwarte. Die nähern Höhen sind der Hühnberg — es ist der Berg mit dem kahlen Gipfel, an dessen Fuße wir die Häuser des Dorfes Seligenthal erblicken — und der kleine Dolmar. Dort im Hintergrund der Bergkette ragt der große Herrmannsberg, schroff und steil aufgebaut, hervor, auf dessen Porphyrgipfel einst ein Schloß stand, welches wegen des ruchlosen Lebens, was die Ritter führten, die darin wohnten, verwünscht wurde, und jetzt innerhalb des Berges gebannt ist. Arme wandernde Musikanten zogen einmal an dem Berge vorbei und brachten den verzauberten Rittern ein Ständchen, und siehe da, von selbst füllte sich der zinnerne Teller, auf dem sie gewohnt waren,

bei den Gästen umhergehend, eine Gabe einzusammeln, mit blinkenden Goldstücken. Auch ein armer Hirtenknabe machte so sein Glück. Es war ihm von seiner Heerde, die er am Fuße des Hermannsberges hütete, ein Lamm entlaufen, und er stieg den Berg hinauf, um es zu suchen. Da fand er oben eine Gesellschaft in sonderbaren Trachten, wie sie vor vielen hundert Jahren Mode waren, Kegel schieben. Der Knabe mußte ihnen die Kegel aufsetzen, und als sie zu spielen aufhörten, machten sie ihm die Kegel zum Geschenk. Der Hirtenknabe schleppte sie mit sich den Berg hinunter und als er sie in der Hütte seiner Aeltern näher ansah, waren sie sämmtlich von Golde. Auch den Schneekopf sehen wir und den hohen Beerberg, der steinerne Thurm auf dem Gipfel des Schneekopfs ist genau zu unterscheiden. Die Straße von Oberhof nach Suhl windet sich an der Wand des Wildekopfs hinauf und die Stadt dort im Thalgrund ist die Stadt Suhl.

Von den Granitblöcken des Gerbersteins hinuntersteigend, geht der Weg wieder durch jenen langen Tannendurchhau. Dann liegen links eine Reihe von Waldwiesen, über welche ein leicht erkennbarer Fußweg führt. Verfolgt man ihn, so gelangt man nach einer Viertelstunde zu einer Waldwiese, auf der ein vom Blitz getroffener Stamm einer Buche sich auf einen künstlichen hölzernen Arm stützt. Der Stamm ist ganz verdorrt und mit Steinen ausgefüllt. Vor Jahren sah ich ihn noch als blühenden Baum voll Zweige und Blätter. Es ist die Buche, bei der Luther im Jahre 1521, als er vom Wormser Reichstage zurückkehrte und der Kurfürst Friedrich der Weise die Folgen der dort über ihn ausgesprochenen Reichsacht fürchtete, von dem Ritter Kaspar von Berlepsch auf Befehl des Kurfürsten gefangen genommen und nach der Wartburg in Sicherheit gebracht wurde.

Auf seiner Rückreise von Worms nach Wittenberg im Frühjahr 1521 hatte Dr. Martin Luther seinen Freund Nicolaus Amsdorf in Eisenach und dann seinen Geburtsort Möhra besucht, welches drei Stunden von dort liegt, und wo ihm ein Bruder und zwei Vatersbrüder lebten. Dort hatte er im Freien gepredigt, weil die Kirche die Menge von Zuhörern nicht fassen konnte, und reiste dann in Begleitung seines Bruders Jacob und Amsdorfs von Möhra über Gumpelstadt und Witzelrode nach Schweina und von da nach Altenstein, um auf diesem Wege nach Wittenberg zurückzukehren.

Auf dem Schlosse zu Altenstein wohnte damals Burkhardt Hund von Wenkheim, der kurfürstlich Sächsischer Amtmann zu Gotha war. Er unterschrieb seinen Namen „Burkhardt Hundt Ambtmann zu Gota und Rentmeister.“ Auf der Wartburg wohnte zu gleicher Zeit und in derselben Eigenschaft der Ritter Hans von Berlepsch. Er unterschrieb seinen Namen und seine Titel: „Hans von Berlepschenn der Jung, Ambtmann zur wartpburgk.“ Beiden Männern hatte der Churfürst, für Luthers Sicherheit wegen der Acht, welche der

Reichstag über ihn ausgesprochen hatte, aufgegeben, Luther aufzuheben und in aller Stille nach der Wartburg in Sicherheit zu bringen.

Als die Reisenden nun an der Stelle, wo die Lutherbuche steht, ausgestiegen waren, um einen Trunk aus der Quelle zu nehmen, traten fünf Reisige aus dem Dickicht hervor und veranlaßten Luther, ein Pferd zu besteigen und Amsdorf, in seinem Wagen zurückzukehren. Jacob Luther entfloh, als er die Reiter erblickte, und soll Abends zu Fuß in Waltershausen auf der Flucht angekommen sein. Luther mußte sein Hauskleid mit einem ritterlichen Anzuge vertauschen, wurde von den Reitern in die Mitte genommen und auf Waldwegen nach der Wartburg von dannen geführt.

Luthers Aufhebung erregte bedeutendes Aufsehen, ohne daß seine Entführer und der Ort, wohin er gebracht war, bekannt wurde. Ein Verdacht fiel auf den Grafen von Henneberg, der dem alten Glauben sehr zugethan war und dessen Gebiet an das Sächsische Gebiet hier angrenzt, welcher indeß in einem von Worms aus geschriebenen Briefe mit Entrüstung diesen Verdacht von sich wies.

Der Baum, in dessen Nähe die That geschehen war, eine Buche, blühte und grünte fort, Jahrhunderte lang. Ein Geistlicher zu Schweina, Namens Hattenbach, der im dreißigjährigen Kriege dort lebte, trug das Ereigniß in seinem Kirchenbuche ein, und bediente sich dabei des Ausdrucks: „bei dem Luthersbaum uf'r Landstraße nach Waltershausen." Ein Einwohner Steinbachs, Andreas Malsch, kaufte den Baum, um zu verhindern, daß er gefällt werde. Der Baum wurde alt und hohl, trieb aber immer noch grüne Zweige und Blätter. Im Jahre 1825 wurde er ruchloser Weise angezündet, jedoch von zwei Enkeln desselben Andreas Malsch gerettet. In den Jahren 1817 und 1830 fanden zur Feier des dreihundertjährigen Jubiläums der Reformation Festlichkeiten unter der Lutherbuche statt. Damals wurde der Raum um dieselbe herum geebnet und die Quelle mit Steinen eingefaßt. Da brach am 18. Juli 1841 um Liebenstein herum ein heftiges Ungewitter los, der hohle Stamm war nicht im Stande, dem Sturm zu widerstehen, und wurde mit seinen starken Aesten zu Boden geworfen. Nur ein Stumpf blieb stehen, welcher noch heute einen wagerechten Ast trägt, welcher sich alle Frühjahre neubelaubt und gestützt wurde.

Der Herzog Bernhard zu Sachsen-Meiningen beschloß, die Stätte mit einem Monumente zu schmücken. Dasselbe wurde im Frühjahr 1857 aufgestellt und am 26. Juli feierlich eingeweiht. Es erhebt sich unmittelbar vor der Buche am Fuße der kleinen Erhöhung, auf der dieselbe steht, eine drei und dreißig Fuß hohe viereckige Säule in Gestalt eines Thürmchens in gothischer Form, auf drei Stufen ruhend. Jede der vier Seiten des Denkmals ist mit einer Inschrift mit schwarzen Buchstaben versehen. Die Inschriften lauten folgendermaßen:

Auf der Vorderseite:

Hier wurde
Dr. Martin Luther
am IV. Mai 1521
auf Befehl
Friedrich des Weisen
Kurfürsten von Sachsen
aufgehoben
und nach dem Schlosse Wartburg
geführt.
Er wird trinken vom Bache am Wege
darum wird er das Haupt erheben.
Psalm 110, 7.

Auf der Rückseite:

Errichtet
von
Bernhard Erich Freund
Herzog zu Sachsen-Meiningen
im Jahre 1857.

Auf der einen Nebenseite:

Herr mein Fels
Meine Burg
Mein Erretter
Mein Gott
Mein Hort
Auf den ich traue.
Psalm 18, 3.

Auf der andern Nebenseite:

Wer in Gerechtigkeit wandelt
und redet was recht ist — der
wird in der Höhe wohnen
und Felsen werden seine
Veste und Schutz sein.
Jesaias 33, 15 u. 16.

Die von Ruhla nach Altenstein führende Chaussee ist bald erreicht. Nach links auf derselben fortschreitend, erblickt man bald die Ruine Liebenstein. Tief unten im engen Thal, zur linken Seite des Weges, liegen die Häuser eines Dörfchens. Die Landstraße führt gerade auf das Thor des Schlosses Altenstein. Bei dem Wegweiser an einem Hügel, wo dieselbe sich theilt, schlage man aber den Weg rechts ein.

Schloß **Altenstein**, ein modernes, schönes Gebäude mit grünen Jalousieen, mit blumengeschmückter Auffahrt und plätschernder Fontaine, schaut von einer sehr geschmackvoll arrangirten Terrasse in ein heiteres Thal, auf die weißen Häuser von Schweina und Glücksbrunn und auf das Glücksbrunner Schlößchen hinab. Hinter dem neuen Hause erheben sich auf einem Felsen Trümmer eines alten Schlosses, des Markgrafensteins, und ein wohlgepflegter Park mit prächtigen Bäumen, mit Wildgehege, mit Wasserfall, mit hübschen Aussichten umgiebt rechts und links das Schloß. Schloß Altenstein ist unter den Wald- und Bergschlössern des Thüringerwaldes der schönste und lieblichste Sommeraufenthalt, und ich kann es dem Herzoge von Meiningen nicht verdenken, daß er diesen Ort zu seiner Sommervillegiatur erwählt und die wenigen Sommermonate des Nordens nicht in dem öden, alten Schloßgebäude zu Hildburghausen hinbringt. Die Besitzung gehörte einst den Grafen von Henneberg, dann den Landgrafen von Thüringen und später den Herren von Wenkheim. 1733 brannte das alte Schloß ab. Die jetzigen Parkanlagen verdankt der Altenstein dem Geschmack des verstorbenen Herzogs. Dem Reisenden würde ich rathen, sie mit einem Führer zu durchwandern, da er sonst sehr viel unnützer Weise hin und herlaufen wird. Mich führte der hübsche Knabe eines der für den Park angestellten Gärtner. Rechts an den Mauern des alten Mark-

grafensteins vorüber geht der Weg oberhalb einer Waldwiese mit spielenden Rehen zu dem Blumenkorbe, einer steinernen Vase mit blühenden Hortensien und Aurikeln auf einem hohen Felsobelisk und zum Bonifaciusfelsen, von dem man Thal und Schloß überschaut. Eine Felswand schließt den Pfad und ich schaue in eine dunkle Schlucht. Mein hübscher Führer geht voran und ersucht mich, ihm ohne Furcht zu folgen. Der Weg wird immer enger und dunkler. Tiefe Finsterniß umgiebt uns, aber bald erhellen die Strahlen der Abendsonne den Ausgang und auf bequemen Stufen steigen wir innerhalb eines Tempels hervor, durch dessen offene Säulen wir in den höher gelegenen Theil des Parkes treten und zu der Bastei, einer steilen Felskuppe mit der Aussicht auf die Ruine Liebenstein wandern. Von dort steigen wir auf den Hohlenstein, von dessen Gipfel ein Häuschen im Chinesischen Geschmack hinabschaut. Die Glöcklein am Dach klingen im Winde und durch ihr Klingen tönen die Saiten einer Aeolsharfe aus der Felsenspalte. Wenige Schritte vom Hohlenstein, nach Osten hin, vergolden die Abendsonnenstrahlen das röthliche Gestein einer Felsengruppe, die man sehr sinnig das Morgenthor genannt hat. Die Teufelsbrücke, der Wasserfall und die Sennhütte verschönern die Parkanlagen an der andern Seite des Altensteiner Schlosses.

Auch den Altenstein und seine Umgebung durchweht die Sage und belebt ihn mit ihren luftigen Gebilden. Auch hier sprießen Wunderblumen, gebannte Jungfrauen warten auf Erlösung, an den Kreuzungen erblickt man weiße Gespenster und feurige Hunde und fremde, unbekannte Männer suchen mit Wünschelruthen nach Gold. Dort oben vom Bonifaciusfelsen soll der große Christenthumsapostel den Heiden die Lehre der Liebe und der Humanität gepredigt haben und in der Nähe des Dorfes Steinbach wird noch heute der Landgrafenacker gezeigt, wo der eiserne Landgraf, nachdem ihn der Schmied in der Ruhl hart geschmiedet, die widerspenstigen Edlen an den Pflug spannte. Die Geschlechtssage von dem Grafen von Wenkheim auf Altenstein ist wohl allgemein bekannt. Eine Gräfin von Wenkheim hatte nämlich acht Kinder auf einmal geboren. Sieben gab sie der Wärterin mit dem Auftrage, sie zu ersäufen. Auf ihrem Wege begegnete ihr der Graf und fragte sie, was sie da unter ihrem Mantel trage. Sie antwortete: junge Hunde. Da schlug der Graf ihr den Mantel zurück und sah die sieben Knaben. Er nahm sie fort und ließ sie heimlich erziehen, und, als sie große und schöne Jünglinge geworden waren, stellte er sie der Mutter vor. Seit dieser Zeit führte das Geschlecht den Namen: Hund von Wenkheim.

Noch etwas Merkwürdiges und Schönes ist in der Nähe von Altenstein, die Glücksbrunner oder Altensteiner Höhle. Man nennt sie auch die Höhle von Liebenstein. Sie liegt am Fuße des Altenstein und wurde im Jahre 1799, bei Gelegenheit der Anlage des Parkes entdeckt. Die Höhle ist groß und geräumig, die Gänge sind hoch und gerade, und ein Besuch derselben ist mit keiner der bei einer solchen Gelegenheit gewöhnlichen Unbequemlichkeiten verbunden.

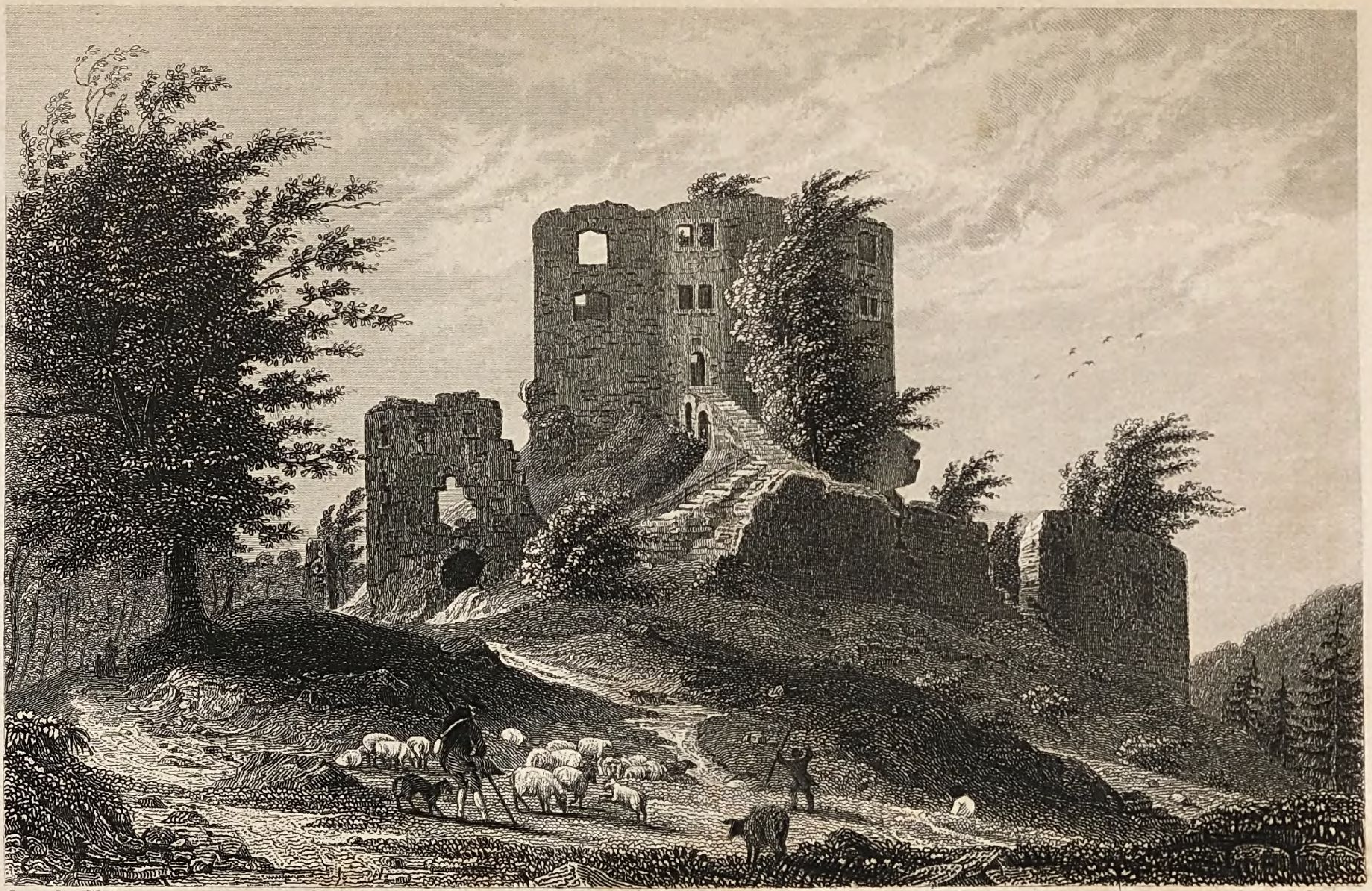
Man beschmutzt sich weder die Kleider, noch klettert man auf vertical aufgestellten Leitern auf und ab, nur hüte man sich vor Erkältung und steige nur vollständig abgekühlt in den eiskalten Stollen. In den Vormittagsstunden ist während der Saison in Liebenstein die Höhle an manchen Tagen, gewöhnlich am Sonntage, in den Vormittagsstunden erleuchtet. Hält man sich in Liebenstein nicht im Bade auf oder trifft man an einem Erleuchtungstage nicht in Altenstein ein, so muß man sich die Erleuchtung natürlich auf eigene Kosten herstellen, was etwas theuer ist. Auch entbehrt man dann die unterirdische Musik, welche an den Höhlenfesttagen die Gänge durchtönt. In der Nähe der Höhle ist ein Wirthshaus, wo man den Charon zu diesem Hades findet. Jedenfalls lasse man sich hineinführen auch wenn für die Höhle kein Feiertag mit Illumination und Musik sein sollte. Mir erschienen die Wölbungen bei dem Scheine weniger Fackeln durch die großen Schlagschatten und die hellen Lichtstreifen nur noch imposanter. Nicht durch die feurigen Fluthen des Periphlegethon und des Cocytus braucht man zu schwimmen, auch nicht die Freude und das Weh des irdischen Lebens in den Fluthen des Lethestromes zu ertränken, um diesen Hades zu schauen, der Zugang ist ungefährlicher, nur einen eiskalten Stollen hat man zu passiren. Dann tritt man ein. Der Gang wird breiter, das Gewölbe höher, Seitengrotten werden sichtbar und Stufen führen zu einem andern Gange. Nach einander kommt man in zwei hohe Hallen und in der zweiten führen Stufen zu einer Plattform empor, auf denen die antiken Säulen eines Tempels sich erheben. In der Ferne hört man ein Bergwasser brausen, um und zu den Stufen des Tempels fährt man auf dunkeln Wassersfluthen in einem Kahn, den der Charon der Höhle ohne jegliche Gefahr steuert. Ich glaube, Vater Homer erzählt, man zahlte dem Charon des Hades für die Ueberfahrt einen Obolus. Auch hier ist das Fahrgeld billig. Es beträgt 5 Sgr. Und jedenfalls schauen wir die Wunder dieser Höhle mit freudigerem Sinn, als Odysseus, wie er die Helden von Troja im Reiche des unterirdischen Gottes besuchte und Achilleus ihm klagte:

„Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner bestellen,
Gleich einem dürftigen Mann, ohn' Erb' und eigenen Wohlstand,
Als die sämmtliche Schaar der geschwundenen Todten beherrschen."

Bad **Liebenstein** ist ½ Stunde von Schweina und Altenstein, 2½ Stunde von Brotterode entfernt. Wer zum Abend hierher kommt, dem ist gerathen, die Nacht im Altensteiner Gasthofe, in einem der Nebengebäude des Schlosses oder in Liebenstein zuzubringen. Die Gemeindeschenke zu Schweina, der einzige Gasthof dort, ist kein confortabler Aufenthalsort. Liebenstein ist ein sehr freundlich gelegener, hübscher moderner Badeort, mit stattlichen schönen Logirhäusern, wie man sie in den Taunusbädern nicht besser findet, einem großen Kurhause mit schöner Terrasse, mit Schauspielhaus, Marmorbädern und einem herzoglichen Sommerpalais. Das Bad hat eine Mineralquelle, deren Eisengehalt etwas stärker ist, als der der Pyrmonter Heilquelle. Warme

Quellen sind nicht vorhanden. Schon vor mehreren Jahrhunderten wurde Liebenstein als Heilquelle benutzt, aber erst unter der Regierung des Herzogs Georg von Meiningen kam es als Badeort in Aufnahme. Links vom Erdfalle am Kurhause, einer großen geräumigen offenen Grotte, durch einen Hain von schönen Buchen und Linden geht der Weg zur Ruine Liebenstein empor. Der ganze Berg, auf dessen Gipfel die Trümmer derselben sich ausbreiten, ist mit einer großen Parkanlage bedeckt. Die Trümmer haben einen bedeutenden Umfang, und unter ihnen ragt der mächtige Wartthurm empor, aus dessen verfallenen Fenstern man eine weite Aussicht hat. Die Geschichte berichtet von der Liebensteiner Ruine sehr wenig. Es ist kaum das Jahr ihrer Erbauung zu ermitteln. Wir wissen nur, daß dort mehrere Jahrhunderte hindurch Herren von Stein wohnten. Dann kam sie an den Herzog von Gotha, dann an die Meiningensche Linie. Desto mehr erzählt davon die Sage. Mit den Ranken des Epheu umschlingt sie die alten Steinreste und schaut mit gespenstischem Gesicht durch die öden Fensteröffnungen. Als die Burg gebaut wurde, hat eine Mutter ihr Kind um Gold verkauft, und dieses Kind haben sie mit eingemauert, damit die Burg unüberwindlich werde. Dafür hat die unnatürliche Mutter keine Ruhe im Grabe, sondern geht um die Mitternachtsstunde um in dem öden Gemäuer. Auch verwünschte Jungfrauen wohnen darin und häufig sieht man sie in weißen Gewändern, jede am Gürtel einen großen Bund Schlüssel, hinabsteigen und in dem Teich, der an der Straße von Liebenstein nach Altenstein fließt, baden. Unter einer Steinplatte liegt im Schloß ein großer Schatz von Gold und edlen Steinen verborgen, der noch nicht gehoben worden ist. Einer Jungfrau in Schweina wäre dies bald gelungen, aber, wie der Schatz ihr erschien und an die Oberfläche der Erde hinaufgerückt wurde, vergaß sie einen Zweig darauf zu werfen, und so versank er wieder in die Erde. Auch von einem bösen Ritter erzählt die Sage, einem Stein zum Liebenstein, der auf dem Schloß wohnte und der seine Seele dem Teufel verschrieben hatte unter der Bedingung, daß er ihm zeitlebens diene und alle Arbeiten verrichte. Links um den Liebenstein, nach Norden zu, liegen weite Getreidefelder. Nun befahl der Ritter eines Tages dem Teufel, in einer Nacht alles Getreide auf denselben zusammenzumähen. Der machte sich daran, und in einigen Stunden lag alles Getreide in ungeheuren Bunden nach rechts und nach links zusammengemäht. Deshalb wächst noch heute alles Getreide auf diesen Aeckern nicht gerade, sondern immer nach rechts und nach links, so daß es, wenn man es vom Schloß aus erblickt, aussieht, als läge es in großen Bunden zusammengehäuft.

Aus den Fenstern der Burg erblickt man auch die Häuser des Dorfes Steinbach, von denen so viel Spuk und Erscheinungen erzählt werden, daß es noch heute das Hexen-Steinbach heißt.



Gez. v. Otto Wagner. Gest. v. R. Dawson.

BURGRUINE LIEBENSTEIN.

Elftes Kapitel.

Der Inselsberg.

Der Inselsberg und seine Fernsicht. Wege auf den Inselsberg. Weg von Liebenstein über Brotterode. Herges. Das Drusenthal. Brotterode. Andere Wege. Der Weg vom Inselsberg durch das Felsenthal nach Reinhardsbrunn und Friedrichsrode.

Wer ist in Deutschland doch so fremd und unbereiset,
Der Thüringen nicht weiß und seinen großen Wald,
Die Berge, die er zählt, hat keiner leicht gezahlt,
Von denen sich jedoch der Allerhöchste weiset
Der hohe Heunselberg: Wie herrlich kann er prangen,
Auf so viel Meilen hin, sieht alles niedrig sein,
Was sonsten in dem Grund hat einen hohen Schein,
Kann mit der schönen Spitz bis in die Wolken langen

Veit Ludwig v. Seckendorf; 1649.

Practische Notizen: Wege auf den Inselsberg: Von Liebenstein über Herges und Brotterode 4—4 1/2 St., von Altenstein an der Luthersbuche vorüber und über den Gerberstein 3 1/4 St. Führer wegen der vielen sich kreuzenden und oft aufhörenden Fußwege nothwendig. Von Liebenstein über die Ruine Liebenstein und den Dreiherrenstein nach den Inselsberg 3 St. Führer nothwendig. Vom Inselsberg durch den Lauchagrund nach Reinhardsbrunn 2 St.

Der Inselsberg ist mir ein alter lieber Bekannter aus früher Jugendzeit. Er steht mitten in meinen Erinnerungen von Jena und Göttingen, der ersten Reise, der ersten Neigungen und der ersten getäuschten Illusionen. Damals stand nur das alte, kleine Haus auf seinem windumrauschten Gipfel, und in diesem kleinen hölzernen Hause schlief ich zum erstenmale auf Stroh, wie so Viele vor mir und so Viele nach mir. An seiner grünen Berglehne nach Kabarz zu stieg ich unter Wolken und fallendem Sprühregen hinauf, in den gelblich grauen Wolkenschichten unter mir zuckten Blitze, zickzackartig, lang aufglühende Streifen, bald roth, bald wie weißglühender Stahl gefärbt, lange hallte der Donner in den Thalgründen wieder, aber über mir zwischen dunkeln

auseinandergerissenen Wolkenvorhängen, blickte das Blau des Himmels immer wieder hervor, in die Frühlingsfarbe eines warmen Pfingsttages getaucht, und die Sonnenstrahlen umleuchteten den Berggipfel und das hölzerne Häuschen. Am andern Morgen erhob sich die Sonnenscheibe dort drüben über den Wiesen und Waldungen des Tennebergs klar und voll und färbte das Blau des Himmels mit röthlichen Strahlen, die immer heller und heller wurden, auf die Trümmer der alten Gleichenschlösser und die Leuchtenburg hinüberblitzend, dann die alte Thurmspitze von Ohrdruf beleuchtend und auf dem hohen Becken des Kandelaber flammend, daß er zu brennen schien, wie ein großer Riesenleuchter — und endlich erglänzte das ganze Thüringer Land ringsum, wie in einem Lichtmeer. Jahre sind seitdem verflossen, viele Dinge haben sich in der Welt geändert, viele Illusionen sind ausgelöscht und viele Erinnerungen sind so erblichen, daß ich die Bilder kaum noch erkennen kann; auch der Inselsberg hat sich neben dem kleinen unscheinbaren Holzhäuschen ein stattliches großes Haus gebaut, wie es die andern großen und berühmten Berge in der Welt haben, der Rigi, das Faulhorn, der Gotthard und seine Nachbarn, der Brocken und der Schneekopf; aber die Pfingstnacht und der Pfingstmorgen auf seinem Gipfel mit dem lichtumflossenen schönen Thüringerland zu meinen Füßen stehen mir noch heute in klaren unverwischten Umrissen vor dem Auge der Seele. Mit den Augen des Leibes ist es anders, wie mit den Augen der Seele. Die Bilder, welche die Lichtstrahlen auf der Netzhaut der ersteren abzeichnen, verschwinden, sowie die Lichtstrahlen vorüber sind, die Bilder auf der Netzhaut der Augen der Seele verwischen sich nie, wenn die Linien schön waren, welche sie zeichneten. Sehe ich nicht den Kopf der Raphaelischen Madonna so klar vor mir, als sei es erst gestern gewesen, daß ich sie sah, und es sind doch schon Jahre seitdem verflossen; kann ich die Gestalt der Venus von Canova in der Glyptothek zu München je vergessen, oder die drei und zwanzig Schneehäupter der Bergriesen, mit denen sie rund um den Gipfel des Faulhorns in das Blau des Himmels aufragen? So ist es auch mit dem Landschaftsbilde, welches sich vom Inselsberge aufrollt.

Doch kann man dies Landschaftsbild noch schöner sehen, wie ich es damals sah. Ein Landschaftsbild, von einem Lichtmeer übergossen, ist nicht so schön, wie ein solches Bild mit Wolkenschlagschatten und Sonnenstreiflichtern. So sah ich es heute: Licht und Schatten, Ruhe und Bewegung, große helle Flächen, Halbschatten und Sonnenstreiflichter. Nebelmassen lagerten in den Thalklüften, in den Bergschluchten und Waldeshöhlen, die sich nach allen Richtungen vom Inselsberg hinabziehen, sie stiegen in die Höhe, wie ungeheure Wolkenriesen und berührten mit ihren Armen und Häuptern die Wolkenschichten, welche über mir der Wind vorüberjagte, auseinanderriß und zusammenballte. Dann leuchtete die Sonne durch die obern Wolkenmassen, und zwischen diesen Wolkensäulen hindurch schimmerten die einzelnen Flächen des Bildes mit ihren grünen Matten, ihren waldbedeckten Bergeshöhen, ihren

Städten und Mauertrümmern so hell, daß jedes deutlich hervortrat. Nun jagten große Schatten über die Fläche des Bildes, bald langsamer, bald schneller, im Windesrauschen; jetzt traten die Berge des Horizonts hervor, die ganze Linie wie in Licht getaucht, und im Mittelgrund lagerten große Halbschatten; aus der Ferne sah ich dann Wolkenmassen heranrücken, in der Höhe und zu beiden Seiten, und wie unter einem ungeheuren Thore, dessen Pfeiler auf der Ebene stehen, und dessen Bogen in den Himmel ragt, breitete sich das Landschaftsbild dort unten klar und sonnig aus. Die Wolkenpfeiler schritten wieder vorwärts, immer auf den Inselsberg zu, der Wolkenbogen des Thores senkte sich wieder nach der Ebene, die Winde sausten hinter ihnen, immer rascher trieben sie heran und sanken dann um den Berg herum zusammen, daß Alles aussah, wie ein unendliches Nebelmeer, aus denen die Berggipfel wie in Licht getaucht, hervorragten. Darum heißt auch der Berg Inselsberg, weil sein Scheitel sich oft inselgleich aus diesem Nebelmeer emporhebt. So sah ich nacheinander zwischen Wolkensäulen und in Wolkenrahmen, bald lichtumflossen, bald mit hellen Streiflichtern überrieselt, bald von hellern und dunklern Schlagschatten überjagt, im Norden den Harz den Horizont umsäumen. Auf den Mauertrümmern des Kyffhäuser blitzte ein Sonnenfunken. Auf der unendlichen Fläche zwischen diesem Bergessaum und den Füßen des Inselsberges sah ich dicht neben seiner Sohle Kabarz, weiterhin Langensalza und Thomasbrück, die Domthürme von Erfurt und den weißen Friedensstein über Gotha. Hinter Erfurt erhob sich ein Berg, der wie ein Hügel auf der großen Fläche aussah, es war der Ettersberg, und über einigen Häusern von Waltershausen Schloß Tenneberg. Im Osten die bewaldeten Gipfel des Gükelhahns, des Beerberges und des Schneekopfs und die Zacken des Felsenthals, die Bergtrümmer des Gleichenschlosses, Molsdorf, das mon plaisir des Grafen Gotter, und daneben die stille und einfache Herrnhuter Colonie Neudietendorf, den alten Thurm von Ohrdruf und den Riesenleuchter des Kandelaber. Dann hoben und theilten sich die Nebelmassen im Süden, und im Sonnenlicht lag das Werrathal. Mitten darin Dreißigacker und an den Thalgrenzen Herrenbreitungen, Frauenbreitungen und Schwallungen, hart am Inselsberg Brotterode. Jetzt trieb ein langer Wolkenschatten über das Thal hinweg, aber über den Horizont warf die Sonne ein langes helles Streiflicht, welches auf eine bläulich gefärbte Bergkette fiel, es war das Rhöngebirge. Lange dauerte es, ehe der Westen sich erhellte, aus seinen vielen Waldungen und Höhenzügen erhoben und senkten sich Nebelmassen, stiegen bald wie Wasserhosen in die Höhe, zogen dann schichtenweis hin und her, bald größer, bald kleiner, bald sich zu dichten Haufenwolken anballend, dann wie feiner Nebel zerfließend. Es braute und brodelte da unten, wie in einer Hexenküche. Dann erhob sich der Wind und fuhr in scharfen festen Stößen unter all die Nebel und Wolkenmassen, bis sie endlich, wie große Heerhaufen gen Westen zogen. Nun trat der Wartberg auf der Ebene hervor, auf

seinem Gipfel das Landgrafenhaus und der Wartthurm, in seiner Nähe die Ruine des Scharfenberg, die Häuser von Sättelstädt und Schönau und hinter ihnen die Kante des Hörseelberges. Salzungen und Seeberg erschienen vor ihnen auf der Ebene, rechts die Trümmer des Krainberges. Den Horizont umzog ein blauer dunkler Streifen, die Höhenzüge Westfalens und das Vogelgebirge.

Als ich zum ersten Male auf den Inselsberg stieg, ging ich über Kabarz, von dem die Sage erzählt, daß es Bergleute aus dem Harz bauten, welche dort Erz suchten und fanden, und es deshalb Gawe Erz (Kauferz) nannten, woraus später Kabarz geworden ist. Auch an der Stelle, wo jetzt Tabarz liegt, suchten sie, fanden aber nur taube Gänge, und nannten es deshalb Tauberz, woraus Tabarz wurde. Der Inselsberg ist von dort aus schwerer zu besteigen, als von Liebenstein aus, von wo der Weg sich über Brotterode durch das Drusenthal in $4\frac{1}{2}$ Stunden — jetzt eine breite bequeme Fahrstraße — hinaufzieht. Ich ging deshalb dieses Mal von Liebenstein die langsam hinansteigende Fahrstraße hinauf, welche in vielen Windungen mit schönen Fernblicken an einem Eisenbergwerk, Mommel, vorüber nach dem Dorfe Herges führt. Bald hinter Liebenstein steht ein Kurhessisches Grenzzeichen, und von hier aus läuft die Straße bis oben auf den Gipfel des Inselsberg auf Hessischem Boden. Eine halbe Stunde lang liegen die Lehm- und Bretterhütten von Herges neben der Straße zerstreut. Die Armuth und die Dürftigkeit sieht aus jeder Hausthür und aus jedem Fensterloche heraus, und schaarenweis, wie auf der Strecke der Gotthartstraße durch den Kanton Uri, umringen hier den Wanderer bettelnde Kinder, halbnackt und in Lumpen, schmutzig, wie die Wände ihrer Hütten. Dann rauscht es zwischen den letzten Häusern von Herges, wie im Ohregrund oder im Schwarzathal, wilde Felsen und umbuschte Höhen erheben sich hart am Wege, colossale Felsblöcke sind von der Höhe herabgerollt und bedecken die Bergabhänge und die Wiesen, und zwischen ihnen rollt der Lauterbach, murmelnd und plätschernd, bis die Felsen vor den grünbewaldeten Höhen und größern Wiesenflächen mehr zurücktreten und das Drusenthal, sich mehr erweiternd, sich bis Brotterode in die Höhe zieht.

Brotterode und Herges sehen sich ähnlich, wie zwei unschöne Zwillingsschwestern in denselben alten Kleidern. Brotterode ist nur um einige hundert Häuser größer, seine Bewohner treiben einen ziemlich bedeutenden Handel mit dort verfertigten Metall- und Holzarbeiten, hat einen guten Gasthof und führt den Titel eines Marktfleckens. Sonst fließt der Bach mitten durch die Straße, wie in Herges, an den Häusern sind mehr Bretter, Lehm und Holzsparren, wie Steine, und auf den Dächern mehr Schindeln, wie Ziegel. Auf den schlechtgepflasterten Straßen sieht man mehr Menschen in Lumpen, als in reinen und guten Kleidern, die Kinder laufen halbnackt, und die Bettelei hält an jeder Ecke die Hand auf. Noch eine Merkwürdigkeit in



Gez. von Otto Wagner. Gest. von Alex. Willmann.

FELSENTHAL AM INSELBERG.

medicinischer Beziehung haben Brotterode und Herges aufzuweisen, die häßlichste Verbildung des menschlichen Körpers, welche man Cretin nennt.

Von Brotterode führt auf den Gipfel des Inselsberges eine breite Straße, und ein bequemer, aber ohne Führer leicht zu verfehlender, weit kürzerer Fußweg. Auch in Brotterode spuken überall Hausgeister und Gespenster, Schätze liegen in der Erde verborgen, Erscheinungen aus dem dreißigjährigen Kriege kommen dann und wann wieder zum Vorschein, ein anderes Herensteinebach. Noch ein zweiter Weg führt von Liebenstein auf den Inselsberg. Er geht bei der Luthersbuche am Dreiherrenstein, einem Grenzpunkte von Meiningen, dem Kurfürstenthum Hessen und dem Herzogthum Gotha vorbei und sodann über den Gerberstein. Der Weg erfordert 3¼ Stunden, ist aber ohne Führer wegen der vielen sich kreuzenden und sich verschlingenden Fußwege nicht zu finden, umsomehr, da man auf dem ganzen Wege weder ein Haus noch ein Dorf antrifft. Das groteske und romantische Drusenthal berührt dieser Weg aber nicht.

Der abgerundete Gipfel des Inselsbergs ragt 2855 Fuß hoch über der Meeresfläche empor, nach anderen Messungen 2940 Fuß. Die Grenzen von Hessen und Gotha gehen herüber, so daß das alte Haus auf Hessischem, das neue auf Gothaischem Gebiet erbaut ist. Auch der Rennsteig, diese alte Handels- und Grenzstraße zwischen Thüringen und Franken, der sich über den ganzen Kamm des Thüringerwaldgebirges hinzieht, führt herüber, von dem die Sage erzählt, daß jeder Thüringischer Landgraf, sobald er an die Regierung kam, mit seinen Rittern und Mannen ihn umreiten mußte. Das neue Gasthaus ist groß und geräumig, weit geräumiger, wie das alte, welches jetzt zur Verhinderung der vielen Holzfrevel zu einem Militairposten verwendet wird; aber von einer confortablen Einrichtung, wie man sie in den großen Logirhäusern auf den Schweizer Bergen zu finden gewohnt ist, ist hier keine Rede.

Rechts von den beiden Häusern auf dem Gipfel des Inselsberges läuft ein Fußweg hinab, der nach wenigen Minuten auf die von Brotterode heraufsteigende Straße führt. Dann geht man links auf dieser Straße ungefähr 50 Schritte fort, bis sich ein Fußweg zeigt, der sich rechts in das Gebüsch hinzieht und den man einzuschlagen hat. Der Fußweg führt bald über ein Wiesenstück, welches sich in fast viereckiger Gestalt, hell und grün zwischen den dunkeln Gebüschstreifen bereits dem Beschauer vom Gipfel des Berges aus zeigte, dann tritt er wiederum in den Wald ein und läuft in fast gerader Richtung zum Thorstein hinunter. Man lasse sich bei der kommenden Wegtheilung durch den rechts abführenden Fußweg nicht irren, er führt über die Tanzbuche und durch den ungeheuern Grund nach Friedrichsrode und Reinhardsbrunn.

Der Thorstein, ein von umbuschten und von Baumgipfeln beschatteten Steinkolossen gebildetes natürliches Felsenthor, bildet die Eingangs- oder,

wenn man will, Ausgangspforte in das Felsenthal, durch welches der parkartige Weg an der Berglehne auf die Straße nach Tabarz hinabführt. Gewaltige Felsen und Felsengruppen steigen nun an den Seiten zwischen mächtigen Tannen empor, der Ritterfelsen, der hohe Aschenbergstein mit einem Kreuz auf dem Gipfel und die hundert Fuß hohe Felswand des Bärenbruches, nur von mächtiger Tannen- und Fichtenwaldung unterbrochen; im Schatten der Felsen und mächtigen Bäume rauscht die Laucha, von dem das Thal auch der Lauchagrund heißt, zwischen Felsentrümmern und großen Steinen hinab; dann Wiesengründe, von Schneide- und Lohmühlen unterbrochen, die Felsen treten vor der Waldung zurück, der Bach rauscht ruhiger, die Bergwände werden niedriger, das Thal weiter, und bald erscheint die Ebene, in der die Dörfer Kabarz, Klein-Tabarz uud Groß-Tabarz liegen, von denen eine Chaussee rechts ab in einer kleinen halben Stunde nach Reinhardsbrunn und Friedrichsrode führt.

Zwölftes Kapitel.

Von Reinhardsbrunn durch den Dietharzer Grund nach Oberhof.

Reinhardsbrunn, seine Geschichte und seine Sagen. Friedrichsrode. Schauenburg. Engelsbach. Katterfeld. Altenberga. Der Candelaber. Georgenthal Georgenthaler Klostersagen. Der Apfelstedtgrund. Dietharz und Tambach, Der Dietharzer Grund.

Practische Notizen: Von Reinhardsbrunn über Georgenthal, Altenberga durch den Dietharzergrund nach Oberhof 7½ St. Von Tambach aus durch den Dietharzergrund ist ein Führer nothwendig, da der Fahrweg nur bis zum Falkenstein führt, und der Fußweg von dort aus sehr schwer zu finden ist. Von Reinhardtsbrunn bis Friedrichsrode ¼ St. Von Friedrichsrode bis Altenberga 1¼ St. Von Altenberga bis Georgenthal ¾ St. Von Georgenthal nach Ohrdruf ¾ St. Von Georgenthal nach Tambach 2 St. Von Tambach nach Oberhof 3—3½ St.

Reinhardsbrunn ist ¼ Stunde von Friedrichsrode entfernt, 3½ Stunden von Dietharz, 3 Stunden vom Hause auf dem Inselsberg und 3 Stunden von Ohrdruf.

Landgraf Ludwig der Springer, der die Wartburg erbaute, liebte die Gemahlin des Pfalzgrafen Friedrich zu Sachsen, der auf der Weißenburg wohnte, und erstach ihn meuchlings im Walde. Dann heirathete er die schöne Wittwe. Es war dies die Ursache seiner Gefangenschaft auf dem Giebichenstein bei Halle, aus dessen hohen Fenster er in die Saale sprang, woher er auch den Beinamen „der Springer“ führt. Später bereute er seine Sünde und erhielt mit seiner Gemahlin auf einer Pilgerfahrt nach Rom von dem heiligen Vater Absolution unter der Bedingung, daß er ein Kloster stifte und darin seine That lebenslang bereue.

Nun wohnte nicht weit von dem Schlosse des Landgrafen, der Schauenburg bei Friedrichsrode, ein Töpfer, der Reinhard hieß, nahe bei einem Brunnen. Der Töpfer Reinhard sah alle Nacht bei diesem Brunnen zwei Lichter brennen, welche sofort erloschen, wenn er sich nahte, hernach aber wieder von Neuem brannten. Der Graf hörte von dieser wunderbaren Erscheinung, sah selbst die sonderbaren Flammen leuchten, und dachte, daß Gott ihm wohl diese Stelle selbst anzeige, um das Kloster zu bauen. Es entstand das Kloster Reinhardsbrunn, erhielt seinen Namen nach jenem armen Töpfer, der am Brunnen wohnte, und der Graf, nachdem er dem Kloster die Schauenburg mit allem Zubehör geschenkt hatte, wurde Benedictinermönch und bereuete darin seine Sünde bis zu seinem 73. Jahre, wo er starb. Hinter dem Hochaltar wurde er begraben. So erzählt die Sage.

Auch Ludwig, der eiserne Landgraf, hält in Reinhardsbrunn den ewigen Schlaf. Als es mit ihm zum Sterben ging, ließ er die Edlen und Ritter, die er gebändigt und an den Pflug gespannt hatte, weil sie das Land und das Volk drückten, an sein Sterbebette kommen und gebot ihnen, ihn auf ihren Schultern, wenn er gestorben sei, die 10 Stunden von der Neuenburg nach Reinhardsbrunn zu tragen. Und so groß war ihre Furcht vor dem jetzt todten Mann, daß sie nicht einmal daran dachten, diesen Befehl nicht zu erfüllen, sondern zitternd und fürchtend, daß er gar nicht todt sei, sondern sie nur versuchen wolle, trugen sie ihn nach Reinhardsbrunn. Die Glocken des Klosters läuteten, der Erzbischof von Magdeburg hielt das Hochamt, und neben dem Altar des heiligen Kreuzes in der Klosterkirche wurde er eingesenkt.

Noch oft ist außerdem von Reinhardsbrunn in der Geschichte Thüringens die Rede. Der Landgraf Ludwig der Heilige, der Gemahl der frommen Elisabeth, schützte das Kloster gegen die Angriffe des Herrn von Salza und gegen die Gewaltthat eines Fränkischen Ritters, gegen welchen er wegen eines Stückfasses Wein, welches derselbe den Mönchen abgenommen hatte, eine Heerfahrt unternahm, und als der Landgraf im heiligen Lande im Kreuzzug zu Otranto gestorben war, führten seine Ritter und Mannen seine Leiche mit sich in das Thüringerland und begruben sie im Kloster zu Reinhardsbrunn. Aber es kamen trübe Tage für das Kloster. In einem räuberischen Ueberfall eines wegelagernden Ritters von Hesseburg wurde es fast ganz verbrannt. Kaum hundert Jahre nach dem Tode des letzten Thüringischen Landgrafen, der auch dort begraben wurde, im Jahre 1525, nahten von Waltershausen her große Haufen von Bauern dem Kloster. Für Reinhardsbrunn war der letzte Tag gekommen. Die Altäre in dem Gotteshause wurden zerstört, die Altartafeln, die Orgeln und Glocken zerbrochen, die Geräthe vernichtet, die Vorräthe aufgezehrt und verdorben, und die Kostbarkeiten geraubt. Als die Bauern sodann bei Frankenhausen geschlagen waren, wurde das Kloster nicht wieder aufgebaut. Mit der Reformation war eine neue Zeit auch für Thüringen gekommen, und diese neue Zeit hatte für das Kloster keinen Auferstehungsruf.

Reinhardsbrunn fiel auf diese Weise dem Kurfürsten Johann zu und ging später auf die Ernestinische Linie über. Später (im Jahre 1607) wurde das Hohe Haus und die Kirche von der Wittwe des Herzogs Johann von Weimar erbaut.

Seine jetzige Gestalt verdankt Reinhardsbrunn dem Herzoge Ernst I. zu Sachsen-Koburg, der das Hohe Haus auf dem Fundamente des alten erbauen ließ. Die Ausführung des Baues geschah durch den Baurath Eberhard aus Gotha und durch den Baurath Heideloff aus Nürnberg. Das Hohe Haus hat nach Westen hin seine reiche, mit Balcon, Söller und Zinnen und einem Portal mit Spitzbogen geschmückte Hauptfaçade, an welche sich östlich ein achteckiger Thurm mit einem reichen Portal anschließt. Ein Quergebäude mit offenem Säulengang verbindet das Hohe Haus mit dem frühern Amtshause. In diesem Säulengange ist die Haupteinfahrt. Die reich und geschmackvoll dekorirten Gesellschaftszimmer und die Wohnzimmer befinden sich im ersten und zweiten Stock des Hohen Hauses, der Ahnensaal in dem gedachten Quergebäude, die Hirschgalerie im frühern Amtshause. Die Grabsteine an der alten Kirche sind übrigens später nachgebildet. Es sind die Ludwigs des Springers, seiner Gemahlin Adelheid, Landgraf Ludwig I., und des eisernen Landgrafen und seiner Gemahlin Jutta, Ludwigs des Milden, Ludwigs des Heiligen, Hermanns II., Friedrichs des Freudigen und seiner Gemahlin Elisabeth. Die beiden letzten Grabsteine sollen echt sein. Ueber dem Portal an der Hauptfaçade ist der Sächsische Rautenkranz und der Thüringer Löwe mit dem Helm angebracht, sowie auf der Außenseite der Säulenhalle; an der innern Seite desselben Krummstab und Schwert, das Wappen des frühern Klosters.

Die Gebäude sind von einem geschmackvoll und schön angelegten Park, mit Wasserbassins, Blumenbeeten und dunkeln Baumpartieen umgeben, der an der einen Seite durch die aus malerischer Rücksicht stehengebliebene alte Klostermauer begrenzt ist. Gleich neben dem achteckigen Thurm mit seinen Zinnen und Spitzthürmen öffnet sich der außerordentlich hübsch arrangirte Blumengarten, in dessen Mitte eine Jägerstatue lehnt und ein Springbrunnen sprudelt. In östlicher Richtung von der Kirche steht im Garten ein steinerner großer Tisch, noch eine Reminiscenz aus dem Reinhardsbrunner Klosterleben, weshalb er auch noch heute der Mönchstisch genannt wird. Die Klostermühle liegt im Grunde, nordöstlich von dem die Gebäude verbindenden Säulengange.

So ist Reinhardsbrunn das Escurial des Thüringischen Landgrafengeschlechts geworden. Graf Ludwig der Springer, Landgraf Ludwig der Eiserne und Landgraf Ludwig III., der Fromme oder der Milde genannt, haben hier ihre Ruhestätte gefunden. Die Gebeine des Letztern, der auf der Insel Cypern, auf der Rückkehr von dem Kreuzzuge nach dem gelobten Lande, welchen er mit dem Kaiser Friedrich Barbarossa unternommen hatte, starb, wurden hierher gebracht und hier beigesetzt. Auch der Leib des Landgrafen Ludwig des Heiligen, welcher auf einem Kreuzzuge einem hitzigen Fieber oder dem

Gift seiner Feinde zu Otranto unterlag, wurde in Reinhardsbrunn begraben. Der nächste aus dem Thüringer Landgrafenstamm, der hier seine ewige Ruhestätte fand, war Herrmann II. Er starb 1242 zu Kreuzburg bei Eisenach an Gift, welches ihm wahrscheinlich Bertha von Seebach auf Heinrich Raspe's Veranlassung gegeben hatte. Der tapfere Graf Friedrich der Freudige, Albert des Unartigen Sohn, dem die Geschichtsschreiber alberner Weise den Namen „Friedrich mit der gebissenen Wange" gegeben haben, starb, durch einen Schlaganfall gelähmt, auf der Wartburg. Auf dem Schlosse Grimmenstein bei Gotha wurde sein Leichnam beigesetzt. Aber als die Mauern des Grimmenstein abgebrochen wurden, stieg auch er zu seinen Ahnen in die Gruft zu Reinhardsbrunn hinab. Auf seinem Grabstein ist sein Bild noch zu schauen. Das Haupt ruht auf einem Kissen, welches zwei Engel tragen und Rauchfässer schwingen. Zu seinen Füßen stehen zwei Knappen und halten die Thüringischen und Meißnischen Wappenschilder. Der Stein hat die Umschrift: „Friedrich, der Tugend Zögling und des Friedens Freund, ein Sproß aus Königsstamm, ist hier begraben." Auch seine Gemahlin Elisabeth ruht hier. Ihr Grabstein steht neben dem seinigen. Der Landgraf Balthasar und seine zweite Gemahlin wurden ebenfalls hier bestattet. Uebrigens sind, wie schon erwähnt wurde, nur die beiden Grabsteine Friedrichs des Freudigen und seiner Gemahlin Elisabeth von den zehn Grabsteinen, welche an der äußern Wand der im Jahre 1605 erbauten Kirche eingemauert sind, echt, die übrigen acht sind, nach dem Wiederaufbau des Klosters im Jahre 1301, nachdem die Originale im Brand des Jahres 1292 zerstört waren, nachgeahmt worden.

Der Weg von Reinhardsbrunn, mag man nun durch das Ohrethal über Ohrdruf oder durch den Dietharzergrund nach Oberhof gehen, führt jedenfalls über **Friedrichsrode**, welches, wenn man von dem Reinhardsbrunner Gasthof an der Klostermauer entlang geht, nur eine Viertelstunde von Reinhardsbrunn entfernt ist. Das Städtchen hat ungefähr 2000 Einwohner, und hat eine malerisch schöne Lage zwischen Wiesengründen und bewaldeten Bergwänden. In neuerer Zeit ist es als Sommeraufenthalt sehr in die Mode gekommen. Unter den Sommergästen sind auch hier die Berliner besonders vertreten. Die Fremdenliste von 1853 führte bereits 600 Namen aus Berlin auf.

Auf einer der Friedrichsrode umgebenden Berghöhen erheben sich, 1989 Pariser Fuß über der Meeresfläche, noch heute wenige Trümmer eines alten Schlosses, der Schauenburg. Der Burgberg führt den Namen der Ruine, und ist in einer halben Stunde von Friedrichsrode aus zu erreichen. Die Geschichte der Schauenburg ist dunkel und dürftig. Die Ursache dieser Mangelhaftigkeit liegt, obschon das Schloß das Ahnenschloß der Landgrafen von Thüringen war, theils darin, daß dasselbe nur ungefähr während zweihundert Jahren bestand, theils in der großen Bedeutung, welche die Wartburg in der Geschichte der Landgrafen von Thüringen einnahm.

Von der Erbauung der Burg haben wir sichere und bestimmte Nachrichten. Ihr Erbauer war Graf Ludwig mit dem Barte. Warum er sie „Schauenburg" nannte, ist wohl jetzt nicht mehr zu bestimmen. Der Chronist Johannes Rohte, der um das Jahr 1433 lebte, sagt, Graf Ludwig habe, erfreut über den Bau, die Worte ausgerufen: „Schaue, welch eine Burg," und dies sei die Ursache ihrer Benennung gewesen. Mag dem nun sein, wie man will, oder mag die Burg den Namen nach dem Berge erhalten haben, auf dem sie steht, mag sie Schowingburg oder Scounenburg geheißen haben, genug, Graf Ludwig mit dem Barte baute sie um's Jahr 1044—1045. Der Kaiser Heinrich III. gab ihm die Erlaubniß zum Bau.

Graf Ludwig — so erzählt die Sage — kam im Jahre 1036 mit zwölf Rittern, alle schwarz gerüstet, auf schwarzen Pferden. Er trug einen langen Bart, und nach diesem Barte nannte man ihn, da man seinen Namen und seine Abkunft nicht wußte, „Graf Ludwig den Bärtigen". Die Angaben über seine Abstammung sind verschieden. Einige Chronisten behaupten, er stamme aus dem Hause der Carolinger und sei ein Sohn des Herzogs Carl von Lothringen gewesen, dessen Schwester Gemahlin Kaiser Conrads II. war. Andere sagen, er sei aus dem Salisch-Fränkischen Stamme. Seine Nachkommen selbst leiten ihre Abkunft von den Merovingern ab, von denen Theodorich von Austrasien den letzten König der Thüringer, Hermanfried geschlagen und Thüringen erobert habe. Indeß sind diese letzten Angaben nicht historisch, und die erstern, daß er der Sohn des Herzogs Carl von Lothringen gewesen, die wahrscheinlichsten. Der Herzog wurde bekanntlich, um ihm die ihm gebührende Krone zu entziehen, in Orleans bis zu seinem Tode gefangen gehalten. Ludwig und Hugo, die Söhne des gefangenen Herzogs, wandten sich, als alle ihre Ansprüche auf den Thron des Vaters vergeblich waren, an den Kaiser Conrad II. Derselbe nahm sie auf. Ludwig blieb am Hofe desselben, Hugo erhielt ein Hofamt bei dem Erzbischof Erkenbald von Mainz. Der Erzbischof entzog dem Sohne Hugo's das Amt und die Güter, welche er dem Vater verliehen. Als er damit nun einen Günstling belehnte, erstach der junge Graf denselben in Gegenwart des Erzbischofs und des Domcapitels. Im Jahre 1031 wurde er für diese That hingerichtet. Wahrscheinlich waren diese traurigen Familienereignisse die Ursache, weshalb Graf Ludwig sich in einem fernen Lande, wo er und das Unglück seines Hauses nicht bekannt war, eine neue Heimath suchte, und nach Thüringen kam. Der Kaiser übertrug ihm die Würde eines richterlichen Beamten über Thüringen, da er ein energischer Mann war und gewiß alle Eigenschaften besaß, um die Thüringischen Edlen dem Kaiser gefügiger zu machen.

Jedenfalls wußte der Graf auch dort seine eigenen Interessen zu wahren, und kaufte sich, um ein selbstständiger Herr zu werden, an. Von zwei „Freien", wahrscheinlich von Günther von Kefernburg und von Biso von Gleichen, kaufte er sein erstes Besitzthum, und wählte Altenberga zu seinem ersten

Wohnsitz. Er gründete die Dörfer Friedrichsrode, Diesterberg, Engelsbach und Espenscheid, welches in den Bauernkriegen zerstört wurde. Der Kaiser Conrad II. schenkte ihm in seinen letzten Lebensjahren zu seinem schon erworbenen Besitzthum noch einen großen Theil des angrenzenden Waldes. Er vermählte sich mit der verwittweten Gräfin Cäcilie von Sangerhausen, welche ihm eine ähnliche Mitgift zubrachte. Der älteste Sohn Beider war, im Jahre 1040 geboren, der später so genannte Landgraf Ludwig der Springer. Der junge Graf wurde in der neuerbauten Kirche bei Altenberga getauft. Von der Pracht dieses Tauffestes berichten alle Chronisten. Der Erzbischof von Mainz, der das Kind selbst taufte, der Herzog von Braunschweig und die Grafen und Herren von Schwarzburg, von Mühlberg, Kevernberg und von Gleichen waren zugegen. Auf der Schauenburg gebar dem Grafen Ludwig seine Gemahlin noch einen Sohn, Namens Beringer und drei Töchter, Uta, Hildegard und Adelheid. Hildegard verheirathete er mit dem Grafen Poppo I. von Henneberg, dem mächtigsten Grafen der Nachbarschaft.

Im Jahre 1056 starb Graf Ludwig mit dem Barte zu Mainz, auf der Rückreise von Speyer, wohin er zum Begräbniß des Kaisers Heinrich III. gezogen war. In der St. Albanskirche zu Mainz wurde er begraben. Graf Ludwig II., genannt der Springer, war sein Nachfolger. Er war ein Knabe von vier bis fünf Jahren, als er mit seinen Eltern auf die Schauenburg zog. Bei Gelegenheit der Beschreibung der Wartburg, des Klosters Reinhardsbrunn und des Schlosses Neuenburg ist viel von ihm die Rede gewesen. Ich erwähne deshalb hier nur, daß er der Erbauer der Wartburg war, und dadurch, daß er dort sich am meisten und am liebsten aufhielt, die Veranlassung zum Verfall der Schauenburg wurde. In seinem Alter erbaute er das Kloster Reinhardsbrunn und schenkte, als er selbst als Benediktinermönch in das Kloster eintrat, demselben sein Schloß Schauenburg nebst allen dazu gehörigen Liegenschaften. Mit mönchischer Vorsicht ließen die Aebte von Reinhardsbrunn, weil sie fürchteten, einem der Nachfolger des Grafen möchte die Schenkung gereuen, das Schloß abbrechen. Nur wenige Mauerreste geben noch von dem Orte, wo einst die Stammburg der Landgrafen von Thüringen stand, Kunde.

Die Straße von Friedrichsrode nach Dietharz oder Tambach führt in drei Stunden durch den Apfelstedtgrund über die Dörfer Engelsbach, Katterfeld, Altenberga und Georgenthal, und hat bei ihrer hohen Lage schöne Aussichten auf bewaldete Bergwände und grüne Wiesengründe, welche man ziemlich einbüßt, wenn man die, die einzelnen Ortschaften verbindenden Fußwege einschlägt. Katterfeld und Altenberga liegen höchstens zehn Minuten auseinander, letzteres in der Tiefe, ersteres auf der Höhe. Von der Immanuelskirche in Katterfeld führt eine Pappelallee zu dem Plateau des Johannisberges, auf dem dem Christenthumsapostel Bonifazius ein Denkmal aus Sandstein in der Form eines riesigen Kirchenleuchters errichtet worden ist. An dieser Stelle soll die Johanniskirche, die erste christliche Kirche in Thüringen,

gestanden haben, von der die im Kapitel über das Ohrethal erwähnte Sage geht. Graf Ludwig der Springer wurde in der Johanniskirche getauft.

Von der alten Kapelle sind nur sehr unbedeutende Trümmerreste übrig geblieben. Der alte Taufstein liegt in geringer Entfernung vom Candelaber im Walde im Schatten alter Bäume. Der Candelaber wurde 1811 aufgerichtet und von drei Geistlichen aus der katholischen, calvinischen und lutherischen Kirche eingeweiht. Die erste Veranlassung zur Errichtung des Denkmals gab ein armer Holzhauer aus Altenberga, Namens Niklas Brückner. Er vermachte bei seinem Tode zur Errichtung des Denkmals auf der Stelle der alten Kapelle zwanzig Meißnische Gulden.

In dem Georgenthaler Kloster, von dem noch einige Gebäude und die Ringmauern stehen und welches der Graf Sizzo von Käfernburg erbaute, liegt der letzte Graf von Käfernburg, der auf einer Bußfahrt nach dem heiligen Lande starb, begraben. Das Kloster wurde, sowie Reinhardsbrunn, im Bauernkriege zerstört. Bei dem sogenannten Fruchthause gerade unter der dort befindlichen steinernen Gothischen Rose, soll ein großer Schatz ruhen, der noch nicht gehoben worden ist.

Gleich hinter Georgenthal beginnt der Apfelstedtgrund, der mit seinen Schneidemühlen, seinen Wiesen und mit Tannen und Fichten bedeckten Hügeln ein hübsches und freundliches Thal bildet. Der Weg geht durch denselben hindurch, und an seinem Ausgange liegen die Dörfer Dietharz und Tambach in langer Häuserreihe neben einander. In jedem der beiden Orte ist ein ziemlich guter Gasthof, in Tambach der neue Gasthof zum Löwen, zum Falkenstein, in Dietharz der Gasthof zum Bären, in welchem zugleich das Posthaus ist.

Einige hundert Schritte hinter Dietharz beginnt der Dietharzer oder Schmalwassergrund, welcher sich in einer Länge von 2 Stunden bis zu dem colossalen Falkensteinfelsen ausdehnt. Es ist nicht wahr, wie so manche Reisebücher versichern, daß dieser Grund den schönsten und interessantesten Gründen Thüringens an die Seite zu stellen ist. Noch weit weniger ist er mit dem Schwarzathal oder mit dem Drusenthal zwischen Herges und Brotterode zu vergleichen. Das ganze Thal hat einen trüben und düstern Charakter. Das Schmalwasser, der Bach, der durch dasselbe fließt, hat nur eine ganz kurze Strecke in dem obern Theile des Thals nach dem Falkenstein zu ein stärkeres Gefälle und ist von ganz geringer Breite. Das Rauschen und Plätschern des Bergwassers hört man deshalb im Dietharzergrunde nicht, und die Wiesen im Thalgrunde haben wegen des unbedeutenden, nur langsam hinfließenden Wassers, keine Frische. Ihr Grün ist matt und die Vegetation dürftig. Durch die das ziemlich breite Thal einschließenden Bergwände mit ihrer dunkeln Tannenbewaldung wird dieser unlebendige und trübe Eindruck nur erhöht. Dazu wird das Thal durch nichts Lebendiges unterbrochen. Kein Haus, keine klappernde Schneidemühle, kein Dorf, nicht eine Holzhütte aus Lehmwänden und Baum-

stämmen, nicht ein lebendes Wesen, als vielleicht dann und wann ein Holzhauer, tritt hier dem Wanderer entgegen. Früher soll durch den Dietharzergrund eine Hauptstraße von Thüringen nach Franken geführt haben; jetzt läuft der bis dahin ziemlich breite Fahrweg bald hinter dem Falkenstein in zwei schmale Fußwege aus, die sich am Bergesabhang verlieren. Wenn man aus diesen frischen, lachenden Wiesengründen kommt, die Reinhardsbrunn umgeben, oder aus dem lebendigen, blühenden und rauschenden Ohrethal, so macht dies Thal wirklich einen außerordentlich trüben Eindruck, ohne dabei irgend einen großartigen Charakter anzunehmen. An der linken Seite, wenn man von Dietharz aus in den Grund eintritt, erheben sich Anfangs in langausgedehnter Gestalt hohe Felsenwände. Nach einigen hundert Schritt hören sie aber auf, und nun beginnt das Thal diesen eintönigen, trüben Charakter anzunehmen, der während der zwei Stunden nur drei- oder viermal durch Felsen unterbrochen wird, von denen indeß auch nur die Gipfel über die Tannen hervorragen, links zuerst die Märterswand, dann rechts die Saalweidewand, dann noch einmal rechts der Altenfels oder Waldenfels, auf dem noch einige Spuren eines Thurmes vorhanden sind, endlich der Falkenstein, die einzige colossale, ganz frei hervortretende Felspartie des Dietharzergrundes. Die Felswand ist 300 Fuß hoch, ist senkrecht abgeschnitten und der obere Theil hängt in das Thal herüber. Oben auf dem Felsen soll einstmals eine Burg gestanden und ein Raubritter gewohnt haben, der die Gefangenen, die sich nicht durch ein großes Lösegeld loskaufen konnten, von dem Gipfel des Felsens hinabstürzte. Das Blut der an dem vorspringenden Felsen Getödteten spritzte über die Steine, und aus diesem Blute unschuldig Gemordeter wachsen noch heute die rothen Blutnelken, welche man in den einzelnen Felsvorsprüngen findet.

Der Weg vom Falkenstein über den Donnershaug, einen 1900 Fuß hohen Felsplateau mit einer weiten Fernsicht, ist ohne Führer außerordentlich schwer zu finden. Selbst mit Hülfe einer sehr guten topographischen Spezialkarte dieser Partie und mit großer Orientirungsgabe ist es eine schwierige Aufgabe, die dadurch noch erschwert wird, daß die Gegend sehr einsam ist und man selten einem Menschen begegnet. Ich habe auf dem ganzen Wege von Dietharz an kein lebendes Wesen gesehen, außer einem Weimarischen Offizier, der mir dringend abrieth, umsomehr, da der Abend nahte, den Weg zu machen. Der Weg von Oberhof nach dem Dietharzergrunde ist noch leichter zu finden, weil man sich im Herabsteigen leichter orientirt. Oft hört der Fußweg ganz auf, oft wird man durch Holzwege und Stücke Fahrweg gänzlich irre geführt, dann geht man einige Zeit auf dem Rennsteige fort, und sodann muß derselbe wieder verlassen werden. Ich will deshalb den Weg auch nicht näher angeben, weder von dem Grenzsteine 161 sprechen, noch dem Leser dies Gewirr von Fußwegen, die meistentheils kaum zu erkennen sind, zu entwirren suchen. Ich bin dann nicht die Veranlassung, daß einer meiner Leser schließlich hirn-

und kopfverwirrt jede Wegrichtung verliert und sich verzweiflungsvoll entschließt, statt in einem weichen Bette zu Oberhof zu schlafen, die Nacht im Walde zuzubringen, wie es mir erging, und ich kann Jedem nur rathen, entweder in Oberhof, wenn er von da nach Dietharz geht, oder in Dietharz sich einen guten Führer zu nehmen, denn bei dem letzten Maneuvre der Sächsischen Truppen im Dietharzergrunde ist es vorgekommen, daß mit Führer versehene Truppenabtheilungen die ganz verkehrte Richtung eingeschlagen haben.

Von Tambach erzählt die Sage, daß Luther, nach dem Fürstentage zu Schmalkalden im Jahre 1537 schwer und tödtlich erkrankt, dort aus einem Brunnen getrunken habe, dessen Wasser für ihn von heilender Wirkung gewesen, von Dietharz, daß es seinen Namen von einem heidnischen Götzen Diet erhalten, der in jener Gegend verehrt uud dessen Bild in einem Harzwalde gestanden. Hernach soll Bonifazius zu Dietharz eine Kirche erbaut haben.

Dreizehntes Kapitel.

Das Ohrethal.

Weg von Georgenthal nach Stutzhaus. Schwarzwald. Das Ohrethal. Ohrdruf und seine Sagen. Oberhof.

Practische Notizen: Von Georgenthal bis Oberhof 4 ½ St. Ohrdruf 4 St. von Oberhof. Georgenthal von Ohrdruf ¾ St.

Das Ohrethal erstreckt sich, wenn man den ganzen von der Ohre durchlaufenen Flächenraum so nennen will, von Oberhof bis zum Einfluß der Ohre in die Gera, was eine Stunde unterhalb Ohrdruf erfolgt. Wendet man die Benennung indeß nur auf den von der Ohre durchströmten, von Bergen umgebenen Thalgrund an, so nimmt der Ohregrund seinen Anfang mit Stutzhaus, denn gleich hinter Stutzhaus tritt man in die Ohrdruf umgebende Ebene, und endigt mit Oberhof. Kommt man deshalb von Georgenthal und will Ohrdruf nicht besuchen, so braucht man nicht, um nach Stutzhaus in das eigentliche Ohrethal zu gelangen, die Landstraße von Georgenthal über Ohrdruf entlang zu gehen, sondern man kann in Gräfenhayn einen Wiesenweg einschlagen, der mit bedeutender Abkürzung der beiden Bogen, welche die Landstraße macht, direct von dort nach Stutzhaus führt. Der Fußweg nimmt bei der Pfarrerswohnung seinen Anfang, führt über die Wiesen, zur rechten Hand die Aussicht auf Waldberge, zur linken auf die Thürme und Häuser des lang sich ausdehnenden Ohrdruf, zu einem kleinen Tannenwald, auf die Ohrdruf und Stutzhaus verbindende Landstraße, und mündet auf dieser, einige Minuten vor Stutzhaus. Bei Tagesbeleuchtung ist er für einen Fußgänger, dem nicht ganz und gar die Eigenschaft, sich zu orientiren mangelt, nicht zu verfehlen.

Das Ohrethal ist eines der lieblichsten und zugleich großartigsten Thäler Thüringens und sollte von keinem Reisenden unbesucht bleiben. Von Stutzhaus bis zum sogenannten ersten Schweizerhaus hat es den erstern Charakter, von dort an bis nach Oberhof wird es großartig. Die bis zum Gipfel bewaldeten Berge rücken näher an einander und werden höher, das Thal wird mit jedem Schritt enger, die Ohre strömt im stärkern Fall rascher

und lauter, und die Straße steigt, mit lebendigen Hecken nach dem Abgrund hin geschützt, in steilern Windungen bei dem zweiten Schweizerhause vorbei nach Oberhof empor, dessen weißes Jagdschlößchen man bei der letzten Krümmung des Weges über den dunkelgrünen Wipfeln des Tannenwaldes zuerst erblickt. Der Weg vom ersten Schweizerhause bis nach Oberhof erinnerte mich lebhaft an die Gotthardtstraße, wie sie von Amsteg in die Höhe steigt, wenn auch die links steil abfallende Thalschlucht nicht so tief ist und die grünen Bergwände nicht so hoch sind, und wenn die Reuß auch stärker braust, als im Ohregrund die Ohre. Von Stutzhaus bis zum ersten Schweizerhause sind die üppig grünen Wiesen, welche mir in keinem Thal in Thüringen so frisch und so grün erschienen, mit Eisenhämmern, Säge- und Schneidemühlen und freundlichen Wohnhäusern bedeckt, geschäftige Menschen, Wagen mit kräftigen Kühen bespannt, Holzschneider und Holzarbeiter eilen auf der Straße auf und ab, und zwischen all dieser Geschäftigkeit, diesem Mühlengeklapper, diesem Rauschen und Treiben, diesem Summen und frischem Leben plätschern das ganze Thal entlang die klaren Wellen der Ohre, wie ein Silberband in grüner, duftiger Fassung. Eine halbe Stunde hinter Stutzhaus durchwandern wir auf unserer Tour ein freundliches geschäftiges Dörfchen S c h w a r z w a l d, von dem die Sage erzählt, daß dort ehemals gemischtes Erz gefunden sei, was neben Kupfer und Zinn auch Silber und Gold enthalten habe, und dann erblicken wir auf der Hälfte des Weges von Schwarzwald nach Oberhof an der linken Seite des Weges plötzlich zwischen diesem frischen Grün in allen Schattirungen einen colossalen, aufrecht stehenden Felsen, über dessen Mitte eine Quelle hinabrieselt. Die Bewohner der dortigen Gegend nennen ihn den t r i e f e n d e n S t e i n.

Ohrdruf selbst ist eine alte Thüringische Stadt, vielleicht die älteste. Der große Christenthumsapostel Bonifacius soll dort in Thüringen die erste christliche Kirche gegründet haben. Sie liegt inmitten großer Wiesenflächen und Felder in einer weiten Ebene. Die Hauptverbindungsstraße in Thüringen von Norden nach Süden führt mitten durch die lang gestreckt gebaute Stadt hindurch und verleiht ihr viel Leben und Bewegung. Die gewerbtreibende Bevölkerung derselben wird etwas über 4500 betragen. Die Stadt hat ihren Namen von der vorbeifließenden Ohre erhalten, und diese, wie man sagt, von dem Golde (aure), welches einst in seinem Bette gefunden wurde. Andere erzählen, es habe einst ein Mönch im Gebirge nach Wasser gesucht und da er keine Quelle gefunden, habe er sein Ohr auf die Erde gelegt. Da habe er es rauschen und sprudeln hören, wie ein Bergwasser, was tief unter der Erde geflossen. Nun sei an der Stelle nachgegraben, und die Ohre sei aus dem Felsen gesprungen und habe sich allmälig ihren Weg durch das Thal gebahnt. Daher sei der Name des Flusses und der Stadt entstanden. Von Bonifacius erzählt die Sage, er habe längere Zeit in der Gegend von Ohrdruf gelebt und viele Heiden bekehrt. Die ersten, welche den neuen Glauben aner-

kannt hätten, seien der Graf von Käfernburg und ein Ritter Albolt gewesen. Bei Altenberga habe er oben auf dem Gipfel eines Berges das erste Kirchlein gebaut und sie Johannis dem Täufer geweiht. Als die Kirche nun alt und baufällig geworden und weil es den alten Leuten beschwerlich gewesen sei, den hohen Berg hinaufzugehen, sei beschlossen worden, sie abzubrechen und eine andere Kirche im Thale zu erbauen. Hierzu habe man das Baumaterial von der alten Kirche genommen. Jedes mal aber, wenn die Kirche oben auf dem Berge abgebrochen sei, seien Balken und Steine am andern Tage wieder auf derselben Stelle gewesen, so daß man am Ende habe davon abstehen müssen, die Kirche von dem Berge in das Thal zu versetzen.

Noch andere Sagen erzählt man von der alten Stadt und ihrer Umgebung. Die Gegend ist überhaupt sagen- und mährchenreich und neben der Waldesfrische, dem Wiesen- und Bergesduft umrauschen uns im Ohrethal durch die Tannenwipfel, die sich im Winde bewegen, fromme Klänge wie Kirchengesang und Orgelton, die Bergwände erklingen oft in stiller Nachteinsamkeit wieder von Schwerterklang und Waffengeklirr und dazwischen ertönen wie in weit verhallender Ferne, die fröhlichen Töne des Jagdhorns. Südlich von Ohrdruf am Schloßberge quillt noch heute der Hörlingsbrunnen, zu dem um Mitternacht eine weißgekleidete Jungfrau den Berg hinabsteigt, um in seinen Fluthen zu baden, und an der Stelle, wo einst ihm der Erzengel Michael in himmlischer Klarheit erschien, erbaute Bonifacius das Michaelskloster. Nicht weit von Georgenthal gründete ein frommer Graf von Käfernburg eine Kirche und ein Kloster und nannte es Asolverod, wo auch der letzte Graf von Käfernburg, Günther, begraben liegt. Das Michaelskloster und Asolverod sind zerstört und verschwunden. Jenes zerstörten die Hunnen, denen der Herzog Burkhart von Thüringen im Verein mit den Herzögen von Oesterreich, Baiern und Franken eine große Schlacht lieferte, und Asolverod oder Georgenthal, wie es später genannt wurde, verbrannten die Flammen des Bauernkrieges. Vom Michaelskloster sind alle Mauerreste verschwunden, nur von Asolverod bezeichnen noch einige Trümmer und Gräben die Stelle, wo es stand. So auch von Ehrenstein, einem Schloß, welches der Graf von Gleichen nahe bei Ohrdruf erbaute, und es seiner Befreierin aus der Gefangenschaft, der Tochter des Sarazenenkönigs, zum Witthum verschrieb, wenn er vor ihr sterben sollte.

Oben wird das Ohrethal durch Oberhof geschlossen. Oberhof besteht aus einigen dreißig Häusern von Stein und Holz, mit Schindeln gedeckt und liegt 2523 Fuß hoch über dem Meer auf einem kleinen Bergplateau inmitten heller, grüner Wiesen. Es ist das höchste Gothaische Dorf auf dem Thüringerwalde, und ist 3 Stunden von Suhl und 2 Stunden von Zella entfernt, nach denen vor der Thüre des guten und billigen Gasthofes vorüber weiter die Poststraße führt.

Vierzehntes Kapitel.

Oberhof, der Schneekopf und die Schmücke.

Practische Notizen: Von Oberhof auf den Schneekopf und auf die Schmücke 2½—3 St. Von der Schmücke nach Elgersburg 2¼ St. Vom Schneekopf nach Elgersburg 2½ St. Von der Schmücke nach Suhl 2½ St. In Oberhof und auf der Schmücke gute Wirthshäuser.

Von allen Unannehmlichkeiten im Leben sind diejenigen die verdrießlichsten, welche ganz unerwartet kommen. Das nicht geahndete Glück wirkt in entgegengesetzter Art ebenso, wie die gar nicht erwartete Calamität. Dort ist es die plötzliche Freude, welche eine hohe geistige Erregung zur Folge hat, hier die auf einmal getäuschte Illusion, welche wirkt, wie ein niederschlagendes Pulver. Aber ich will bloß von den Verdrießlichkeiten sprechen; sonst führt der Stoff zu weit. Der Lotteriecollecteur stürzt athemlos in das Zimmer und meldet, auf das bei ihm genommene Loos sei ein Gewinn von 10,000 Thlr. gefallen; am andern Tage stellt es sich heraus, daß der Mann sich in der Nummer geirrt, nicht Nr. 4021 hat gewonnen, sondern 14021, auf 4021 ist eine Niete gefallen. Man speist im Palais royal mit einer Dame in einem cabinet particulier zu Abend. Das Souper hat aus einem Dutzend plats wenigstens bestanden, die Austern, der Champagner und Burgunder sind vortrefflich gewesen, die note beträgt 137 frcs. 14 cts. Man greift in die Tasche, um zu bezahlen — die Brieftasche mit den Bankscheinen ist in dem Rocke stecken geblieben, der zu Hause auf dem Sopha liegt. Oder man steigt an einem heitern Sommertage von Arth auf den Rigi, und als man müde und matt gerade bei Untergang der Sonne oben ankommt, sind auf Rigi Staffel und auf Rigi Culm alle Zimmer und Betten vergeben — ein Strohlager ist der Ersatz für das gehoffte Bett. Wem wäre das nicht alles passirt? Doch ärgert man sich immer wieder von Neuem, und, wenn Alles das auch kein Unglück ist, so ist es doch eine Verdrießlichkeit, über welche der beste Humor nicht hinweghilft, weil man sie gar nicht erwartete.

Zu diesen unerwarteten, und umsomehr verdrießlichen Unannehmlichkeiten gehört auch die, wenn man bei klarem blauen Himmel und hellem Sonnenschein auf einen viele tausend Fuß hohen Berg hinaufklettert, und am andern Morgen, wenn man den Kopf aus dem Fenster steckt, in einen so dichten Nebel hinausschaut, daß, wie man zu sagen pflegt, man denselben nicht mit einem Säbel durchzuhauen im Stande ist, und alle Menschen haben nicht die Geduld und nicht die Zeit, dort oben vierzehn Tage zu warten, wie die Engländer auf dem Rigi, oder jetzt die Berliner auf dem Inselsberg. Nur wem dies jemals passirt ist, nur der kann meinen Verdruß ermessen, als mich dies Schicksal in Oberhof heimsuchte. Während acht Tage hatte die Sonne geschienen, ohne daß ein Wölkchen am Himmel stand, Regen und Nebel waren Dinge, an welche ich nicht im Traume dachte, das ganze Himmelsgewölbe glänzte und strahlte in jenem klaren und heitern Blau, dem ein Gewitter ebenso fremd ist, wie ein Nebel, als ich von Ohrdruf durch das grüne rauschende Ohrethal die Straße nach Oberhof hinanstieg. Ich glaubte deshalb meinen Ohren nicht trauen zu dürfen, als ich am andern Morgen um 7 Uhr erwachte und ein leises Rieseln und Fallen von Tropfen hörte. Lange dachte ich, es sei ein Traum, aber ich war ganz wach und erkannte jedes Möbel im Zimmer mit vollständigem Bewußtsein, dann glaubte ich, das unheilvolle Geräusch werde durch eine andere, mir unbekannte Ursache hervorgebracht, endlich sprang ich auf, um mich von einer so schrecklichen Wahrheit zu überzeugen. Ich öffnete die Fensterflügel, wahrhaftig, ein feiner kalter Sprühregen rieselte hernieder, eine graue Decke hatte das ganze Himmelsgewölbe überzogen und Nebelmassen lagerten so dicht auf dem grünen Wiesenteppich und reichten mit ihren nassen grauen Armen bis in die Wolken hinauf, daß ich nicht drei Schritte weit sehen konnte. In der Ebene hat man von diesen Nebeln auf den Bergesgipfeln keinen Begriff. Die Nebelmassen füllen die Thäler unter den Füßen so aus, daß nicht zu unterscheiden ist, ob man in Thäler und Abgründe oder auf eine ebene Fläche niederschaut. Sie reichen von dort hinauf bis zu der grauen Himmelsdecke, deren Wolkenpartieen nicht mehr zu unterscheiden sind. Rechts, links, in die Höhe und nach unten schaut man auf bleifarbene Wände, welche still zu stehen scheinen und die keinen Sonnenstrahl hindurchlassen, so daß es aussieht, als wäre die Sonne an einem solchen Tage gar nicht aufgegangen.

Unten im Gastzimmer lagerten die Nebel auf allen Gesichtern. Jeder sah beinahe noch trübseliger durch die Scheiben hinaus, als wie der Tag hineinsah, und trank mit finstrer Miene den Caffee. Alle schönen Hoffnungen waren dahin. Hier sagte Jemand der Tour nach Elgersburg, dort Jemand der Besteigung des Schneekopfs im Geiste Lebewohl. Ein Anderer fragte nach der Ankunft der Gothaer Post, um schleunigst dahin zurückzukehren, von wo er erst vor zwei Tagen abgereist war. „Wenn man nur die geringste Aussicht auf eine Aenderung dieses Wetters hätte, ich wartete wahrhaftig bis Morgen,“

hieß es, „aber ich bin draußen gewesen, es ist eine vollständige Windstille eingetreten, es kann während 8 Tagen so bleiben.“ „Was meinen Sie?“ fragt ein Anderer mit trostloser Miene vor der Thüre einen Fuhrmann, „wird der Nebel aufhören? Sie müssen doch das Wetter hier kennen?“ Der Mann im blauen Kittel und mit der Peitsche schaute bald rechts, bald links, er macht den Finger naß und hält ihn in die Höhe, um zu erfahren, woher der Wind komme, er zieht die Stirn kraus und die Augenbrauen zusammen, man hätte glauben sollen, er wolle das Dove'sche Drehungsgesetz der Winde hier in Oberhof practisch studiren, und werde sogleich das Wetter mit unumstößlicher Gewißheit vorherprophezeihen, dann legt er den Finger an die Nase und spricht bedächtig die Worte: „Ja, hören Sie, der Nebel kann wohl aufhören, — oder auch nicht.“ Der Fragende ist bereits so verdrießlich, daß er über die einfältige Antwort nicht mehr lacht, und sich ärgerlich an die hübsche Wirthstochter wendet, welche ihm die tröstliche Aussicht eröffnet, daß solche Nebel hier 14 Tage anhalten könnten.

Da saßen sie Alle, die frohen Gäste von gestern Abend. Der Kaffee ist verzehrt, die Hausmagd wirft neues Reisig in den Ofen, denn der Nebel hat in dieser Höhe sich eine empfindliche Kälte als Gesellschafterin mitgebracht. Die Unterhaltung stockt, der Humor ist dem Verdruß gewichen, und höchstens erzählt der dicke Herr, der gestern Nachmittag mit so vieler Mühe von Stutzhaus hier hinaufgestiegen ist, die Dampfwölkchen seiner Cigarre langsam vor sich hinblasend, daß es ihm im vorigen Jahre im Chamounythale gerade so ergangen sei, und er habe wieder abreisen müssen, ohne von dem Montblanc das Mindeste gesehen zu haben. Da ertönt draußen das Posthorn, der Eilwagen, der von Coburg nach Gotha fährt, ist angekommen, die Pferde werden umgespannt, Alles steht auf und geht an die Fenster oder an die Hausthür, um eine Abwechselung in diesem Nebeleinerlei zu haben, aber das Coupé des Postwagens ist ganz leer, kein neuer Leidensgefährte vermehrt die Gesellschaft auf Oberhof, nur der dicke Postconducteur trinkt im Passagierzimmer ein Glas Bier und spricht seine trostlose Ansicht dahin aus, daß das Wetter wohl einige Tage so bleiben würde. Der Gothaer Buchhändler zahlt seine Rechnung und steigt in den Wagen, um in sein Sortimentsgeschäft nach Gotha zurückzukehren, nach wenigen Minuten sind Pferde, Wagen und Buchhändler im Nebel verschwunden. Die hübsche blonde junge Dame, welche gestern Abend so fröhlich mit ihrem Begleiter wettete, daß sie um 7 Uhr fertig Toilette gemacht haben würde, um gegen 11 Uhr auf dem Schneekopf zu sein, blättert von Neuem in ihrem Reisebuch, der Major ist zum zehntenmale hinausgegangen, um nachzusehen, ob sich keine Veränderung in den Nebelmassen zeige, und der dicke Herr bestellt sich bereits ein zweites Frühstück, um seinen Verdruß bei den Coteletten und einigen Gläsern Rothwein zu vergessen. Ich zünde mir die dritte Cigarre an, und sehe mit Schrecken, daß mein Etui nur noch drei enthält, daß also in wenigen Stunden auch diese Unterhaltung ein

Ende nimmt. Dann eine Stimme auf dem Hausflur, welche Zimmer verlangt. Zwei Damen in Begleitung eines Herrn und eines Führers sind angekommen. Um 6 Uhr sind sie bei ziemlich heiterem Wetter von Tambach fortgegangen. Hinter dem Falkenstein hat sie der Regen getroffen, und während zwei Stunden sind sie über nasse Wiesen und unter tropfenden Tannen und Fichten inmitten dieser Nebel nach Oberhof hinaufgestiegen. Das Wasser trieft von ihren Kleidern und Reisehüten, die leichte Chaussüre der Damen hat auf diesem nassen und steinigten Boden keine halbe Stunde Stand gehalten, und die Ränder ihrer Hüte sind zu Wasserbächen geworden. Das ganze Dienstpersonal des Gasthauses ist in Bewegung, ein Zimmer zu heizen, Kleider zu trocknen und ein Frühstück zu bereiten. Der Major ist von seinen meteorologischen Beobachtungen auf dem bedeckten Altan zurückgekehrt. Er hat Nebel, Himmel und Wind geprüft und verkündigt mit der größten Bestimmtheit zu Mittag eine Aenderung des Wetters. Ein schwacher Wind habe sich erhoben, bereits bemerke man eine Bewegung in den Nebelmassen und Wolken und Nebel fingen an, ihre bleierne Vereinigung aufzugeben. Ein freudiger, wenn auch schwacher Hoffnungsstrahl auf all den gelangweilten Gesichtern! Es war, als wenn ein Sonnenblick durch die Wolken dringe und auf ihnen widerscheine. Sogar der dicke Herr ließ Messer und Gabel ruhen. Alles schaut aus den Fenstern. Wirklich, das Haus da drüben, von dem man vor einer Stunde nicht das Dasein erkennen konnte, tritt bereits in ziemlich klaren Umrissen auf seinem Nebelhintergrunde hervor. Auch der Sprühregen beginnt nachzulassen, und es lassen sich einige Wolkenmassen unterscheiden. Bald läßt sich dort links auf dem Gebäude die Windfahne erkennen und dokumentirt die bessere Zukunft; denn, wenn sie auch noch nicht auf einen bestimmten andern Windstrich hinweist, so befindet sie sich doch wenigstens in fortwährender Bewegung. Die Hoffnung ist an die Stelle der Trostlosigkeit getreten, und sofort beginnen Einige den Gothaer Buchhändler zu verspotten, der in seinem Postwagen bereits auf halbem Wege in sein Sortimentsgeschäft ist.

Bei einer Windstille auf dem großen Ocean können Passagiere und Matrosen eines Segelschiffes nicht so oft nach Wind und Wetter schauen, wie heute die zeitweiligen Bewohner von Oberhof. Der bedeckte Altan drüben, von dem man auf die Tannenwipfel des Ohregrundes herniederschaut, ist gestern beim Sonnenschein lange nicht so oft besucht worden, wie heute beim Nebel und Regen. Jeder stellt meteorologische Beobachtungen an. Bereits werden kühne Hoffnungen ausgesprochen. Das Fallen der Nebel und der zu erwartende Sonnenschein werden bereits auf Stunden ausgerechnet, hier hört man vom Schneekopf, dort von Ilmenau, dort von der Schmücke, sogar das Mittagsessen ist vor allen diesen Hoffnungen in den Hintergrund getreten, und die Wirthin muß wiederholentlich anfragen, ob und wann gespeist wer-

den soll? Der Major macht ein Gesicht, als wenn er die Disposition zu einem Schlachtplan entwerfe.

Das Diner vereinigt eine Reihe froher und heiterer Gesichter. Man hätte nicht glauben können, wenn man es nicht gewußt hätte, daß dies dieselbe Gesellschaft gewesen, welche vor wenigen Stunden an demselben Tische den Caffee getrunken. Der Sonnenschein da draußen spiegelte sich auf allen Gesichtern; die Gesellschaft aus dem Dietharzer Grunde, erwärmt und umgekleidet, hat sogar die Regen- und Nebelpartie von heute Morgen vergessen. Draußen am Himmel stritten Wolken und Wind mit einander, wie große Truppenmassen in der Schlacht, aber die Winde siegten und errangen in jeder Minute neue Vortheile über ihre flüchtigen Gegner. Bereits hatten die Wolken alle ihre Vorposten, die Nebel, herangezogen und das Terrain auf der Erde wurde von Moment zu Moment freier. Schon trat das Schweizerhaus drüben am Thalrand deutlich hervor, blaue und weiße Wölkchen zogen am Horizont herauf, und auf dem Grase der Wiesen des Bergplateau lagerte bereits warmer Sonnenschein. Wiederum fuhr der Postwagen von Gotha auf die Höhe, das Horn des Postillons klang noch einmal so hell in der Sonne, wie heute Morgen das seines Collegen im Regen und Nebel, und aus dem Coupé schauten heitre und vergnügte Gesichter. Als die Uhr von Oberhof drei schlug, war das Passagierzimmer des Gasthofes leer geworden, der Tag zeigte das sonnige Antlitz von gestern, und scherzend und lachend stiegen die Einen in das Ohrethal, die Anderen nach Zella herunter, der Major schritt in Gesellschaft des dicken Herrn, geleitet von dem heute Morgen angekommenen Führer nach dem Donnershaug hinauf, um heute noch in Dietharz zu übernachten, und ich schlug in Begleitung eines Braunschweigischen Offiziers, des Lieutenant von Unger, der kurz vor Tische im Nebel und Wind von Stutzhaus nach Oberhof hinaufgestiegen war, den von der Straße nach Zella links durch die Zaunöffnung führenden Weg nach dem Schneekopf und der Schmücke ein.

Der nach dem Schneekopf und der Schmücke von Oberhof aus führende Weg ist bei Tage leicht auch ohne Führer zu finden. Es ist ein deutlich ausgeprägter Fahrweg, welcher hernach auf den Rennsteig ausläuft. Man muß nur immer die gerade Richtung nach Süden bis man auf den südlichen Abhang des Beerberges gelangt, festhalten, und sich nicht durch nach rechts oder links abgehende Wege, welche ins Holz führen, irre leiten lassen. Bald sieht man den bewaldeten Gipfel des Beerberges und den an demselben hinlaufenden Weg als schmalen, gelben Streifen zwischen dem dunkeln Gebüsch vor sich. Der Schneekopf bleibt auf diesem Wege links liegen. Später kommt man an mehreren Wegweisern vorüber. Am südlichen Abhange des Beerberges, dessen Gipfel ganz bewachsen ist, und also, obwohl er 3064 Fuß, also 15 Fuß höher als der Schneekopf sich über dem Meeresspiegel erhebt, wenig Aussicht darbietet, hat man auf unserm Wege mehrere hübsche Aussichten über die tief

im Thale liegenden Häuser und Thürme von Suhl, auf den Dolmar und das Rhöngebirge. Am malerischsten gruppiren sich diese Punkte dem Beschauer, wenn er zu einem kleinen steinernen Tisch mit Bank hinaufsteigt, der am Bergesabhang einige 40 Fuß oberhalb des Weges steht. Später wird der Weg durch einen nach Suhl abgehenden Fahrweg durchschnitten. Am Kreuzungspunkt steht ein Wegweiser, der mit einem Arm nach der Schmücke, mit dem andern nach Suhl zeigt. Nach einer halben Stunde wiederum ein Wegweiser, und zwei sich trennende Wege. Der Weg links führt auf das mit Haidekraut bewachsene, offene Plateau des Schneekopfs, der Weg rechts in ½ Stunde zu der Schmücke, der höchsten menschlichen Wohnung auf dem Thüringerwalde (2877 Fuß), auf dem ein wohleingerichtetes Gasthaus ein gutes Abendessen und ein gutes Bett zu nicht hohen Preisen darbietet. Auf dem Plateau des Schneekopfs kann man weder essen noch schlafen, man müßte denn sich auf dem Steinboden des Aussichtsthurmes oder in die erbärmliche Hütte des Invaliden einquartiren, der dem Fremden den Thurm aufschließt. Von Oberhof ist die Schmücke 2½ Stunden entfernt.

Auf diesem Wege stiegen wir mit eiligen Schritten zur Höhe des Schneekopfes hinan, denn es galt, bevor die Sonne hinter den im Westen noch immer lagernden Wolkenberg versank, das Plateau zu erreichen und ich wollte im Viehhaus auf der Schmücke nicht zu Nacht bleiben, sondern noch nach Suhl hinabsteigen. Vor uns des Beerberges waldiger Gipfel, rechts Thalgründe und ferne Bergzüge, aus denen das Haus auf dem Inselsberg hervorragte. Ueberall lichte und im reinsten Blau gefärbte Stellen am Himmelsgewölbe, zwischen denen nur hier und da eine dunkle Wolke, wie ein vor dem Winde fahrendes Schiff auf ruhiger Meeresfläche, umhertrieb, nur dort im Westen hatten sie sich massenweise zusammengethürmt, die finstern Gesellschafter des heutigen Vormittags. Wir sprachen von den Venetianern und Krystallgängern, welche hier um Mitternacht im Mondesschimmer nach Schätzen und reichhaltigen Bergesadern suchen, und von dem eigenthümlichen Reiz, den es gewährt, so mit dem Stock in der Hand und mit der Reisetasche an der Seite, losgerissen von allen häuslichen und heimischen Verhältnissen wochenlang in den Bergen umherzustreifen, vom Monte Rosa, vom Bernhardsberg, vom Großglockner, vom Brocken, vom Winterberg und von allen großen und stattlichen Bergeshöhen Europas. Herr von Unger erzählte mir, daß er noch im vorigen Jahre wiederum Italien bis nach Sorento durchwandert und daß die Zustände in Neapel noch weit ärger seien, als wie sie Daily News und Times so oft geschildert, dann begegneten uns drei Reisende, welche, vorsorglich mit einem Führer versehen, von der Schmücke nach Oberhof hinabstiegen; der eine war ein Student und trug komischer Weise statt des breitkrämpigen Berghutes eine bunte mit den Corpsfarben geschmückte Studentenmütze ohne Schirm auf dem Kopfe und statt eines Stockes ein blankes Rappier in der Hand, der zweite dieser Herren war natürlicherweise ein Berliner Tourist,

der sich über die Maßen freute, mich hier 3000 Fuß über der Meeresfläche anzutreffen, den ich aber, kraft der mir leider innewohnenden Eigenschaft des schlechtesten Gesichtsgedächtnisses, welches ein Mensch nur haben kann, nicht wiedererkannte. So gelangten wir glücklich vor der Vereinigung der Sonne mit dem Wolkenberg im Westen auf das Plateau des Schneekopfs. Sogleich umsausten uns eiskalte Windstöße, welche wohl drüben aus dem Norden vom Brocken kamen, und in diesen Windstößen schritt uns — nicht der am 16. September 1690 von seinem Burschen mit einer gläsernen Kugel auf dem Schneekopf in Hirschgestalt getödtete Förster zu Gräfenrode — sondern des Hauses redlicher Hüter, Philostratus, der Schneekopfsthurmwächter, ein alter Invalide, den Schnee des Alters auf dem Haupte, mit hinkendem Fuße entgegen, und führte uns flugs in seinen steinernen Thurm.

Früher stand hier ein hölzerner Thurm. Jetzt ist aus dem Holz Stein geworden, aber der Thurm hat sich um nicht Vieles gebessert. Eine ziemlich bequeme Holztreppe führt auf die Spitze desselben. Zehn Fuß unter dem obern Plateau sind freilich Glasfenster rings um den ganzen Thurm angebracht, aber statt, wie bei einem Kirchthurm die Fensterwände so schmal und die Fenster so breit wie möglich zu machen, hat man statt des Eisens auch hier den Stein angewandt und die Fensterpfeiler sind noch breiter als die Fenster selbst geworden, so daß durch die letztern sich die Aussicht nur immer in ganz kleinen Abschnitten darbietet. Dann führt die Treppe auf das Plateau des Thurmes. Dort umsauste uns ein gewaltiger Wind. Es war, als wenn alle 32 Winde der Windrose auf einmal losgelassen wären, und ihr Hauch war eiskalter Natur. Philostratus steckte nur einen Moment sein altes Haupt aus der Treppenöffnung herauf, zog es dann eiligst zurück und bat uns wieder herunter steigen zu dürfen, eine solche Windsbraut könnten seine alten Nerven nicht mehr ertragen. Wir gestatteten ihm dies gern, ein Offizier und ein reisender Tourist müssen sich ja auch ohne nähere Auseinandersetzung eines Führers leicht orientiren können.

Den Vordergrund füllten dunkle Waldgebirge, deren Grün am Abend in noch dunklerer Färbung erschien. Da schauten wir auf die Höhen hinab, in deren Thälern die wilde Gera braust, der Finsterberg, der Sachsenstein, der Gückelhahn, der Adlersberg, dann der Kienberg bei Ohrdruf und der Hundsstein. Drüben im Westen die dunkelblauen Bergzüge, über denen sich die dunkeln Wolkenmassen zusammenthürmten, sind der Kreuzberg nnd die hohe Rhön. Die Sonne berührte gerade jetzt den Wolkenberg, um hinter demselben hinabzusinken, färbte seine obern Ränder mit lichten goldenen Streifen und warf ihre Strahlen hinüber, daß der Mittelgrund des Landschaftsbildes und die Bergzüge am Horizont mit dem röthlichen Abendlicht wie übergossen erschienen. Im Norden zeichneten sich in dunklerer Färbung das Harzgebirge gegen das hellere Blau des Himmels ab, im Süden der Steigerwald und die Haßberge, im Osten das Fichtelgebirge. Im Mittelgrund

traten Städte und Dörfer, Schlösser und Burgtrümmer zwischen niedrigen Höhenzügen aus grünen Ebenen hervor. Zwischen den Höhen lagerte bereits der Abend in dunklen Schatten, aber Thürme und Bergessaum, weiße Schlösser und Mauertrümmer glänzten noch im Abendsonnenschein, der Friedensstein, die Gleichenschlösser und der Gipfel des Seeberges in nordwestlicher Richtung, gerade vor uns die weißen Mauern des Schlosses von Rudolstadt, Orlamünde, die Leuchtenburg, die Kuppel des Erfurter Domes und die Bastionen der Cyriaksburg und des Petersberges, die verfallenen Wartthürme des Greiffenstein bei Blankenburg, die grünen Säume der Singerberger Höhen, welche das Ilmthal begränzen, die Reinsburg, die Ehrenburg, die Altenburg und die Thürme von Stadt Ilm.

Jetzt war die Sonne hinter den Wolkenberg hinabgesunken und dunkler färbten sich Wälder, Ebenen und Berge. Der Wind brauste um den Thurm, als wenn er in seinen Grundfesten erschüttert werden sollte, und trieb uns hinab. An der Thurmthüre stand Philostratus neben einem Berliner Banquier mit einigen Damen, deren Gesichtstypus die Abstammung aus dem Orient nicht verläugnen konnte, welche sich das Panorama von dort oben noch im Dunkel und Sturm anschauen wollten. Ich drückte meinen Reisehut tiefer in das Gesicht und schritt unerkannt mit meinem Begleiter vorüber, der mir bis zu der Stelle, wo er links nach der Schmücke, ich rechts nach Suhl hinunterstieg, die Geschichte von den Teufelskreisen und von dem Jägerstein auf dem Gipfel des Schneekopfes folgendermaßen erzählte:

Die Sage von den Teufelskreisen und dem Teufelsbad auf dem Schneekopf.

Oben auf dem Schneekopf, der seinen Namen von dem bis tief in das Frühjahr darauf liegenden Schnee erhalten hat, gleich unter dem Gipfel giebt es mehrere sumpfige Stellen, welche man die Teufelskreise nennt. Das Moorloch innerhalb dieser Teufelskreise ist von einer unergründlichen Tiefe und steht mit Teichen und Brunnen in der Ebene in Verbindung, so daß derjenige, welcher dort hineinfällt, niemals wieder zum Vorschein kommt. Auch wer sich innerhalb der Teufelskreise verirrt, wird sich schwerlich wieder zurecht finden. In jenem tiefen Loch badet der Teufel, woher dasselbe und die Sumpfstellen ihren Namen führen. Manchem einsamen Wanderer sind dort sonderbare Dinge passirt, Manchem, der sich gegen Mitternacht in diese Gegend gewagt hat, gespenstische Gestalten erschienen. So ging ein armer Hirt eines Abends von der Schmücke nach Oberhof hinunter. Es mochte wohl auf Mitternacht gehen und war heller Mondenschein. Da begegnet ihm ein Reitersmann in einen rothen Mantel gehüllt auf einem großen schwarzen Pferde, und versprach ihm ein gutes Trinkgeld, wenn er ihm den Weg nach den Teufelskreisen zeigen wollte. Der Hirt verstand sich dazu, und als sie nun zusammen an den Teufelskreisen ankamen, stieg der Reiter vom Pferde, warf seinen Mantel ab und sagte dem Hirten, er solle ihm Roß und Mantel

halten, bis er wiederkehre. Komme er in einer Stunde nicht zurück, so könne er nach Hause gehen und Roß und Mantel als Lohn behalten. Dann ging er auf das große Moorloch zu, sprang hinein und versank darinnen bis über den Kopf, so daß das schmutzige dunkle Wasser über ihn zusammenschlug. Der Hirt wartete über eine halbe Stunde, der Mond schien so gespenstisch auf die Moorlache, daß ihm Grauen und Entsetzen ankam. Schon wollte er mit Zurücklassung des Mantels und des Pferdes entfliehen, da rauschte das Wasser auseinander und der Reiter stieg wieder daraus hervor, faßte die Zügel des schnaubenden und sich bäumenden Pferdes und ging in Begleitung seines Führers schweigend zu der Straße nach Suhl hinab. Dort hieß er dem Hirten seinen Korb, den dieser am Arme trug, mit dem am Wege liegenden Laub füllen, und ritt ohne Dank und ohne Lohn in die große tiefe Schlucht, welche den Beerberg von dem Schneekopf trennt, hinab. Der Hirt füllte seinen Korb mit den trockenen gelben Laubblättern und begab sich auf den Heimweg. Unterwegs wurde der Korb immer schwerer und schwerer, so daß sein Träger verdrießlich den Inhalt wieder fortwarf. Als er aber am andern Morgen den Korb ansah, waren einige von den Blättern an dem Geflecht hängen geblieben, und jedes dieser Blätter hatte sich in reines, klares Gold verwandelt.

Die Sage vom Jägerstein.

Nahe bei den Teufelskreisen am Bergesabhang mitten im Walde steht ein einfacher Denkstein, auf dem der Wanderer die Worte liest: „Hier wurde am 16. September 1690 ein Förster aus Gräfenrode unversehens von seinem Schwestersohn erschossen.“ Damit verhält es sich also: Der Förster zu Gräfenrode hatte einen Jägerburschen, der zugleich der Sohn seiner verstorbenen Schwester war und den er nicht leiden konnte. In der Nähe der Teufelskreise erblickte der Förster jedesmal, wenn er Abends durch den Wald nach Gräfenrode ging, einen großen stattlichen Hirsch. Er gab seinem Burschen Auftrag, dort auf den Anstand zu gehen und den Hirsch zu schießen. Dieser befolgte auch den Befehl seines Lehrherrn, verfehlte den Hirsch aber jedesmal, worüber er tägliche Vorwürfe zu hören hatte. Da rieth ihm Jemand, seine Büchse mit einer gläsernen Kugel zu laden; dann würde er den Hirsch sicherlich nicht verfehlen. Der Bursche befolgte diesen Rath, lud eine gläserne Kugel in seine Büchse und ging nun wieder nach den Teufelskreisen auf den Anstand. Es dauerte nicht lange, so erschien der Hirsch; der Jäger schoß und das Thier fiel. Als der Bursche nun näher ging, sah er zu seinem großen Entsetzen, daß an der Stelle des Hirsches sein Lehrherr todt dalag. Die Kugel war ihm durch den Kopf gegangen. Noch heute kann man im Gräfenroder Kirchenbuche lesen, daß dort der Förster von seinem Burschen „in Verblendung einer Hirschgestalt“ erschossen sei.

Fünfzehntes Kapitel.

Ilmenau und Paulinzelle.

Verschiedene Wege nach Ilmenau. Weg von Schwarzburg über den Trippstein. Die vier Wege von der Schmücke nach Ilmenau und Paulinzelle. Gükelhahn. Manebach. Elgersburg. Ilmenau. Paulinzelle.

Practische Notizen: Wege nach Paulinzelle und Ilmenau: Weg von Schwarzburg und über den Trippstein s. Kap. 2, das Schwarzathal. Die übrigen Wege im Kapitel selbst beschrieben.

Den Weg nach Paulinzelle von Schwarzburg über den Trippstein habe ich im zweiten Kapitel beschrieben. Er geht von dem Wegweiser, den man eine Viertelstunde bevor man auf das Plateau des Trippsteines gelangt, antrifft, rechts ab durch den Wildzaun und durch den Wald nach dem Dorfe Bechstädt, welches in einer kleinen halben Stunde erreicht wird, dann auf der in die Höhe führenden Fahrstraße bis zu einem neuen Wegweiser. Von hier wendet man sich rechts, an einem weitern Wegweiser angekommen, gerade aus, und kommt dann in 1¼ Stunde nach Ober-Rottenbach. Auf dem Wege dahin zeigen sich an der linken Seite die Häuser von Königssee und die Chaussee nach Blankenburg. Ein über das Wasser führender Fußweg, der erst am Rottenbache entlang und dann über die Wiese läuft, bringt uns auf die Chaussee und in ½ Stunde nach Milbitz, von dem die Chaussee in ¾ Stunden nach Paulinzelle führt.

Dies ist der Weg von Schwarzburg nach Paulinzelle. Wer von der Schmücke kommt und nach Paulinzelle und Ilmenau, und von dort alsdann nach Blankenburg und Rudolstadt oder nach Schwarzburg gehen will, kann vier verschiedene Wege einschlagen. Er kann den neuesten und bequemsten wählen, es ist der über den Schwalbenstein, welcher 3½ Stunden erfordert und nach Ilmenau bringt. Oder er kann den Weg über Manebach einschlagen, und gelangt im Dorfe Manebach in den Manebacher Grund,



gez. von O. Wagner . gest. von J. H. Le Keux.

PAULINZELLE.

durch welchen die Landstraße nach Ilmenau führt. Dieser Weg ist ½ Stunde kürzer, als der vorige. Der dritte Weg nach Ilmenau führt über den Gückelhahn, der einen umfassenden Aussichtspunkt über das Orethal und über die Ebene bietet, in der Gotha, Ohrdruf, Erfurt, Plaue und die Gleichen liegen. Um diesen Weg, welcher 4 Stunden erfordert, zu finden, ist es wohlgethan, sich auf der Schmücke einen Führer zu nehmen. Der sich fortwährend kreuzenden und abgehenden Fußwege und Fahrstraßen sind auf dieser Tour zu viele, um sich mit Sicherheit und ohne abzuirren, zurecht zu finden. Der vierte Weg nach Ilmenau endlich führt über das Dorf Gehlberg, durch das Thal der Gera nach Arlesberg und von dort nach Elgersburg.

Das Schloß zu Elgersburg war einst eine mächtige Veste, der Rittersitz alter Thüringischer Adelsfamilien, und hieß „der rechte Arm von Thüringen". Abwechselnd gehörte sie den mächtigen Grafen von Käfernburg, von Henneberg, auch eine Zeitlang den Landgrafen von Thüringen. Die alten Mauern haben den Zeitensturm überdauert, und stehen noch fest auf dem Gipfel ihres Porphyrfelsens, während ihre Herren bereits Jahrhunderte in ihren Gräbern ruhen. Aber die Umgebung des alten Ritterschlosses ist eine andere geworden. Die Industrie und der Fabrikfleiß hat sich rings um die Veste ansässig gemacht und blühende Steingut- und Porzellanfabriken nehmen den Platz der Hütten der frühern leibeigenen Bauern ein. Auch eine vielbesuchte Kaltwasserheilanstalt ist in Elgersburg angelegt. Ein Wiesenweg führt in einer Stunde von Elgersburg nach Ilmenau.

Ilmenau, eine der ältesten Städte Thüringens, einst Besitzthum der Grafen von Käfernburg und von Henneberg, jetzt zum Großherzogthum Weimar-Eisenach gehörig, liegt zwischen Berg und Wiese in freundlichem Thal an der Ilm. Einst stand auch hier ein festes Schloß, welches der Kaiser Rudolf von Habsburg in seinen Kämpfen mit dem Faustrecht zerstörte. Jetzt erfüllt die Stadt mit ihrer Umgebung ein thätiges und industrielles Leben, welches sich in Eisen- und Steinkohlengruben, in Glas- und Porzellanfabriken kundgiebt. Auch in Ilmenau ist eine Kaltwasserheilanstalt angelegt, welche sich sehr großer Frequenz erfreut.

Von Ilmenau führt ein Fußweg durch Wald und Wiese nach Paulinzelle, jener alten Byzantinischen Klosterruine Thüringens. Der Weg berührt die Dörfer Wimbach, Gräfenau und Angstedt. Bei nur einiger Orientirungsgabe ist er auch ohne Führer zu finden und in 3½ Stunden zurückzulegen.

Wie anders sah es um Paulinzelle vor 20 Jahren aus. Von Chausseen war noch keine Rede, die Fahrstraßen waren mehr wie unbequem und man mußte die Ruine auf im Gebüsch und Gestrüpp verschlungenen Fußpfaden förmlich suchen. An der Stelle, wo jetzt ein großes Gasthaus mit einer Reihe von Logiszimmern und Wagenremisen, Ställen u. s. w. gebaut ist, stand ine armselige Thüringische Dorfschenke, wo man mit großer Mühe ein Unterkommen für die Nacht erhielt, und zu einem Glase Bier ein warmes Mittag-

oder Abendbrod oft schwerlich zu erhalten war, wenn die Ansprüche des Magens über eine Bratwurst hinausgingen.

Die Geschichte des Klosters ist sehr dunkel. Die Sage erzählt, daß die Gemahlin eines Ritters Adalrich, die Tochter des Ritters Moricho, die fromme Pauline, welche zur Zeit Kaiser Heinrich des Vierten lebte, um das Jahr 1100 hier eine Zelle in der Waldeinsamkeit stiftete, woraus später ein Kloster wurde. Um die Bestätigung zu dem Kloster einzuholen, reiste die Gründerin desselben nach Rom zum Papste Paschalis den Zweiten. Dort sah sie wahrscheinlich die Vorbilder zu den antiken Säulen, zu den erhabenen Bögen und zu den wunderbar schönen und feinen Verzierungen, welche wir heute noch an dem Portal und den wenigen im Strome der Zeit übrig gebliebenen Säulen dieser Kirchenruine bewundern, welche in ihren Trümmern den ersten Basiliken Deutschlands an die Seite gestellt werden kann. Von dort her brachte sie auch wahrscheinlich die Baumeister und die Handwerker mit, welche hier mitten in den Urwäldern Deutschlands ein so großartiges Bauwerk schufen. Seit der Zeit der frommen Pauline weiß man eigentlich über die weitere Geschichte des Klosters nichts Bestimmtes. Die Erbauerin desselben soll im Jahre 1107 bei einer Reise nach dem Schwarzwalde, um dort Mönche für ihr Kloster abzuholen, vom Pferde gestürzt und gestorben sein. Nach ihr, erzählt die Sage oder die Geschichte, soll das Kloster 27 Aebte gehabt haben; ihre Namen sind indeß ebenso unbekannt, wie ihre Thaten, nichts ist von ihrem Andenken übrig geblieben, als einige aus dem Schutt und aus dem Gestrüpp herausgegrabene Grabsteine, auf denen die Inful und einige breite Gesichter noch kaum zu erkennen sind. Man kennt selbst nicht den Platz, wo das Mönchskloster oder wo das Nonnenkloster gestanden hat, alles das ist spurlos verschwunden, man weiß nur, daß Mönche und Nonnen es nach und nach bis zu einem grenzenlosen Grade der Demoralisation brachten, daß sie sich mit Spielen, Saufen und liederlichen Schwelgereien beschäftigten, daß sie heillose Wuchergeschäfte trieben, daß sie ihre Ländereien und Grundstücke vereinzelten und verkauften und sie dann hernach, natürlich ohne die Kaufpreise herauszugeben, bewaffnet mit Bann und Interdict, wieder an sich rissen. Sie waren verwünscht und verflucht in der ganzen Umgegend, und als der Bauernkrieg ausbrach, stürzten sich wüthende Bauernhaufen auch auf das Kloster Paulinzelle, zündeten es an und plünderten es aus. Aber nachdem der Bauernkrieg beendet und der Zustand, den man Ruhe und Ordnung nennt, wieder hergestellt war im Lande, als die Kanonen und der Henker die Forderungen der unterdrückten Bauern vernichtet hatten, da zogen auch die Mönche wiederum in ihr Kloster, bauten die zerstörten Theile desselben wieder auf und die neue Wirthschaft war nur eine Fortsetzung der alten. Während der Reformation trieb nur obrigkeitliche Gewalt sie aus ihren Speisesälen und Zellen, so wohl behagte es ihnen dort. Im dreißigjährigen Kriege sollen die Katholiken den Versuch gemacht haben, Paulinzelle wieder an sich zu reißen und Kloster und Kirche zum Römischen Cultus

wiederherzustellen. Im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts traf der Blitz das Dach der Kirche, und zerstörte dieselbe theilweise. Einen Theil der heruntergerissenen Steine verwandten die Bauern zum Bau ihrer Häuser. Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hatte ein Graf von Schwarzburg die barbarische Idee, die Trümmer der Kirche gänzlich abzubrechen, und die Steine zum Bau einer Kirche in Rudolstadt zu verwenden; nur sein plötzlicher Tod rettete die köstliche Ruine von ihrer gänzlichen Zerstörung. Nochmals und sogar noch in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts, bedrohte die Kirche dasselbe vandalische Loos. Glücklicherweise rechnete ein Rudolstädtischer Baubeamter heraus, daß der Transport der Quadern von Paulinzelle nach Rudolstadt mit dem Abbruch noch mehr kosten würde, als neue Quadern aus einem in der Nähe von Rudolstadt gelegenen Steinbruch, und nur dieser Calcul rettete die Ruine nochmals vom Untergange. Die neue Zeit hat mit schonender Hand unter den Ruinen gewaltet und eigentlich nur den Schutt und das hindernde Gesträuch fortgeschafft. An die Stelle der fehlenden Säulen sind drei neue Säulen eingefügt. Den „schwebenden Paulinzeller Mauerwald", die mächtigen Eschen-, Fichten- und Birkenbäume, welche die üppige Natur auf die alten Mauern gepflanzt hat, die Tannen- und Fichtenwipfel, welche aus den zerbrochenen Fensteröffnungen hervorragen, das Gesträuch und der Epheu, der die Säulen bis zu den Kapitälen umschlingt, hat man Poesie und Geschmack genug gehabt, stehen zu lassen. Das Portal ist besonders schön und noch am besten erhalten. Seine Wölbung wird von fünf Rundbogen gebildet, welche auf Säulencapitälen mit Arabeskenverzierungen ruhen. Ueber derselben erblickt man nochmals sieben von Säulen getragene Rundbogen, oberhalb welcher das Blau des Himmels durch zwei Fensteröffnungen hineinschaut. Durch das Portal eintretend gelangen wir in die pfeilergetragene Halle. Die linke Seitenwand derselben ist noch erhalten und mit kleinern und größern Bogenöffnungen geziert. Eine Doppelreihe von sechs starken Säulen, welche noch emporragen, haben einst die hohe Wölbung getragen. Jetzt schaut grünes Gesträuch hinein, und frische Bergesluft weht durch die offenen Fensterbogen. Rasen ist an die Stelle der Steinplatten des Bodens getreten, und, überwuchert von Moos und Fliederbüschen heben sich hie und da ein verblichener Grabstein und ein riesiges Steinbecken, aus dem vielleicht einst den Gläubigen das Weihwasser gespendet wurde, aus dem lebensvollen, üppigen Grün hervor.

Sechszehntes Kapitel.

Von Suhl nach Coburg.

Suhl. Schleusingen. Hildburghausen. Die Werrabahn und ihre Ausdehnung. Salzungen. Wasungen. Meiningen. Eisfeld. Coburg.

Practische Notizen: Von Oberhof bis Suhl 4 St. Von Suhl bis Schleusingen 4 St. Von Schleusingen nach Hildburghausen 4 St. Von Hildburghausen bis Rodach 2½ St. Von Rodach bis Koburg 4 St.

Suhl ist 4 Stunden von Oberhof, 1¼ Stunde von Zella und 2 Stunden von dem Gasthaus auf der Schmücke entfernt. Die Poststraße führt über Zella. Die Stadt, welche bekanntlich zu dem Preußischen Antheil Thüringens gehört, liegt, von der Lauter durchflossen, in einem Thalgrunde, welcher von den Höhenzügen des Dellberges, des Ringberges, des Spitzberges und des Domberges umschlossen ist. An der nördlichen Seite sind die Berge der Stadt so nahe gerückt, daß eine Felsenpartie des letztern, der Ottilienstein, mit seiner Porphyrkuppe über die Häuser des Marktes herabzuhängen scheint. In diesem Thal dehnen sich die 1000 Häuser der Stadt in langen Straßenstrahlen von Osten nach Westen hin aus oder concentriren sich um den ziemlich großen Marktplatz, an dessen einer Seite der gute und billige Gasthof zum Deutschen Hause steht. Die Lage der Stadt ist von dem kleinen Plateau des Ottilienfelsens am besten zu überschauen.

Schon im 14. Jahrhundert wurde in Suhl ein nicht unbedeutender Bergbau betrieben, von dessen späterer, bedeutenden Betriebsamkeit viele verfallene Stollen in der nähern Umgebung der Stadt Zeugniß geben. Es wurde Glanzeisenerz und Glaskopf gebrochen und am Dellberge sollen in jener Zeit täglich 300 Bergleute angefahren sein. Der Bergbau ist jetzt sehr unbedeutend, die vielen tausend Centner Roheisen, welche die Eisenfabrikation in Suhl erfordert, werden von auswärts bezogen, aber es sind dort eine Menge blühender Gewehrfabriken entstanden, welche hinter den Belgischen Fabriken nicht zurückstehen. Das kleine Lauterthal ist von Rohrbohrmühlen und Schleif-



Gez. v. Otto Wagner. gest. v. Martini

SUHL.

mühlen, Eisenhämmern und Blechhämmern angefüllt. Hier werden Eisenerze geschmolzen, Flintenläufe durchbohrt und geschliffen, Klingen, Bajonette und Ladestöcke geschmiedet; hier werden die Suhler Bleche fabrizirt und glänzende Kuirasse geschmiedet. Hier pochen die Hämmer, hier rauschen die Räder und die Blasbälge und Tag und Nacht flammen die Essen und schleudern Rauchsäulen und Funkengarben in die Luft. Im 15. Jahrhundert entstand hier die erste Gewehrfabrik, und seitdem liefert Suhl für fast ganz Europa Waffen. In den Türkenkriegen wurde aus Suhler Gewehren geschossen. Die Republik Venedig bewaffnete ihre Armeen mit Suhler Flinten, der Polenkönig Stephan Bathori focht damit gegen die Russen, und Spanien und Frankreich füllten mit ihnen lange Zeit ihre Zeughäuser. Neben den Eisenhüttenwerken und Gewehrfabriken hat die Stadt auch große Stuhlwaarenfabriken, in denen Leinewand, Barchent und Trill auf Höhe von 16,000 Stück jährlich angefertigt wird. Dieser blühende Gewerbfleiß und große Absatz hat Suhl über manche harte Calamitäten hinausgeholfen. Isolanis Kroaten verwüsteten und verbrannten die Stadt im dreißigjährigen Kriege, und in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde sie durch eine Feuersbrunst eingeäschert, aber Suhl hat sich jedesmal neuverjüngt wie ein Phönix aus der Asche erhoben.

Von Suhl nach Schleusingen führt eine breite, bequeme Straße, von großen Pappeln beschattet, und von lebendigen Hecken eingefaßt, mit heitern Aussichten in die zu beiden Seiten des Weges sich ausdehnenden grünen Thalgründe in 4 Stunden hinab. Der erste große Bogen der Chaussee kann durch einen leicht zu findenden Fußweg um eine Stunde verkürzt werden. Geht man aus dem Gasthof zum Deutschen Hause in Suhl die Straße am Markte links hinab, so beginnt dieser Weg rechts von der Chaussee neben der Kirche, führt rechts an derselben vorüber durch einen Grund über einen nackten kleinen Berg, von dem man einen hübschen Rückblick auf Suhl und die die Stadt umgebenden Berge hat, in ein Tannengehölz. Der Weg wird dort zu einem recht unbequemen, steinigen Fahrwege, aber neben dem Fahrwege läuft ein Pfad unter Baumschatten und über den Moosteppich des Wäldchens dahin, bis der Fahrweg wieder geebneter und sandiger wird, und später vor einem Dorfe auf die erwähnte Chaussee ausläuft.

Schleusingen liegt an der Abdachung eines Vorberges des Thüringerwaldes. Die Straßen steigen an der sanft hinuntersteigenden Berglehne hinauf und hinunter, die 360 Häuser gruppiren sich dadurch malerisch über einander, und über alle ragt der große schieferbedeckte Kirchthurm und die alten Mauern eines stattlichen Schlosses, der Bertholdsburg, wo einst die Grafen von Henneberg residirten, dessen Räume jetzt zu Amtslocalitäten verwendet werden, hervor. Die Stadt mit ihrem Gebiet gehört jetzt zu dem Preußischen Antheil Thüringens. Es ist dort der Sitz einer Landgerichtscommission, einer landräthlichen Behörde und einer Forstinspection, und ein weitbesuchtes, sehr gutes Gymnasium. Der Gasthof zum grünen Baum am Markte ist recht gut.

Sonst hat die Stadt nichts Merkwürdiges, als die Erinnerung an das einst mächtige und blühende Geschlecht, welches hier wohnte. Die Erinnerung hat sich in der Begräbnißkapelle der dortigen Kirche verkörpert, denn dort befinden sich eine Reihe von Grabsteinen und Denkmälern, welche aus dem frühern Hennebergischen Erbbegräbniß zu Kloster Veßra hieher gebracht wurden. Da stehen rings in einem kleinen Raume drei Steine, auf denen Graf Wilhelm III. und seine Gemahlin nebst ihrem tapfern Sohn im Harnisch und mit der Fahnenlanze abgebildet sind. Dann der bigotte Graf Wilhelm VI., der so lange gegen die Fortschrittspartei seiner Zeit, gegen die Reformation, ankämpfte, bis seine Burgen und Schlösser den Flammen des Bauernkrieges und er selbst der Wahrheit der neuen Lehre erlag; denn er starb nach einer langen Regierung von 64 Jahren als Protestant. Daneben das Denkmal Graf Wolfgangs II. Er focht mit Karl V. bei Chierasco und sein Helm, den er in der Schlacht trug, und der ihn vor einer tödtlichen Falconetkugel nicht schützen konnte, wird hier aufbewahrt. Die Denksteine des Grafen Poppo und des Grafen Georg Ernst nebst seinen beiden Frauen, des letzten des Stammes, schließen die lange Reihe.

Hildburghausen ist 4 Stunden von Schleusingen entfernt. Zwei leicht zu findende Fußwege, welche über zwei Bergrücken hinlaufen, kürzen die beiden großen Bogen der Chaussee um ein Bedeutendes ab. Der eine beginnt nahe vor Schleusingen und führt von der Landstraße rechts ab, der andere einige hundert Schritte hinter dem Weghause des Dorfes Gerhardtsgereuth. Hildburghausen ist eine hübsch gebaute Stadt mit breiten geraden Straßen und stattlichen Häusern, aber zwischen diesen stattlichen Häusern in den breiten Straßen ist die Oede und eine schweigsame Stille eingezogen. Hildburghausen kommt mir vor, wie eine ausgestorbene Stadt mit einem stattlichen Schloß, großen Gasthöfen und schönen Wohnungen, welche die Menschen verlassen haben und aus der das Leben gewichen ist. Wie Hildburghausen noch ein besonderes Herzogthum war, war dies anders. Die, wenn auch kleine Hofhaltung, das Regierungs- und Beamtenpersonal und eine kleine Garnison, gaben der Stadt Leben und Bewegung und waren die Ursache eines lebendigern Verkehrs. Mit der Vereinigung Hildburghausens mit Meiningen ist dieser ganze Verkehr auf Meiningen übergegangen. Das etwas tiefliegende altmodische Schloß und sein durch die viereckige Form mit den Gräben unmodern aussehender Garten ist öde und verlassen, Gras wächst auf dem großen steinernen Hofe und den Wohnungen in den hübschen Häusern auf den breiten Straßen fehlen die Bewohner, wie den großen und elegant aussehenden Gasthöfen, unter denen der Gasthof zum Rautenkranz sehr gut und sehr billig ist, die früher durch den Hof und die Regierung hieher gezogenen Fremden. Schwerlich wird der Stadt durch die Vollendung der Werrabahn, welche Eisenach mit Coburg verbinden, die Städte Salzungen, Meiningen, Hildburghausen und Eisfeld berühren und sich sodann bei Lichtenfels an die Bairische Eisenbahn anschließen wird, geholfen werden. An der Werrabahn wird seit Anfang

des Jahres 1856 auf verschiedenen Punkten gebaut. Sie verbindet freilich den Norden mit dem Süden, Bremen mit Baiern und der Schweiz, und stellt auf diese Weise eine einst belebte und wichtige alte Handelsstraße wieder her. Für Salzungen wegen seiner Salinen, für Neuhaus wegen seiner Steinkohlenwerke, für Coburg und Gotha wegen der Verbindung der beiden Theile des Herzogthums ist sie freilich von besonderer Wichtigkeit, nicht aber für eine Stadt, wie Hildburghausen, deren Gewerbebetrieb und Verkehr mit dem Wegfallen der Residenz aufgehört hat. Sie wird im Gegentheil den Reisenden und Handelsleuten nur die Gelegenheit bieten, desto schneller vorüberzueilen. Noch einen bedeutenden Verlust hat die Stadt in den letzten Jahren gehabt. Joseph Meyer, der Gründer eines großartigen Etablissements, des Bibliographischen Instituts, durch welches über 400 Menschen beschäftigt werden und einer vielgelesenen Zeitung, der Dorfzeitung, welche durch ihre liberale Färbung und ihre den Bürger und Bauer sehr ansprechende Form einen großen Leserkreis erhalten hat, ein äußerst unternehmender, intelligenter und humaner Mann, ist gestorben.

Die Werrabahn berührt hinter Eisenach zuerst Salzungen. Die kleine Stadt, seit dem Brande von 1786, neu aufgebaut, liegt in malerischer Umgebung am Salzunger See, auf dessen Fläche im Sommer Nostochinen und Gallertalgen blühen, und der stellenweis kocht und wallt, wie ein See bei vulkanischen Eruptionen. Ueber See und Stadt erhebt sich auf steiler Höhe ein altes Schloß, welches der Kaiser Adolf von Nassau, als der Landgraf Albrecht der Unartige ihm Thüringen für 10,000 Mark Silbers verkauft hatte, im Sturm eroberte. Im dreißigjährigen Kriege, wo Salzungen nicht weniger als dreizehnmal ausgeplündert wurde, wohnte dort einmal Tilly, ein anderesmal Wallenstein. Der Wohlstand der Stadt wird durch die dortigen Salzwerke begründet, welche einen sehr bedeutenden Gehalt haben und deren schon im Jahre 775 Erwähnung gethan wird. Der Ertrag derselben wird durch den größern Absatz, welchen die Verbindung mit der Werrabahn zu Wege bringen wird, und seitdem neben den Quellen zwei artesische Brunnen eingerichtet sind, bedeutend vermehrt werden. Für jetzt bereitet man nur 70,000 Centner, welche Zahl um fast das Doppelte gesteigert werden kann. Die Stadt hat zugleich ein sehr kräftiges Soolbad, welches im Sommer viele Badegäste dorthin zieht. Das Bad hat die Anlegung eines recht hübschen Badehauses, Gesellschaftshauses und angenehmer Spaziergänge zur Folge gehabt. An der Grube, einem mit Sandsteinfelsen umgebenen Erdfall mit einem Abfluß in den See, der sogenannten Teufelskutte, vorüber, steigt man zu den Gartenanlagen des Seeberges hinauf, an dessen Gipfel man den langgestreckten Rücken des Dolmar, die Berge rings um Schmalkalden, Liebenstein, das Häuschen auf der Spitze des Inselsberges über geringere Höhenzüge, Wiesen und Thalgründe erblickt. Von Liebenstein aus kann Salzungen über Barchfeld in 2 Stunden besucht werden.

Nach Salzungen wird das Städtchen **Wasungen** mit einer hoch auf einem Kalksteinberge liegenden Burg Landsberg, von dessen Einwohnern, ob mit Recht oder mit Unrecht, weiß ich nicht — mir sind dort weder die Stiefel abgeschnitten, als ich Pantoffel zu haben wünschte, noch habe ich eine Kuh auf der Stadtmauer weiden sehen — man allerlei ähnliche Dinge, wie von den Bürgern von Schilda und Krähwinkel erzählt, von der neuen Werrabahn berührt werden, dann **Meiningen**, wo Musäus lebte, der berühmte Märchendichter, wo die Maler Reinhart und Schröter geboren wurden und wo — um auch dies zu erwähnen — Spieß seine berühmten Ritter- und Geisterromane schrieb. Auch Cramer, der zweite Repräsentant der Spieß-Cramerschen Romanliteraturperiode, wohnte dort, in einem Hause der untern Marktstraße, eine Zeitlang auch Jean Paul, der später nach Baireuth zog. Meiningen, eine alte Stadt, — bereits zur Zeit Kaiser Heinrich des Ersten wird sie erwähnt — fiel im Jahre 1008 an Würzburg und später an die Linie der Hennebergischen Grafen, nach deren Aussterben es an die beiden Sächsischen Linien überging und 1672 an Gotha. Mit 1680 wurde es der Sitz der Herzoge von Meiningen, deren Erster, der Herzog Bernhard, einer der sieben Söhne Ernst des Frommen, Herzogs von Gotha, war. Seine jetzige Gestalt erhielt Meiningen durch den verstorbenen Herzog, der den geschmackvollen Park von Altenstein anlegte, und die berühmte Forstakademie von Dreißigacker — eine halbe Stunde von der Stadt — schuf. Das Residenzschloß, die Elisabethenburg, in dessen Räumen sich eine Bibliothek von 30,000 Bänden, unter ihnen viele treffliche Geschichtswerke älterer Zeit, und eine auserlesene kleine Gemäldesammlung mit einer Kreuzesabnahme von Caracci, einer Madonna von Leonardo da Vinci und einigen guten Stücken aus der Deutschen und Niederländischen Schule befindet, hat bereits Herzog Bernhard im Jahre 1681 gebaut. In 1½ Stunden erreicht man von Meiningen aus über Helba und Uttendorf den großen Dolmar, der sich 2300 Fuß hoch über die Meeresfläche erhebt. Auf seinem Gipfel, von dem man eine großartige Aussicht hat, stehen die Trümmer eines alten, im Jahre 1726 vom Blitz zerstörten Jagdschlößchens.

Hinter Meiningen ist **Eisfeld** die erste Stadt an dem neuen Schienenwege. Das Schloß war früher Wittwensitz der Herzoginnen von Hildburghausen, und auf seinem Friedhofe liegt der Doctor Justus Jonas, Luthers Freund und berühmter Mitkämpfer in der Reformationsbewegung, begraben. Von Eisfeld gelangt die Eisenbahn nach Coburg, welches man jetzt von Hildburghausen zu Fuß oder mit der Post über Rodach, in dessen Nähe sich die Ruine des Straufhain, einer Ritterburg aus der Zeit des Faustrechts, und der Heldburg, welche seit der Einnahme durch Wallenstein im dreißigjährigen Kriege jährlich mehr in Verfall geräth, auf bewaldeten Berggipfeln erheben, erreicht. Sonneberg wird mit Coburg über Neustadt durch eine Zweigbahn verbunden werden.

Siebzehntes Kapitel.

Coburg.

Die Veste Coburg, ihre Geschichte, ihre historische Bedeutung und ihre gegenwärtige Restauration. Die Stadt Coburg.

Practische Notizen: Gasthöfe in Coburg: Grüner Baum, goldener Adler, goldener Löwe, sämmtlich gut und billig. Rosenau 1 ¼ St. von Coburg. Callenberg 1 St. von Coburg. Veste Coburg ½ St.

Buchhandlungen in Coburg: Riemannsche Hofbuchhandlung. Meusel u. Sohn.

Die älteste Geschichte der Veste Coburg ist sehr dunkel und reicht in das Gebiet der Sage. Ob Karl der Große sie als eine Gränzveste von Franken gegründet, ob das Wort Cohburg Fränkischen Ursprungs sei, und als solches „Hohe Burg" bedeute, ob ein Graf Cobbo ihr den Namen gegeben, oder ob derselbe höchst prosaisch anfänglich „Kühburg" gelautet habe, und von fetten Rindviehweiden herzuleiten sei, wer vermag dies jetzt noch zu entscheiden! Jedenfalls kommt die Veste in der Urkunde früher vor, als die Stadt, ist also wahrscheinlich älter. In der ältesten Urkunde wird der Pfalzgraf Ehrenfried zu Aachen mit Burg und Fürstenthum Coburg belehnt. Dann ging Land und Burg durch Vererbung Seitens der Tochter des Grafen an den Bischof von Cölln über, und im 12. und 13. Jahrhundert war sie nacheinander im Besitz mehrerer Adelsfamilien, endlich in den der Grafen von Henneberg, von denen sie, nach mehreren Zwischenfällen, Eigenthum der Markgrafen von Meißen wurde. In den Erbfolgekriegen der Sächsischen und Thüringischen Fürsten im 14. und 15. Jahrhundert wurde die Festung mehreremale belagert, ohne indeß genommen werden zu können. Im Jahre 1500 äscherte eine Feuersbrunst einen Theil der Burg ein. Damals war sie im Besitz der Kurfürsten von Sachsen, Friedrichs des Weisen und Johanns des Beständigen. Zur Zeit des Bauernkrieges leistete sie dem Lande große Dienste, indem die Ritterschaft und die Bürger hinter ihren Mauern vor den sengenden und raubenden Bauernhaufen Schutz fanden. 1529 ließ der Kurfürst Johann der Beständige Luther auf der Burg

in Sicherheit bringen. Luther wohnte dort mit seinem Famulus Dietrich und seinem Diener Cyriacus sechs Monate. Sein Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott" stammt aus der Zeit seines dortigen Aufenthalts.

Im Jahre 1541 trat der Kurfürst Johann der Großmüthige seinem Bruder, dem Herzoge Johann Ernst, Festung und Fürstenthum Coburg ab, welcher seine Residenz nach der Stadt verlegte und dort die Ehrenburg baute. Einer seiner Nachkommen war der Herzog Johann Casimir, der die bereits etwas verfallene Veste wieder herstellte. Es war derselbe Herzog Johann Casimir, der, so segensreich seine Regierung für das Land war, so hart gegen seine Gemahlin, Prinzessin Anna von Sachsen, verfuhr. Wegen einer ihr zur Last gelegten Untreue verurtheilte er sie zu lebenslänglicher Gefangenschaft. Zwanzig Jahre brachte die Unglückliche theils auf dem Schlosse Callenberg, theils im Kloster Sonnefeld, theils in dem sogenannten blauen Thurm der Veste Coburg zu. Alle Fluchtversuche mißlangen; selbst ein Gnadengesuch, was sie unter vielen Thränen mit ihren eigenen Haaren in ein Taschentuch gestickt hatte und aus dem Kerkerfenster in den Wagen des Herzogs warf, als derselbe mit seiner zweiten Gemahlin in den Hof der Festung fuhr, bewog denselben nicht, ihr die Freiheit wiederzugeben. Sie starb im Gefängniß auf der Veste, sowie ihr Geliebter, Franz von Lichtenstein, in dem am Ketschenthore in Coburg noch heute stehenden Thurme.

Im dreißigjährigen Kriege belagerte Wallenstein, als Herzog Johann Casimir dem protestantischen Fürstenbündnisse beitrat, die Veste mit 8000 Mann. In der Veste lag der Schwedische Oberst Taubadel, welcher von Uebergabe nichts hören wollte. Die Angriffe der feindlichen Truppen beantwortete er mit Kugeln und Ausfällen, und die Drohungen Wallensteins mit den Worten: „Der Herzog von Friedland solle thun, was er nicht lassen könne, er habe nur Kraut und Loth für ihn und die Spitze seines Degens." Nachdem Wallenstein selbst beinahe durch einen wohlgezielten Schuß Conrad Rügers getödtet worden wäre und ein neuer Sturm abgeschlagen war, mußte er unverrichteter Sache wieder abziehen, und Coburg theilt mit den wenigen andern Burgen und Vesten den Ruhm, dem schrecklichen General siegreich widerstanden zu haben. Im October 1634 belagerte der kaiserliche General Lamboy die Veste zum zweitenmal, und was dem Herzoge von Friedland nicht durch Tapferkeit und Gewalt gelungen war, gelang ihm durch List und durch die Unentschlossenheit und Zwiespalt unter den Commandanten. Trotzdem, daß mehrere Ausfälle glücklich waren, daß Conrad Rüger mit seiner Feldschlange dem kaiserlichen General in der Ehrenburg Leuchter und Pokal vor der Nase wegschoß und daß ein Waffenstillstand mit dem Kaiser nahe war, ließen sich die Commandanten durch einen nachgemachten Brief des Herzogs, den ihnen Lamboy hinaufschickte, täuschen und übergaben die Festung.

Durch den Prager Frieden wurde dieselbe dem Hause Sachsen zurückgegeben. Im Laufe des 17. und des 18. Jahrhunderts begannen die Festungs-

werke in Verfall zu gerathen. Die Bürgerschaft und die Stände hielten in ruhigen Zeiten jede Ausgabe für unnütz, und die Fürsten, deren Wohnung nicht mehr oben war, wollten ihre Privatmittel nicht zur Erhaltung der Veste verwenden. Auch unter der Regierung Herzog Ernst des Frommen geschah für dieselbe nichts. Während der Erbstreitigkeiten der hinterlassenen Söhne des Herzogs Johann Ernst von Saalfeld und der Herzoge von Meiningen geschah natürlich ebensowenig etwas, um die Festung in wehrhaftem Stande zu erhalten, und trotz aller Bemühungen und Aufforderungen des Commandanten von Hanstein blieb die Sache beim Alten. Die Veste ging ihrem vollständigen Untergange immer mehr entgegen. 1782 wurde das Zeughaus sogar zu einem Zuchthaus und Arbeitshaus umgewandelt. Die Waffensäle wurden zu Gefängnissen, und Rüstungen, Feldschlangen, Waffen und Schwerter haufenweise übereinander in abgelegene Räume geworfen. Der Preußische Kammerdirector von Kretschmar, später Minister des Herzogs Ernst Friedrich Anton, ließ sogar im Jahre 1802 die auf der Festung befindlichen Geschütze und Hunderte von Centnern an Waffen, Rüstungen u. s. w. verkaufen.

Dem Herzog Ernst I., Vater des jetzigen Herzogs, gebührt der Ruhm der Restauration des berühmten und alten Waffenplatzes. Im Jahre 1838 begann unter der Leitung des bekannten Professors Heideloff aus Nürnberg die Wiederherstellung der Gebäude. Die Kosten wurden aus der Privatkasse des Herzogs bezahlt und zuerst der Fürstenbau wiederhergestellt. Die Malereien sind nach Heideloffs Entwürfen von den Herren Schneider, Beck und Rothbart ausgeführt. Herzog Ernst der II. setzte das Werk seines Vaters mit gleicher Liebe fort. Er ließ die Kirche neu erbauen, den bis dahin noch nicht restaurirten Theil des Fürstenbaues wiederherstellen, das massive Gasthaus aufführen und die Terrasse herrichten. Auch diese Baulichkeiten wurden unter Leitung des Hofmalers Rothbart ausgeführt.

Die Veste Coburg erhebt sich auf dem nordwestlichen Ende des Baußenberges, 1430 Fuß über dem Meeresspiegel, und ist von fünf Basteien, welche durch Mauern mit einander verbunden sind, umgeben. Von Südost her tritt man durch drei Thore in den innern Hof der Veste ein. Das zweite Thor ist ein schönes Denkmal früherer Baukunst. In erhabener Steinarbeit ist das Sächsische Wappen über der Wölbung des Thores angebracht und unter dem Wappen ist ein Kopf vorhanden, der dem Feinde höhnisch die Zunge entgegenstreckt. Das dritte Thor hat eine Tiefe von 25 Schritt und wird augenblicklich von einem viereckigen Thurme überbaut. Das in dem Thore befindliche Fallgatter ist noch das alte aus früherer Zeit.

Der innere Raum der Veste besteht aus zwei Höfen, einem gößern und einem kleinern. Der größere Hof ist von dem ehemaligen Zeughause, seit 1782 ein Zucht- und Arbeitshaus, neben dem sich eine Irrenanstalt befindet, dem kleinen Zeughause, in dem jetzt Militairfahrzeuge und verschiedene Geräthschaften

aufbewahrt werden, und der Caserne, worin jetzt Invaliden wohnen, umgeben. Der kleinere Hof ist der östliche. Seine Seiten bilden die Castellanswohnung, der alte Fürstenbau, der neue Fürstenbau, das Gasthaus und zwei Terrassen. In der Mitte des Hofes steht ein 250 tiefer, mittelalterlicher Brunnen.

Der obere Theil des alten Fürstenbaues enthält das Rosenzimmer und den Waffensaal. Im untern Theile ist eine Halle, über deren Eingang der Ritter St. Georg, auf den Lindwurm tretend, in Frescomalerei zu sehen ist. In der Halle steht das Gallionbild des Dänischen Kriegsschiffes Christian VIII., welches bekanntlich der jetzige Herzog von Coburg am 5. April 1849 in der Schlacht bei Eckernförde eroberte, darüber hängt die Danebrogsflagge, und an den Seiten der Säbel des Commandeurs Paludan und einige bei der Eroberung des Schiffes erbeutete Bajonetgewehre und Seitenwaffen. Auf einer breiten Freitreppe steigt man zu einer durchweg mit Gothischen Ornamenten verzierten, offenen Galerie des neuen Fürstenbaues hinauf, an deren langer Rückenwand der feierliche Einzug des Herzogs Casimir von Coburg in die Veste dargestellt ist. Der lange, vom Professor Schneider al fresco gemalte Festzug, besteht aus einer Menge Personen; Herolde und Bannerträger, Musiker, Trabanten und Jäger, dann der Wagen mit dem Herzog und seiner Gemahlin, hinter dem Wagen der Hofnarr, der Hofzwerg, sodann weltliche und geistliche Beamte, Bürgermeister und Rath, die Schützengilde und der Schullehrer mit der Schuljugend. Unter den vortrefflich gemalten Figuren sind eine Menge Portraitähnlichkeiten jetzt in Coburg lebender Personen.

Im untern Treppenhause des neuen Fürstenbaues, aus dessen mit auf Glas gemalten Wappen geschmückten Fenstern man in den Bärenzwinger hinabsieht, in welchem jetzt nur noch ein Bär vorhanden ist, befindet sich ein zweites Frescogemälde von der Hand des Professor Schneider. Das Bild stellt den Moment dar, wo der Sage nach die beiden in dem Bärenzwinger gehaltenen Bären in den Speisesaal drangen, und hat folgende Inschrift: „Dem Männlein in der Ecke dort woll'n wir das Leben lassen, mit Leuten, die sich fürchten, thun wir uns nicht befassen. Schau lieber doch die schöne Dame hier, die träget höhern Muth, sein wir galant, Herr Bruder, mir schmecket das Confect und auch die Kirschen gut." Dem Bilde gegenüber sind zwei sogenannte Orgelgeschütze, das eine mit 22 Läufen, das andere mit 49 Läufen versehen, aufgestellt. Eine Treppe führt sodann in einen Saal, in dem mehrere Feldschlangen und Falconets mit drei Läufen, und an den Wänden eine große Reihe von Schießgewehren der verschiedensten Art und von der verschiedensten Vollendung stehen.

Das Treppenhaus des obern Stockes ist mit einem Stammbaum der Herzoge zu Sachsen-Coburg (von Wittekind bis Herzog Franz), mehreren Geweihen, den Bildern eines Büchsenspanners und des Landjägermeisters des Herzogs Johann Casimir und einer gegerbten Hirschhaut geschmückt. An der Treppe befindet sich ein Oelgemälde, welches einen Mann mit geflochtenem

Bart darstellt, der bis zur Erde und sodann wieder zum Gürtel reicht. Die Inschrift unter dem Bilde lautet: Andre Eberhard de Rauber zu Tallberg und Reiner. cz seines Alters im 68. Jahre, verfertigt im 1575 Jahr. Dieser Ritter, erzählt die Sage, liebte zugleich mit einem Spanier am Hofe Kaiser Maximilians II. eine schöne junge Dame. Die Dame entschied sich für Niemanden, Keiner von Beiden wollte aber auch zurücktreten. Da bestimmte der Kaiser, es solle ein Zweikampf zwischen beiden Bewerbern stattfinden und derjenige unter ihnen solle die Hand des Fräuleins erhalten, der im Stande sei, den Andern in einen Sack zu stecken. Der Zweikampf fand statt und unser Ritter ward, wie die weitere Unterschrift unter dem Bilde besagt, Sieger.

Das ganze erste Stockwerk des westlichen Baues nimmt der 86′ lange und 41′ breite Waffensaal ein. Sämmtliche Wände des hohen Saales sind von oben bis unten mit Pfeilen, Lanzen, Helmen, Schildern und Schwertern geschmackvoll decorirt. Am obern Ende desselben sind vier vollständige Ritterrüstungen, die Lanze in der Eisenhand, auf geschirrten Pferden aufgestellt. An den Pfeilern, welche ebenfalls mit Waffen und Fahnen ausgeschmückt sind, lehnen vollständige, schöne Turnierrüstungen mit Schutzharnisch und Vorsetzstücken, unter ihnen eine Turnierrüstung Bernhards von Weimar und eine kleine, nur zwei Fuß hohe Panzerrüstung, und zwischen und über den Fenstern dieser obern Abtheilung des Saales sind unter andern einige Turnierhelme von ganz trefflicher Arbeit, mehrere Phrygische Hauben und Byzantische Helme angebracht. Die Mitte der untern Saalabtheilung nehmen die Braut- und Rüstwagen und an den die Decke tragenden Pfeilern aufgestellte Waffentrophäen ein. Die Sitte, fürstlichen Bräuten nebst der Aussteuer auch einen prächtig geschmückten Wagen mitzugeben, in dem sie in den Wohnungsort ihres Gatten den Einzug hielt, war in Deutschland eine allgemeine und kommt noch im 17. Jahrhundert vor. Im Waffensaal sind drei dieser Wagen aufgestellt. Die Sitzkasten sind zu zwei Personen eingerichtet, welche sich einander gegenüber saßen und prächtig bemalt und vergoldet. Ueber denselben ist auf Pfeilern ein Baldachin angebracht, welcher ebenfalls mit reicher Vergoldung, bunten Farben und schöner Schnitzarbeit vielfach geziert ist. An der Rückseite und Vorderseite der Wagen sind die Wappen der sich verheirathenden Personen angebracht, oft vereint, oft einzeln. Der erste dieser Brautwagen, die ich übrigens bis jetzt nirgends, als auf der Veste Coburg vorgefunden habe, ist der des Herzogs Johann Casimir und seiner später so unglücklichen Gemahlin, der Prinzessin Anna von Sachsen. Der zweite derselben ist nach Kawaczinsky's Behauptung der Brautwagen, in dem des Herzogs Johann Casimir zweite Gemahlin, die Prinzessin Margaretha von Braunschweig, ihren festlichen Einzug in Coburg hielt; der dritte ist der Brautwagen des Churfürsten Johann Friedrich des Großmüthigen und der Prinzessin Sybilla von Cleve, der bei ihrer Vermählung zu Torgau am 9. März 1527 gebraucht wurde.

Unter den im Saale an den Pfeilern und Wänden aufgestellten Schilden, Lanzen und Schwertern sind sehr schöne und seltene Exemplare. Die Sammlung ist so reich, wie ich sie in Deutschland in keiner Rüstkammer und in keinem Waffensaale vorgefunden habe. Von großem archäologischen Werthe ist sie sicher, wenn auch leider von keinem historischen. Sämmtliche hier vorhandene Waffen und Rüstungen lagen in einem Raume des großen Zeughauses und in dem Saale, wo jetzt die Gewehre und die Falconets aufgestellt sind, aufeinander gehäuft und wild durcheinander gemischt. Der verstorbene Herzog von Coburg ließ Alles hervorsuchen, ordnen und zusammensetzen, und so entstand diese reiche und prächtige Waffensammlung. Die höchst schwierige und mühsame Arbeit unternahm der jetzige Kastellan der Festung, Friedrich Merkel; er hat sie mit großem Geschick und Geschmack beendigt. Alle einzelnen Rüststücke hat er aus diesem Wust zusammengesucht, das Fehlende mit geschickter Hand zugefügt und sodann zusammengesetzt. Die ganze Ausstellung der Waffen und die wirklich malerisch schöne Decoration der Wände ist ebenfalls von ihm ausgeführt. Er hat sich auf diese Weise ein unläugbares und großes Verdienst um die Sammlung erworben, wenngleich er, als jetziger Kastellan und Führer in den Räumen der Veste, seinen aus zu großer Bescheidenheit angenommenen Grundsatz: „Reden ist Silber, aber Schweigen ist Gold" wohl im Interesse der Beschauer in etwas abändern könnte. In der Art und Weise, wie die Sammlung entstanden ist, liegt, da nur über wenige Waffen und Rüststücke authentische Urkunden und Nachrichten aufgefunden wurden, der Grund, daß bei den meisten der Stücke weder ihr Ursprung noch ihre ehemaligen Eigenthümer angegeben werden können. Nur von folgenden Waffen und Rüststücken sind authentische Nachrichten vorhanden:

Ein Schwert Arnolds von Winkelried.

Ein Schwert Jacobs von Artevelde.

Das sogenannte Churfürstenschwert.

Ein Panzerhemd Thomas Münzers.

Waffen und Pulverhörner vom Schlachtfelde zu Lützen. Sie sind an der Seite des Bildes des Schwedenkönigs Gustav Adolfs im sogenannten Banketsaal aufgehängt.

Eine Turnierrüstung des Herzogs Bernhard von Weimar.

Ein sehr alter mit Leder überzogener Holzschild, auf dem der Ritter St. Georg mit dem Lindwurm und eine betende Jungfrau mit der Krone auf dem Haupte abgebildet sind. Der Schild ist nach Kavaczinsky's Forschungen wohl Böhmischen Ursprungs und stammt aus der Zeit der Hussitenkriege.

Die Wände des Bankettsaales, im obern Stockwerke des Fürstenbaues, sind mit Waffendecorationen und mit sechs großen Oelgemälden geschmückt; die Decke des Saales ist mit 13 Wappen geziert. An der rechten Seite des Saales, wenn man aus dem Treppenhause durch die reich mit Vergoldung

und Farben geschmückte Thüre eintritt, sind die Bildnisse des Herzogs Johann Casimir, Kaiser Ferdinands II. im reichen Krönungsschmuck und Wallensteins angebracht. Die beiden ersten Bilder sind trefflich ausgeführt, das Bild Wallensteins ist nicht so gut gelungen. Gegenüber an der andern Wand hängen die Bilder Tillys, Gustav Adolfs und Bernhards von Weimar. Das Bild des Schwedenkönigs ist von einem unbekannten Meister, die beiden andern Gemälde sind ebenfalls von Schneider. Am besten ist ihm unzweifelhaft das Bild Tillys gelungen. In rother Unterkleidung, gelbem Wams, die rothe Feder auf dem Hut, steht der Mordbrenner von Magdeburg, in etwas gebückter Stellung, die rechte Hand auf einen Stock gestützt, da. Röthliches Haar, lander Schnurr- und Knebelbart umrahmen ein Gesicht voll finstern und tückischen Ausdrucks, welches auf kurzem Hals aus einem großen, weißen Kragen hervorragt. Die rothe Kleidung, das röthliche Hauptthaar, der lauernde, hämische Blick in diesem kleinen, glanzlosen Auge giebt dem Bilde einen eigenthümlichen, schrecklichen Ausdruck. Es graut einem, mit diesem Manne in dem Saale allein zu sein. Die Gestalt und der Kopf des Herzogs Bernhard von Weimar sind voll Ritterlichkeit und Adel. Man glaubt das Prinzip der Finsterniß und des Lichts in diesen beiden Gestalten personificirt zu sehen. Die Mitte des Saales füllt eine Sammlung kostbarer und prächtig mit Emaille, Silber und Gold verzierter Gewehre der verschiedensten Gattung, unter ihnen die Büchse Andreas Hofers.

Aus dem Bankettsaal tritt man in das sogenannte Rosenzimmer, welches seinen Namen von den 365 Rosen hat, mit denen die Decke in reicher Schnitzarbeit, jede verschieden von der andern, geschmückt ist. Die Wände bedecken die Bilder der Sächsischen Fürsten und Fürstinnen, von den Malern Rothbart und Beck gemalt. In den Fensterscheiben sind 24 Wappen der verschiedenen Sächsischen Provinzen — von der Hand des Glasmalers Kellner in Nürnberg — angebracht, unter jedem derselben ein alter Wappenspruch. Malerei und Farben sind vortrefflich, die Wappensprüche oft sehr gut gewählt. Einige lauten also:

Coburg bekannt im Wappen hat,
Ein gülden Löwen früh und spat,
Schwarz ist der Schild, der Löwe wild,
Thue recht, das gut dir niemand stielt.

Der rote Löwe schwebt empor,
Die schöne Tugend leucht' hervor,
Was ich hie sag', das Bergisch Haus
Zeigt es mit seinem Wappen aus.

Mit einem Ring ein schwarzer Dohl
Steht Ravenstein im Wappen wol
Unredlichkeit noch niemand ehrt.
Doch Ehrlichkeit am längsten währt.

Herzogthum Engern führt zur Stund
Drey güldne Herz auf rotem Grund.
Ist nur dein Herze gut und rein
Wird dein Geschick auch gülden sein.

Das Rosenzimmer diente im 14. Jahrhundert als Schenk- und Trinkstube. In der Mitte des Zimmers sind auf einer Estrade eine Menge Trinkgefäße aus Krystall von der verschiedensten Form und Größe, manche mit bunter Glasmalerei geziert, aufgestellt.

Aus dem Rosenzimmer tritt man durch eine mit reicher Holzschnitzarbeit gezierte Thür in das Marienzimmer, so genannt wegen der an den Wänden eingefügten Holzbasreliefs, welche Marias Lebenslauf in den verschiedensten Stadien darstellen. Sie wurden von dem Architecten Görgel in dem alten Benedictinerkloster zu Mönchröden aufgefunden und sind gut restaurirt.

An das Marienzimmer schließt sich das Lutherzimmer an, ein etwas finsteres, kleines Gemach. In diesem Zimmer wohnte und schrieb der Doctor Martinus während seines Aufenthalts auf hiesiger Veste. In den Fensterscheiben ist Luthers Wappen in Glasmalerei und in der Fensternische liest man einige Zeilen, welche von Luther herrühren sollen. Auf einem Tische sind Luthers Büste, einige seiner Handschriften und andere Erinnerungszeichen an den Reformator aufgestellt.

In dem Reformationszimmer sind die Wände mit lebensgroßen Bildnissen der Reformatoren in Oelfarben auf Goldgrund von dem Hofmaler Rothbart gemalt. Die Köpfe sind vortrefflich gelungen. Es sind dort die Portraits Martin Luthers, seiner Gattin Catharina von Bora, Veit Dietrichs, Kaspar Aquila's, Christian Bayer's, Georg Brink's, Justus Jonas, Philipp Melanchthons, Johannes Bugenhagens und Georg Burchhardts.

Noch ist in den obern Räumen des Fürstenbaues die Hornstube zu bemerken. Die Decke und sämmtliche Wände des großen Gemachs sind mit Holzmosaiks und Schnitzarbeit bedeckt. Erstere stellen die Jagden des Herzogs Johann Casimir, dessen Gestalt auf demselben verschiedenemale angebracht ist, dar.

In einem der untern Räume des neuen Fürstenbaues sind 14 Schlitten aus dem 17. Jahrhundert aufgestellt, manche mit merkwürdiger und sonderbarer Holzschnitzarbeit, welche Thiere und mythologische Figuren darstellen, und mit reicher Vergoldung geziert. Zwischen den Schlitten sind einige Pferdegeschirre von kostbarer Arbeit aufgehängt. An der andern Seite des Fürstenbaues liegen die Räume, welche das Münzcabinet, die Kupferstich- und Holzschnitt-Sammlung und die Handschrift-Sammlung enthalten. Das Münzcabinet enthält an 500 Goldmünzen und 3000 Silbermünzen, und viele goldene und silberne Medaillen. Besonders reich ist die Kupferstich- und Holzschnitt-Sammlung. Sie besteht aus 200,000 Kupferstichen, von denen alle Schulen und alle Stadien der Kupferstechkunst repräsentirt werden. Alle Meister sind hier vertreten, besonders gut die der altdeutschen Schule. Die Sammlung ist wohl geordnet und mit einem alphabetisch angelegten Kataloge versehen, so daß man sich leicht zurechtfinden kann. Die Handschriften- und Autographen-Sammlung ist von dem jetzt regierenden Herzoge von Coburg angelegt. Noch im Entstehen umfaßt sie bereits an 1000 Handschriften in der Geschichte hervorragender Persönlichkeiten, von denen die meisten durch größere Schriftstücke, wenige durch bloße Namensunterschriften vertreten sind. Der Besucher findet dort die Handschriften aller bedeutenden Persönlichkeiten der Reformationszeit, vieler Staatsmänner und Schriftsteller, Handschriften von

Fox, Franklin, Washington, Mirabeau, Pitt, Mazarin, Herrschel, Linné, Leibnitz, Göthe, Scott, Byron, Bulwer, Lavater, Autographen der berühmten Kriegshelden aus dem Mittelalter und aus neuerer Zeit, von Alba, Wallenstein, Tilly, Götz von Berlichingen, Marschall Moritz von Sachsen, Vauban, Kosziuszko, Kleber, Wellington, Briefe der Königin Elisabeth von England, der Königin Christine von Schweden, der Marquise von Pompadour u. s. w. Auch Malayische und Türkische Schreiben sind vorhanden.

Von der Terrasse des östlichen Festungshofes hat man eine prächtige und weite Fernsicht auf eine weite, schöne Ebene, welche nach allen Richtungen hin von waldbedeckten und umbuschten Vorbergen durchzogen ist. Aus den Gebüschen gucken die weiße Garten-Häuschen mit ihren rothen Dächern heraus, und an den Bergesabhängen ist Buschwerk und Waldung nach allen Seiten hin durch die grünen, hellen Streifen der Matten oder durch Striche gelber Getreidefelder durchbrochen. Aus der Ebene zwischen den Vorbergen und Hügelreihen blicken uns freundliche Dörfer und Städtchen mit alten spitzen Kirchthürmen und weiße Schlösser an, zwischen ihnen zieht sich durch Wiesen und Gebüsch, wie ein schmales Silberband, der helle Streifen der Itz hindurch, und so steigt nach allen Seiten die Ebene auf, bis sie von blau und violett gefärbten Höhenzügen begränzt wird. Nach Norden hin erblicken wir die Orte Oeslau, Mönchröden, Neustadt und Sonneberg, und der Rupperg, der Neufang und die Höhenzüge des Thüringerwaldgebirges säumen den Horizont; im Osten das Dörfchen Waldenberg, umgeben von den langen und vielverzweigten Höhenzügen des rauhen Kulm, des Schneeberges, des Ochsenkopfs, des großen Waldstein und des Rudolfstein. Nach Westen ist die Aussicht besonders reich, ein buntes Gemisch von Schlössern, Dörfern und Höhenzügen: Die Kirche von Witzmannsberg, Neuses, das Palais des Herzogs von Würtemberg auf grüner Höhe, die dunkeln Mauern und Thürme des Callenberges über Waldgrund, die Trümmer des Straufhains und der Heldburg aus dunkelgrüner Umrahmung, das mannichfaltige Landschaftsbild geschlossen durch die Bergesstreifen des Rhöngebirges, des Dolmar und der Geba. Nach Süden hin bilden der Staffelberg und die Banzerberge den Hintergrund, aus denen die Thürme des Schlosses Banz und der Kirche von Vierzehnheiligen hervorragen, im Vordergrund liegt mitten im frischen, grünen Itzgrund, aus dem die größern und kleinern Waldberge nach allen Seiten hin aufsteigen, die Stadt **Coburg**.

Wie ist es so schön in diesem Thal, so bergesfrisch und so frühlingsgrün, und wie so heimisch in den alten Straßen der Stadt! Die hohen Häusergiebel mit ihren Erkern und Thürmchen schauen so mittelalterlich herab, das hohe Rathhaus am Markte schaut so stattlich reichsstädtisch aus, und von seinem Frontgiebel blickt das hölzerne Männlein mit dem Bratwurstmaaß seit vielen Jahrhunderten die immer flackernden Bratwurstfeuer mit so ernstem Gesicht an, daß man meinen sollte, in Coburg würde kein Metzger zu wenig wiegen


oder mit zu kurzem Maaße seine Bratwürste messen. Auf dem Schloßplatz hat die Stadt ein vornehmes großstädtisches Gesicht. Dort umgeben die im Romanischen Style restaurirten Thürme und Fronten der Ehrenburg, das geschmackvoll gebaute Theater, der Marstall und Häuser mit glänzenden Spiegelscheiben, grünen Terrassen und hohen Fenstern einen großen rosengeschmückten Rasenplatz, auf welchem die schöne Bronzestatue des verstorbenen Herzogs sich erhebt. Der ernste, sinnende Kopf blickt nach der Terrasse hinauf, von der sich Baumgruppen und Parkanlagen bis zu dem Gipfel des Baußenberges und zu den Bastionen der alten Veste hin ausdehnen. Ueberall ragen über die alterthümlichen Häusergiebel die Welschen Hauben der hohen Thorthürme, als Erinnerung an Belagerungen und Kämpfe, welche die Stadt im Mittelalter und dreißigjährigen Kriege bestand, hervor, aber rings um die zerfallende Stadtmauer, um den Hexenthurm und den epheuberankten Kerker des unglücklichen Ritters von Lichtenstein, der hier seine Liebe zu der schönen Herzogin Anna mit vierundvierzigjähriger Gefangenschaft büßte, ziehen sich frische grüne Anlagen mit hellem Rasen und schönen Baumgruppen, welche eine Reihe geschmackvoller Landhäuser beschatten. So umgiebt die frische, lebendige, moderne Gegenwart die dunkeln, alterthümlichen Gebäude vergangener Jahrhunderte!

Bevor ich aber von dir Abschied nehme, du alte, gute Stadt, in der tausend Jahre so friedlich nebeneinanderwohnen, wo die Glocken der hohen Thorthürme so melodisch durch die frische Bergluft tönen, und wo mich der goldene Adler so lange und freundlich beherbergte, muß ich noch Deiner gedenken, mein Freund Heinrich Zetzmann, würdiger Polizeiwachtmeister, einziger Freund, den ich unter der sämmtlichen Polizei Europa's besitze. Wenn ich der Herzog von Coburg wäre, würde ich Dich mit Deiner Intelligenz, Deinem humanen und freundlichen Wesen und Deinem gebildeten Verstande zu meinem Haushofmeister ernennen. So kann ich nichts thun, wie Dir in meinem Buche dies Denkmal setzen, indem ich Dir meinen Dank ausspreche und Deinen Namen schreibe. Täglich führtest Du mich auf die waldbedeckten Höhenzüge, auf die grünen Gipfel des Grubenstein, des Eckardberges und der Buchberge; aus dem dunkeln Laubwald des Baußenberges ließest Du mich die alten Mauern der Veste sehen, wenn das Mondlicht sie umglänzte, und blicktest so oft mit mir von der blumengeschmückten hohen Terrasse des Callenberges auf Wald- und Wiesengrund und auf spielende Rehe herab. An der Thalwand des Mutschenthals habe ich mit Dir die Hasen gejagt, im Baußenberge auf dem Anstande so oft das flüsternde Gespräch des Waldes belauscht, und Abends, wenn ich spät zu Hause ging, führtest Du mich vorsorglich wieder bis zu dem gastlichen Hausthore, damit ich nicht auf dem holprigen Straßenpflaster Arme und Beine bräche. Für alle Deine Freundlichkeit sage ich Dir meinen innigen Dank! —

Alphabetisches Ortsverzeichniß.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Panorama der Eisenbahn von Weimar bis Eisenach.



√

Rasch, Gustav,

Das Thüringerland und der Thüringerwald Ein Reisebuch durch Thüringen, in Skizzen und Bildern ; Mit 20 Stahlstichen und dem Panorama der Eisenbahn von Halle bis Eisenach

Leipzig 1858